

Sylka Scholz, Weertje Willms (Hg.)

**Postsozialistische Männlichkeiten
in einer globalisierten Welt**

Focus Gender

herausgegeben vom

ZIF

Zentrum für Interdisziplinäre
Frauen- und Geschlechterstudien
der HAWK FH Hildesheim/Holzminen/Göttingen
und der
Stiftung Universität Hildesheim

Band 9

LIT

Sylka Scholz, Weertje Willms (Hg.)

Postsozialistische Männlichkeiten
in einer globalisierten Welt

LIT

Umschlagbild: Dietmar Kühle, Hildesheim

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8258-0999-7

© LIT VERLAG Dr. W. Hopf Berlin 2008

Auslieferung/Verlagskontakt:

Fresenstr. 2 48159 Münster

Tel. +49 (0)251-62 03 20 Fax +49 (0)251-23 19 72

e-Mail: lit@lit-verlag.de <http://www.lit-verlag.de>

Inhalt

Einleitung <i>Sylka Scholz & Weertje Willms</i>	1
Deutschland	
„Sozialistische Helden“. Hegemoniale Männlichkeit in der DDR <i>Sylka Scholz</i>	11
Helden und Schwächlinge: Männerbilder in der Fernsehserie <i>Polizeiruf 110</i> <i>Claudia Dreke & Erhard Stölting</i>	37
Hegemoniale Männlichkeiten in Ost- und Westdeutschland <i>Holger Brandes</i>	59
Russland	
Transformationen von Männlichkeitskonstrukten in russischer Gegenwartsliteratur: Ljudmila Petruševskaja und Ilja Stogoff im Generationenvergleich <i>Weertje Willms</i>	81
Von Memmen und Machos. Das Männerbild in der spät- und postsowjetischen populären Kultur <i>Elena V. Müller</i>	103
Soziologische Untersuchungen der Maskulinität: Das männliche Geschlecht im öffentlichen und privaten Bereich in Russland <i>Elena Roždestvenskaja</i>	119

Polen

Abschied von Rittern (und Damen)? Literarische und bildnerische
Dekonstruktionen der traditionellen Männlichkeit in der polnischen Kultur
nach 1989 141
Monika Szczepaniak

Bild und Gegenbild. Die Männlichkeit nach 1989 in Polen im Spiegel der
hohen und der populären Kultur 163
Lidia Głuchowska

Bulgarien

Krise der Männlichkeit und/oder die (Neu-)Erfindung des Patriarchats. Der
Fall der bulgarischen postsozialistischen Transformation der
Geschlechterverhältnisse 195
Ana Luleva

**Männlichkeiten im Postsozialismus. Theoretische und
methodische Diskussion**

Männlichkeit(en) literatur- und kulturwissenschaftlich erforschen.
Diskussion 217
Toni Tholen

Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt.
Zusammenfassung und Diskussion 231
Sylka Scholz & Weertje Willms

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren 257

Einleitung

Sylka Scholz & Weertje Willms

Die seit 1989 auf gesellschaftlicher und politischer Ebene stattfindenden Transformationsprozesse in Osteuropa, einschließlich Ostdeutschlands, haben auch die kulturellen und sozialen Konstrukte dieser Gesellschaften verändert. Dies betrifft in besonderem Maße die für alle Gesellschaften so grundlegenden Geschlechterverhältnisse. Im Mittelpunkt der Frauen- und Geschlechterforschung standen bisher vor allem die Transformationen in den westlichen Ländern sowie deren Folgen für die soziale Positionierung von Frauen, die Veränderungen kultureller Vorstellungen von Weiblichkeit(en) und diejenigen individueller Identitätskonstruktionen. Da die soziale Lage von Männern und der Wandel kultureller Männlichkeitsbilder innerhalb der Geschlechterforschung wenig Beachtung fanden, etablierte sich in den 1980er Jahren in den angloamerikanischen Ländern die Männer- oder Männlichkeitsforschung (*Men's Studies*), welche sich auch im deutschsprachigen Raum seit Mitte der 1990er Jahre konstituiert. Doch sowohl die empirischen Untersuchungen zur Männlichkeitsforschung als auch die einschlägigen theoretischen Abhandlungen (vgl. Connell z. B. 1999; 2000; 2005; Messerschmidt/Connell 2005) betrachten die osteuropäischen und sozialistischen bzw. postsozialistischen Männlichkeiten allenfalls cursorisch. Dieser Band versucht, die Transformationen der Geschlechterverhältnisse und insbesondere der Männlichkeitskonstrukte zwischen Sozialismus und Postsozialismus zu umreißen. Der Fokus auf Osteuropa und Ostdeutschland ist für die Erforschung von Geschlechterverhältnissen und Männlichkeitskonstrukten besonders fruchtbar, da die Analysen der Geschlechterkonstruktionen stets vor dem Hintergrund zweier unterschiedlicher politischer Systeme erfolgen: dem sozialistischen Staat, welcher Normen (und eben auch solche von Männlichkeit und Weiblichkeit) setzt und dem im Kontext einer globalisierten Welt operierenden liberalen postsozialistischen Staat, in dem (zumindest scheinbar) jedes Individuum das Spektrum

der Geschlechtsidentitäten selber mitdefinieren und innerhalb desselben frei wählen kann. Die komparatistische Analyse, welche Geschlechterverhältnisse im kontrastiven Spannungsfeld zwischen diesen beiden Systemen analysiert, kann Aufschluss über zahlreiche Fragen zu Geschlechter- und Männlichkeitskonstrukten geben, welche in anderen Analysen nicht zur Sprache kommen.

Die Untersuchungen konzentrieren sich auf die Länder DDR/Ostdeutschland (Sylka Scholz, Holger Brandes, Claudia Dreke & Erhard Stölting), Russland (Weertje Willms, Elena V. Müller, Elena Roždestvenskaja), Polen (Lidia Głuchowska, Monika Szczepaniak) und Bulgarien (Ana Luleva). Die Beiträge arbeiten aus der Perspektive unterschiedlicher Disziplinen (Literaturwissenschaft, Kunstgeschichte, Soziologie, Psychologie) und auf der Grundlage verschiedenster Untersuchungsgegenstände: Literatur (Romane, Gedichte, Theaterstücke, Lieder), Filme (Kunstfilme, Blockbuster, Fernsehserien), bildende Kunst (Bilder, Fotografien, Videoinstallationen, Happenings), Zeitungsartikel und -fotografien und selbst erhobene Daten (Gruppeninterviews, Einzelinterviews, Fragebögen).

Die Analysen und Interpretationen werden stets von theoretischen Darstellungen eingeleitet oder begleitet, welche den Fragen nachgehen, wie Männlichkeit in den sozialistischen und postsozialistischen Gesellschaften Osteuropas und Ostdeutschlands erforscht werden kann, inwieweit sich die in den *Men's Studies* entworfenen Konzepte wie das der „hegemonialen Männlichkeit“ (R. W. Connell¹) eignen und welche empirischen Methoden besonders ertragreich sind. Das Anliegen des Bandes ist es, die wissenschaftlichen Debatten zum Wandel von kulturellen und künstlerischen Konstruktionen von Männlichkeit(en) auf der einen Seite und zu den Transformationen in den sozialen Praxen auf der anderen Seite miteinander zu verknüpfen, welche in der aktuellen Männlichkeitsforschung meist getrennt voneinander diskutiert werden.

Im Folgenden werden die einzelnen Beiträge kurz vorgestellt.

1. Die Untersuchungen von *Sylka Scholz*, *Claudia Dreke & Erhard Stölting* und *Holger Brandes* widmen sich den Transformationen in der *DDR* und in *Ostdeutschland*.

Sylka Scholz geht am Beispiel der *DDR* der Frage nach, inwieweit das Konzept der hegemonialen Männlichkeit auf die Analyse sozialistischer Gesellschaften angewendet werden kann. Die zur Legitimation politischer Herrschaft von

¹ Da in den englischsprachigen Publikationen Connells Vornamen mit den Initialen „R. W.“ abgekürzt werden, und da außerdem eine Änderung der Vornamen von Robert W. nach Raewyn W. stattgefunden hat, zitieren wir die Vornamen im vorliegenden Band entsprechend dem englischsprachigen Gebrauch ebenfalls nur mit den Initialen.

der Staatsführung konstituierten sozialistischen Helden begreift sie zugleich als Verkörperungen hegemonialer Männlichkeit, welche die männliche Herrschaft sichern. Die Autorin analysiert bekannte sozialistische Helden in Bezug auf ihre inhärenten Männlichkeitskonstruktionen. Dabei zeigt sie, dass die von der Staatsführung hegemonial gesetzte proletarische Männlichkeit, die exemplarisch von den „Helden der Arbeit“ verkörpert wurden, im Laufe der DDR-Geschichte immer mehr in den Hintergrund trat. Sie fungierte als eine Art Generalbass, der jedoch um andere Männlichkeitselemente erweitert werden musste. Bereits Ende der 1970er Jahre setzte allmählich eine Krise der Propaganda ein, und die sozialistischen Helden verloren zunehmend ihre Bedeutung. Die Autorin argumentiert, dass diese Krise zugleich eine Krise der hegemonialen Männlichkeit war, die wesentlich zum Legitimationsverlust der politischen und männlichen Herrschaft der Elite führte und eine wichtige, bisher nicht beachtete Dimension des Zusammenbruchs der DDR darstellt.

Claudia Dreke und *Erhard Stöltzing* wenden sich der in der DDR beliebten Fernsehserie *Polizeiruf 110* zu, die neben Bildern von Verbrechen und Kriminalität zugleich Imaginationen von Männlichkeit und Weiblichkeit vermittelt. Auf der Basis von Filmen aus den 1970er und 1980er Jahren zeigen sie, wie Männer in Bezug auf Verbrechen und in den (dafür relevanten) Kontexten Familie und Arbeit dargestellt werden. Kriminelle Männer werden als schwache Männer imaginiert: Sie erscheinen als Getriebene, die von außen kommenden Versuchungen vor allem sexueller Art erliegen sowie desintegriert und außer (Selbst-)Kontrolle geraten sind. Starke Männer hingegen, so die implizite Botschaft der Serie, bleiben von solchen Anfechtungen unberührt. Dies gilt insbesondere für Polizisten, die zugleich das männliche Prinzip der (Staats-)Macht ideal zu verkörpern scheinen. Die Männlichkeitskonstruktionen der in der DDR gedrehten Filme werden abschließend mit jenen der im vereinten Deutschland weitergeführten Serie verglichen. Dabei zeigt sich, dass die ehemals starken Männer der Kriminalpolizei im neuen Deutschland ihre Machtposition nicht halten können. Ausgedient hat damit auch das von ihnen verkörperte (hegemoniale) Männlichkeitsideal.

Holger Brandes setzt den Wandel hegemonialer Männlichkeit in Ostdeutschland in Bezug zur EU-Osterweiterung. Die Analyse des Integrationsprozesses der beiden deutschen Staaten, der in beschleunigter Form erfolgte, kann aus seiner Perspektive Aufschluss über den europäischen Integrationsprozess insgesamt geben. Anhand von qualitativen Interviews mit ostdeutschen Männern rekonstruiert Brandes zunächst deren Deutungsmuster von Männlichkeit. Davon ausgehend vergleicht er hegemoniale Männlichkeitskonstruktionen in der alten Bundesrepu-

blik und der DDR. Für beide Staaten war der Zusammenhang von Männlichkeit und Erwerbsarbeit bestimmend, in der DDR spielten jedoch Industriearbeit und eine sozialistische Arbeitsideologie eine zentrale Rolle, weshalb hegemoniale Männlichkeit dort eine „proletarisch-kleinbürgerliche Prägung“ hatte. In der alten Bundesrepublik war hingegen die so genannte Kopfarbeit bedeutsamer, spielten individueller Erfolg und berufliche Karriere eine zentrale Rolle, hegemoniale Männlichkeit hatte eine Mittel- und Oberschichtenprägung. Nach der Wende im Herbst 1989 traten beide Männlichkeitsformen in ein „ungleiches Konkurrenzverhältnis“, die westdeutsche Konstruktion wurde im Laufe der 1990er Jahre hegemonial, während das ostdeutsche Männlichkeitsmuster in gesellschaftliche Randzonen abgedrängt wurde.

2. *Weertje Willms*, *Elena V. Müller* und *Elena Roždestvenskaja* wenden sich der *Sowjetunion und Russland* zu.

Weertje Willms geht zunächst auf die Bedeutung von künstlerischen, fiktionalen Texten für die Analyse von Männlichkeitskonstruktionen ein. Sie untersucht die Texte als Seismographen kollektiver psychischer Befindlichkeiten und kultureller Konstrukte. Anschließend kontrastiert sie literarische Texte einer russischen Autorin und eines russischen Autors aus zwei Generationen: *Cinzano* von Ljudmila Petruševskaja (1973/77) und *Machos weinen nicht* von Ilja Stogoff (2001). Die Interpretation dieser Texte zeigt, dass die Ablösung des alten sozialistischen Systems ein Vakuum von Werten und Normen hat entstehen lassen, das besonders bei den männlichen Figuren eine große Orientierungslosigkeit bei der Neudefinition von individueller, familialer und nationaler Identität verursacht hat. Vor allem die Bedeutungslosigkeit der älteren Generation nach der Wende sowie die Übernahme männlicher Rollenmuster durch die Frauen stellen für viele Männer ein Problem dar. Auf der Suche nach Hilfe wird auf uralte Rezepte zurückgegriffen (traditionelle Geschlechterkonzepte und Religion/Glaube), welche allerdings nicht die erhoffte Lösung bieten können.

Elena V. Müller untersucht ebenfalls Männerbilder in der (Post-)Sowjetunion, ihr Material bilden insbesondere Spielfilme. Sie geht davon aus, dass die spätsowjetische Kultur die Individuen im heutigen Russland immer noch stark prägt. Bezüglich des Männerbildes haben sich in der sowjetischen Kultur zwei Tendenzen entwickelt: Einerseits eine offizielle Kultur der Heldenverehrung, die Männer als makellose und starke sozialistische Menschen präsentierte, welche nur für das Gemeinwohl lebten, aber (dadurch) zugleich dem Wohl der Familie dienten, und andererseits eine zunehmende Krise der Männlichkeit. Vor allem Protagonisten populärer Filmkomödien der 1960er und 1970er Jahre wurden als Schwächlinge

imaginiert, galten jedoch als liebenswerte Sonderlinge, welche Erfolg bei Frauen hatten. Für die Gegenwart konstatiert Müller eine Distanzierung von den „*Intelligencija*-Memmen“ und ein Comeback der Heldenverehrung in Russland: Stärker ins (idealisierte) Bild rückt der einflussreiche, rücksichtslose, durchsetzungsfähige und (deshalb) bei Frauen erfolgreiche Macho.

Elena Roždestvenskaja stellt in ihrem Beitrag verschiedene soziologische Analysen der Maskulinität vor, die sie im Laufe der letzten Jahre durchgeführt hat. Den theoretischen Hintergrund bilden das Konzept der hegemonialen Männlichkeit (Connell) und das des männlichen Habitus (Bourdieu; Meuser). Anhand der Untersuchungen zu männlichen biographischen Konstrukten, zu kollektiven Identitäten, zur Dynamik von Berufsverläufen und zur familiären Situation von Männern zeigt sie, dass die Transformationsprozesse nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion zu einer habituellen Verunsicherung von Männern geführt haben. Diese Verunsicherungen resultieren daraus, dass das Männlichkeitskonstrukt an Erfolg im Beruf/im Business und an den Status des Familienernährers geknüpft ist. Beide Ziele sind unter den neuen Bedingungen nur schwer zu realisieren. Verstärkt werden die Verunsicherungen dadurch, dass die Frauenrolle gegenwärtig im Umbruch ist. Insgesamt stellt Roždestvenskaja ein traditionelles Leitbild fest, das jedoch Irritationen und Diskrepanzen sowohl durch beruflich orientierte Frauen und die egalitären Praxen in den Paarbeziehungen als auch durch die Autonomisierung kultureller Milieus erfährt.

3. Männlichkeitskonstrukte und Geschlechterverhältnisse in *Polen* werden von *Monika Szczepaniak* und *Lidia Głuchowska* untersucht.

Monika Szczepaniak untersucht Männlichkeitsbilder unter der Frage, ob es im heutigen Polen einen Abschied von „Rittern“ gebe, denn das traditionelle Männlichkeitsbild ist vom romantischen Bild des Ritters geprägt – patriotisch, katholisch, mit Liebe zur Familie und der Sehnsucht nach einem eigenen Staat und opferbereit. Da der Erfolg männlicher Kampfgemeinschaften in Bezug auf die Staatsbildung ausgeblieben ist, haben sich die „Ritter“ ganz auf den Kampf, die Pflege und die Verteidigung der „Damen“ konzentriert. Im sozialistischen Staat variierte dieses Ideal im Bild des charmanten Arbeitshelden, der Frauen blumige Ehre erwies. Für die Zeit nach 1989 beschreibt Szczepaniak vor allem in der Kunst Dis-tanz zu diesem Bild: Der Mythos des Ritters wird nun als entwaffneter Soldat dekonstruiert, der das Militärische – kollektive Ehre und den Dienst am Vaterland – verweigert. An Filmen und Texten zeigt sie, dass die neuere Kultur in Polen das einheitlich romantische Männlichkeitsbild verworfen und sich die globalen Muster von Männlichkeit angeeignet hat, zu sehen z. B. am Typus des

Managers, aber auch an dem des „liebervollen Vaters“. Dies wiederum wird aus konservativer Perspektive als „Krise der Männlichkeit“ wahrgenommen. Szczepaniak konstatiert insgesamt eine Parallelität traditioneller und neuer – heterogener – Männlichkeitsimagines, von denen derzeit keines hegemonial (im Sinne Connells) ist.

Lidia Gluchowska stellt in ihrem Beitrag dar, dass die Geschlechterkonnotationen in Polen nach 1989 einer tiefgreifenden Veränderung unterliegen. Anhand zahlreicher Beispiele aus der bildenden Kunst zeigt sie Verarbeitungen von Männlichkeit, wobei sie zwischen offiziellen Bildern und Gegenbildern differenziert. Dabei setzt sie (hoch-)künstlerische und kritisch reflektierende Verarbeitungen der Transformationsprozesse, in denen männliche Identität als „Maske“ und „Gefängnis“ erscheint und sich gegen von außen gesetzte Normen wehren muss, gegen ein in Publikumszeitschriften propagiertes konservatives Bild, in dem Männer als aktive Schöpfer der Welt, als konsum-, erfolgs- und wettbewerbsorientiert erscheinen. Sie wendet sich auch der „homosexuellen“ und der „feministischen“ Kunst zu, die auf erheblichen Widerstand vor allem der katholischen Kirche stoßen. Gluchowska interpretiert vor allem die hohe Kunst als kritisch-reflexive Zeitdiagnostik.

4. *Ana Luleva* wendet sich der Gesellschaft *Bulgariens* zu.

Anhand von biographischen Interviews und Medienanalysen konstatiert *Ana Luleva* für Bulgarien eine Pluralisierung der Geschlechterordnung. Einerseits wird die sozialistische Ideologie der Geschlechtergleichheit im öffentlichen Diskurs durch neoliberale Ideen abgelöst, was weniger zur Krise der Geschlechterordnung als vielmehr zur Transformation vom strukturellen zum häuslichen Patriarchat führt. Legitimiert wird letzteres u. a. durch die Imagination einer äußeren Bedrohung, etwa durch westeuropäische Unternehmen. Damit einher geht der Appell an Männer, Frauen zu beschützen bzw. nicht zuzulassen, dass sie ausgebeutet werden und ihre Familie allein ernähren müssen. Andererseits werden in der privaten Sphäre immer mehr egalitäre Partnerbeziehungen praktiziert. Dies führt zu Spannungen zwischen Genderideologien und Genderpraktiken und produziert Widersprüche: Einerseits übernehmen Frauen emanzipierte Rollen, andererseits hegen sie traditionelle Erwartungen an Männer. Insgesamt hat die Transformation die Geschlechterbeziehungen problematisiert, die sozialistische Idee der Geschlechtergleichheit findet keine breite Unterstützung mehr.

5. Zwei theoretische und zusammenfassende Diskussionsbeiträge von *Toni Tholen* und von *Sylka Scholz & Weertje Willms* schließen den Band ab.

Toni Tholen wendet sich in der die kulturwissenschaftlichen Beiträge zusam-

menfassenden Diskussion der Frage zu, wie Männlichkeit erforscht werden kann, und plädiert für interdisziplinäre und internationale Zugänge. Dabei zeigt er auf, welchen Beitrag insbesondere die Literaturwissenschaft leisten kann, die sowohl gesellschaftliche Leitbilder von Männlichkeit als auch innerpsychische Dimensionen zu erfassen vermag. Im Anschluss an kognitive Erzähltheorien und den Literaturwissenschaftler Walter Erhart favorisiert er ein Konzept von „Männlichkeit als narrativer Struktur“. Mit Bezug auf Letzteren schlägt er außerdem vor, den Krisenbegriff als konstitutiv für Männlichkeitserzählungen und Krise dabei als wirkliche Störung und Knotenpunkt für erfolgreiche Männlichkeitskonstruktionen zu betrachten. Die Aufgabe von Männlichkeitsforschung sieht Tholen vor allem in der Analyse von neuen Formen der Subjektivierung jenseits von Autonomie, dezidiert müsse eine literaturwissenschaftliche Männlichkeitsforschung auch einen Begriff von Zukunft entwickeln.

In einem abschließenden Beitrag fassen die Herausgeberinnen *Sylka Scholz* und *Weertje Willms* zum einen die in den einzelnen Aufsätzen angesprochenen inhaltlichen Aspekte zusammen. Sie fokussieren die zahlreichen Überschneidungen der Ergebnisse für die einzelnen Länder, stellen aber auch die signifikanten Unterschiede und die sich ergebenden Forschungslücken und -fragen heraus. Trotz der Vielfalt an Untersuchungsmethoden und -zugängen bietet sich ein klar erkennbares und erstaunlich scharf konturiertes Bild sozialistischer und postsozialistischer (hegemonialer) Männlichkeit(en) und Geschlechterverhältnisse. Die postsozialistischen Konstrukte in Osteuropa weisen Gemeinsamkeiten mit und regionale Unterschiede zu westlichen Männlichkeiten auf. Zum anderen diskutieren sie die in den Beiträgen aufgegriffenen theoretischen Zugänge und setzen sie in Bezug zu einigen wichtigen Untersuchungen aus dem Bereich der Männlichkeitsforschung. Dabei steht vor allem die Frage nach dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit und seiner Übertragbarkeit auf die Verhältnisse des sozialistischen und postsozialistischen Osteuropa im Mittelpunkt. Es wird dafür plädiert, postsozialistische Männlichkeiten konzeptionell in die aktuellen Theorien zu globalisierten Männlichkeiten zu integrieren und ähnlich wie postkoloniale Männlichkeitskonstrukte systematisch zu untersuchen.

Die hier vorgelegten Untersuchungen sind – um einige Beiträge erweitert – aus den Vorträgen hervorgegangen, welche vom 26. bis 27. Januar 2007 auf dem internationalen Workshop *Männlichkeit(en) erforschen – Geschlechterverhältnisse in Osteuropa* an der Stiftung Universität Hildesheim unter der Leitung von Sylka Scholz gehalten wurden. Das Maria-Goeppert-Mayer-Programm, in dessen Rahmen Sylka Scholz im Sommersemester 2007 und Wintersemester 2007/08

eine Gastprofessur für Internationale Frauen- und Geschlechterforschung innehatte, finanzierte diesen Workshop. Die Herausgeberinnen danken dem Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft als Träger dieses Programms und dem Frauenbüro der Universität Hildesheim, welches die Gastprofessur initiierte und unterstützte. Des Weiteren danken wir dem Ministerium für die unkomplizierte Bereitstellung eines Druckkostenzuschusses. Frau Dorothee Gomille sei für das Redigieren des Manuskripts gedankt. Und nicht zuletzt danken wir allen Autorinnen und Autoren dieses Bandes für ihre engagierte Arbeit.

Berlin, im Februar 2008

Sylka Scholz & Weertje Willms

Deutschland

„Sozialistische Helden“. Hegemoniale Männlichkeit in der DDR

Sylka Scholz

Für die Analyse männlicher Herrschaft und der sozialen Konstruktion von Männlichkeiten hat sich in den vergangenen 20 Jahren das von R. W. Connell Mitte der 1980er Jahre entwickelte Konzept der hegemonialen Männlichkeit als zentrale Leitkategorie der Männlichkeitsforschung durchgesetzt (Carrigan/Connell/Lee 1995; Connell 1987; 1999). Obwohl das Konzept zunächst anhand der australischen Gesellschaft für die Analyse nordamerikanischer und westeuropäischer kapitalistischer Gesellschaften entwickelt wurde, wird es mittlerweile weltweit und auf verschiedenste, auch postsozialistische Gesellschaftsformen angewendet (vgl. den Überblick in Connell/Messerschmidt 2005; speziell zu postsozialistischen Gesellschaften Novikova/Kambourov 2003). Hintergrund dieser Übertragung ist die Annahme einer Globalisierung und damit verbunden die Herausbildung einer Weltgesellschaft (vgl. auch Connell 2005). Im folgenden Beitrag werde ich zeigen, dass Connells theoretischer Rahmen auch für die Untersuchung sozialistischer Gesellschaften geeignet ist, die ich als eine spezifische Form moderner Gesellschaften verstehe.

Connell geht davon aus, dass hegemoniale Männlichkeit in den gesellschaftlichen Zentren der Macht konstituiert wird, dies sind der Staat, das Militär und die Wirtschaft. Innerhalb dieser Institutionen sind es die jeweiligen Eliten, die die hegemoniale Männlichkeit entwerfen (vgl. Meuser/Scholz 2005), jedoch nicht zwingend verkörpern müssen. Alle anderen Männlichkeitskonstruktionen stehen in Relation zu dieser hegemonialen Form und können durch „Hegemonie, Dominanz/Unterordnung und Komplizenschaft einerseits, Marginalisierung und Ermächtigung [andererseits]“ (Connell 1999, 102) bestimmt sein. Meine Ausgangsthese lautet, dass die von der Staats- und Parteiführung der DDR geschaffenen sozialistischen Helden nicht nur zur Legitimation der sozialistischen Staatsmacht

und Ideologie dienten, sondern zugleich hegemoniale Männlichkeit verkörperten und damit die männliche Herrschaft einer politischen Elite legitimierten. Im ersten Abschnitt dieses Beitrags arbeite ich die Charakteristika sozialistischer Macht- und Herrschaftsverhältnisse heraus und bestimme zentrale Merkmale des sozialistischen Geschlechterverhältnisses. Im zweiten Abschnitt zeige ich, wie die sozialistischen Heldenfiguren durch einen asymmetrischen Kommunikationsprozess zwischen Staat und Bevölkerung geschaffen wurden. Dem schließt sich im dritten Abschnitt die Untersuchung ausgewählter sozialistischer Helden an. Als Quelle dienen mir Rekonstruktionen zentraler Heldenkonstrukte, die in dem Buch *Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte der Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR* versammelt sind (Satjukow/Gries 2002a). Die einzelnen Analysen beziehen die Biographien der historischen Personen ein, zeigen Konflikte zwischen den als Helden aufgebauten Personen und dem Staat auf und gehen auf die eigensinnige Aneignung der Helden durch die Bevölkerung ein. Dass es sich bei diesen Helden vor allem um Männer handelt, wird von einigen der Autorinnen und Autoren zwar angemerkt, die Kategorie Geschlecht spielt jedoch keine systematische Rolle. In meiner Analyse richtet sich hingegen der Fokus auf das Geschlecht. Mit Bezug auf Connells Konzept analysiere ich die sozialistischen Helden als Verkörperungen hegemonialer Männlichkeit. Methodisch greife ich dabei auf die vorliegenden Analysen zurück und untersuche systematisch die immanenten Männlichkeits- und Weiblichkeitskonstruktionen. Weitergehend analysiere ich bekannte Bilder der jeweiligen Helden. Denn gerade in Bildern sind vorreflexive und implizite Wissensbestände eingelassen, die für Individuen handlungsleitend sind (vgl. Bohnsack 2001). Dies gilt insbesondere in Bezug auf die Kategorie Geschlecht. Menschliche Darstellungen enthalten in der Regel stereotyp geformte Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit, welche die vermeintlich natürlichen Unterschiede zwischen den Geschlechtern in einer weitreichenden kulturellen Deutungsarbeit überhöhen und den Geschlechtern je bestimmte Tätigkeiten, Eigenschaften und Machtbefugnisse zuweisen. Diese Muster wiederum werden durch die Bilder beiläufig und selbstverständlich vermittelt, sie können aber auch im Prozess ihrer Aneignung transformiert werden (vgl. Dölling 1991).

Anhand der Text- und Bildanalysen werde ich zeigen, dass die von Staat und Partei als hegemonial bestimmte proletarische Männlichkeit im Laufe der DDR-Geschichte immer mehr in den Hintergrund rückte und nur noch eine Art Generalbass der hegemonialen Männlichkeit bildete, die um andere Kadenzten erweitert werden musste, um hegemonial bleiben zu können.¹ Die in den 1970er Jahren

¹ Der Generalbass bezeichnet in der Barockmusik des 17. und 18. Jahrhunderts die durchlau-

allmählich einsetzende Krise der Propagandafiguren deute ich auch als eine Krise der hegemonialen Männlichkeit, der ich im vierten Abschnitt des Textes genauer nachgehe, dem fünftens ein kurzes Resümee folgt.

1 Herrschafts- und Geschlechterverhältnisse in der DDR

Mit dem Soziologen Peter Wagner lassen sich sozialistische Gesellschaften als eine Variante moderner Gesellschaften bestimmen (Wagner 1995). Wagner gliedert die Entwicklung der Moderne in drei Phasen: die restriktiv liberale Moderne, die organisierte Moderne und die erweitert liberale Moderne bzw. Postmoderne. Diese Gliederung folgt der Idee, dass die moderne Gesellschaft von einem Grundkonflikt gekennzeichnet ist: So gründete das Projekt der Moderne auf der Vorstellung von Autonomie und Freiheit aller Individuen, in der praktisch-politischen Realisierbarkeit erwies sich dieses Projekt jedoch als sozial gefährlich offen und wurde deshalb eingedämmt. Diese Eindämmung erfolgte in den drei Phasen mit unterschiedlicher Reichweite.

Die organisierte Moderne konstituierte sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, ihre Entwicklung teilte sich im 20. Jahrhundert in eine kapitalistische und eine sozialistische Variante. Diese Form war sowohl in ihrer sozialistischen als auch in ihrer kapitalistischen Fassung eine entwickelte wohlfahrtsstaatliche Industriegesellschaft, die sich durch einen hohen Grad an Kollektivierung und sozialer Homogenisierung auszeichnete. Sie entfaltete ihren Höhepunkt nach dem Zweiten Weltkrieg bis in die 1970er Jahre. Während die westeuropäischen Gesellschaften sich ab diesem Zeitpunkt allmählich zur erweitert liberalen Moderne bzw. Postmoderne entwickelten, deren Kennzeichen der Wandel zur Dienstleistungsgesellschaft, Prozesse der Globalisierung und damit verbunden eine Schwächung des Nationalstaates sind, verharrten die sozialistischen Gesellschaften bis zu ihrem Zusammenbruch in der organisierten Moderne und radikalisierten sie.

Der Einparteienstaat fungierte als Egalisierer – kulturelle Identitäten, religiöse Bindungen und traditionelle Familienformen wurden aufgelöst. Und indem der Staat auch die allokativen Praktiken organisierte, wurden soziale Differenzen zunehmend eingeebnet. Die Wirtschaft wurde politischen Zielen untergeordnet, nach politischen Zielvorgaben zentral geplant und gesteuert (Planwirtschaft). Ausschlaggebend für die angestrebte Entwicklung der Gesellschaft waren drei politische Ideen: die Idee einer gesetzmäßigen gesellschaftlichen Entwicklung und

fende Basslinie, die Begleitmusik, auf der die eigentliche Melodie und vor allem die virtuosens Kadenzen aufsatteln.

des (wissenschaftlich-technischen) Fortschritts, die Idee der sozialen Gleichheit und Gerechtigkeit sowie die Idee, dass Erwerbsarbeit der wichtigste gesellschaftliche Integrationsmodus sei und das emanzipatorische Potential für den Abbau bestehender sozialer Differenzierungen enthalte. Ausdrücklich sollten auch die sozialen Unterschiede zwischen den Geschlechtern abgebaut werden.

Trotz der propagierten Gleichberechtigung der Geschlechter war die politische Herrschaft im Einparteienstaat zugleich eine männliche Herrschaft: Zum einen waren Schaltstellen der Macht mit Männern besetzt und auch die Inhaber der wirtschaftlichen Führungspositionen waren meist männlichen Geschlechts. Zum anderen wurden Interessen von Männern und spezifische, als männlich zu verstehende Wahrnehmungs- und Deutungsmuster durchgesetzt. So wurde beispielsweise die soziale und kulturelle Dominanz der Erwerbssphäre gegenüber der Reproduktionssphäre nicht aufgehoben (vgl. Stolt 2000). Stattdessen wurde diese ideologisch durch eine „sozialistische Arbeitsutopie“ gefestigt. Diese Utopie beinhaltete die Vorstellung, dass Selbständigkeit und Emanzipation der Individuen nur durch Erwerbsarbeit zu erlangen seien. Sie beruhte auf den modernen Prinzipien der instrumentellen Vernunft wie ökonomische Rationalität, Berechenbarkeit und Kontrolle der Arbeit. Alle menschlichen Aspekte, die sich nicht in diese Form von Arbeit integrieren ließen, wie Generativität, Emotionalität, Sexualität wurden aus der Arbeitssphäre ausgegrenzt. Da der Staat sich jedoch gleichzeitig für die, wenn auch auf die Integration in die Erwerbssphäre beschränkte, Emanzipation der Frauen einsetzte, entstand ein „Spannungsverhältnis zwischen männlicher Hegemonie und weiblicher Emanzipation“ (vgl. Scholz 2004, 48 ff.). Diese Spannung charakterisierte das Geschlechterverhältnis der DDR insgesamt.

2 Die Konstruktion sozialistischer Helden

Für die DDR gilt wie für alle sozialistischen Staaten, dass sie zur Legitimation ihrer Macht und zur Vermittlung der sozialistischen Ideologie ein Pantheon von Heldenfiguren installierte, die so genannten sozialistischen Helden (vgl. Satjukow/Gries 2002b). Dieser Heldenhimmel beruhte auf einer sozialistischen Heldentheorie, die in den 1920er Jahren mit Rekurs auf Schriften von Nietzsche, Marx, Gorki und Lunatscharski entwickelt wurde: Ebenso wie der Held früherer Zeiten sollte der sozialistische Held lichtvolle Momente in einem als dunkel empfundenen Alltag repräsentieren und ein erzieherisches Vorbild sowie Identifikations- und Integrationsfigur sein. Neu war die Idee, dass im Sozialismus jeder ein Held werden konnte. Dass es sich bei den sozialistischen Helden

vorrangig um männliche Helden handelte, war kein Zufall. Über dieses Pantheon wurde zugleich auch die männliche Herrschaft legitimiert, indem mittels dieser Heldenfiguren hegemoniale Männlichkeit kreiert wurde. Das konstatierte Spannungsverhältnis zwischen männlicher Hegemonie und weiblicher Emanzipation fand seinen Ausdruck in der Kreation einiger weniger weiblicher sozialistischer Helden. Diese waren aber – ebenso wie die Frauen allgemein – gegenüber den Männern nur vermeintlich gleichberechtigt (s. u.).

Nach Satjukow und Gries kam „eine erfolgreiche Heldenkommunikation [...] nur dann zustande, wenn die Masse diese Figur [annahm]“ (ebd., 33), die Konstitution eines Helden war ein asymmetrischer Kommunikationsprozess zwischen Machthabern und Bevölkerung. Bei der Konstruktion sozialistischer Helden handelte es sich im Regelfall zuerst um eine autoritäre Setzung des Staates sowie der Partei. Die politische Führung vermittelte der Bevölkerung über den Helden Botschaften, die ihre Macht legitimieren sollten. Bei dieser Vermittlung spielten die Massenmedien eine wichtige Rolle. Die Bürgerinnen und Bürger eigneten sich die Heldenfiguren in unterschiedlichen Kontexten an: als Werktätige, als Mitglieder in Parteien und Organisationen, als Lernende und als Privatmenschen. In diesem Prozess vervielfältigte sich die Bedeutung der sozialistischen Helden. Staat, Medien und Bevölkerung „einigten“ sich „im Laufe der Zeit auf wesentliche Gehalte der Heldenkonstrukte“ (ebd., 33) und konstruierten so gemeinsam die hegemonialen Figuren. Somit erfolgten die Legitimation und Aufrechterhaltung der politischen und implizit männlichen Herrschaft durch eine hegemoniale Kultur im Sinne Gramscis (Connell 1999). Diese Kultur beruhte auf Aushandlungsprozessen und Konsensbildung zwischen der politischen Führung und der Bevölkerung. Jedoch kam es bei Abweichungen vom hegemonialen Ideal und vor allem bei Provokationen relativ schnell zum Gewalteintritt. Eine genaue Analyse des Verhältnisses von Hegemonie und Gewalt steht bisher noch aus.

Im Mittelpunkt der folgenden Untersuchung steht die autoritäre Setzung hegemonialer Männlichkeit durch den Staat, während die individuellen Aneignungen und, damit verbunden, die möglichen Verschiebungen und Umschreibungen im Rahmen dieses Aufsatzes zurückgestellt werden.

3 Helden der Arbeit, Sporthelden und Fliegerkosmonauten. Verkörperungen hegemonialer Männlichkeit in der DDR

Im Laufe der Geschichte des Sozialismus lassen sich verschiedene Typen sozialistischer Helden unterscheiden, die jeweils ihre spezifische Blütezeit hatten und ge-

nerationenspezifisch wirkten. Nach Satjukow und Gries (2002b) lassen sich drei Typen differenzieren: die Kriegshelden, die politischen Führer-Helden und die Kulturhelden. Trotz aller Unterschiede lassen sich zwischen den drei Heldentypen Gemeinsamkeiten feststellen, die Gries und Satjukow in dem Entwurf der Vita eines „männlichen (!) Musterhelden“ (ebd., 24) verdichten: Der Held stammt aus einfachen Verhältnissen, verbringt seine Kindheit und Jugend im Arbeitermilieu, verlässt das Elternhaus, um ein „Meister seines Faches“ (ebd.) zu werden, dabei sind Irr- und Umwege möglich, doch stets findet er auf den „richtigen“ Weg zurück; er kommt mit der Partei in Berührung, sie wird seine Erzieherin; politisch und moralisch gefestigt, persönlich und allein vollbringt er die Heldentat, die jedoch dem Kollektiv, dem Betrieb, der Arbeiterklasse und/oder der Nation großen Nutzen bringt; der Held ist überdies bescheiden und kein Mann der großen Worte. Der Generalbass dieses Heldenmusters ist die proletarische Herkunft und die Verankerung in der Arbeiterklasse sowie eine entsprechende politische Einstellung, verbunden mit Tugenden wie Bescheidenheit, Strebsamkeit, Wissbegierigkeit und Fachlichkeit.

Auch Holger Brandes (in diesem Band) spricht für die DDR von einer „proletarisch eingefärbten hegemonialen Männlichkeit“, die durch den Industriearbeiter verkörpert wurde. Mit Bezug auf Bourdieus Habituskonzept und dessen Analyse der „feinen Unterschiede“ bestimmt Brandes folgende Merkmale dieser Männlichkeit: Hochachtung von körperlicher und handwerklicher Arbeit, eine darauf bezogene Ess- und Trinkkultur, die sich durch eine kalorienreiche Ernährung und einen entsprechenden Umgang mit Alkohol auszeichnete. Auch die Alltagskultur und die Ausdrucksformen des ästhetischen Geschmacks waren „proletarisiert“. Gleichzeitig war diese hegemoniale Männlichkeit durch eine „verwischte Neutralität“ zwischen Männern und Frauen gekennzeichnet, die aus dem staatlich verordneten und von der Bevölkerung weitgehend geteilten Gleichheitsanspruch resultierte. Diese „proletarische Einfärbung“ fungierte meines Erachtens jedoch nur als Generalbass der hegemonialen Männlichkeit; um sie zu verkörpern, mussten weitere Elemente oder Kadenzen hinzukommen, die an tradierte Männlichkeitsvorstellungen anknüpften.

Die im Folgenden untersuchten sozialistischen Helden gehören zum Typus der Kulturhelden. Aufgrund der deutschen Geschichte hatten im Gegensatz zu den anderen sozialistischen Ländern Kriegshelden in der DDR keine Bedeutung, militärische Männlichkeitskonstruktionen waren nach dem Zweiten Weltkrieg sowohl in der ost- als auch in der westdeutschen Bevölkerung diskreditiert (vgl. Scholz 2004). Zwar hielten die Männer der politischen Führungselite aufgrund ihrer So-

zialisierung in militarisierten Arbeitervereinen und im antifaschistischen Widerstandskampf an militarisierten Männlichkeitskonzepten fest (vgl. Scholz 2001), es gelang ihnen – trotz größter Inszenierungsarbeit (vgl. Gries 2002, 88) – jedoch nicht, aus ihren Reihen einen politischen Führer-Helden zu schaffen. Diese Position hatte über die gesamte DDR-Geschichte der im Nationalsozialismus ermordete Arbeiterführer Ernst Thälmann inne (vgl. Leo 2002). Sein Status war unantastbar, doch gerade deshalb eignete er sich für große Teile der Bevölkerung weniger zur Identifikation als die real existierenden Kulturhelden (und -heldinnen). Mit ihren Taten war die Schaffung bedeutsamer künstlerischer, handwerklicher, wissenschaftlicher und/oder technischer Leistungen verbunden (vgl. Satjukow/Gries 2002b, 15). Bei den drei untersuchten Fällen handelte es sich um solche Helden, die von großen Teilen der Bevölkerung verehrt wurden und generationenspezifisch als Identifikationsfiguren fungierten. Diese sozialistischen Helden setzten sich in einem wechselseitigen Kommunikationsprozess zwischen Einparteiensstaat, Medien und Individuen unter einer ganzen Reihe von weiteren Propagandafiguren als hegemonial durch.

3.1 Der Arbeits- und Aufbauheld Adolf Hennecke

Während die politischen Führer-Helden und die Kriegshelden bereits eine lange Tradition hatten, an die im Sozialismus angeknüpft wurde, war der Typus des Arbeits- und Aufbauhelden eine genuin sozialistische Erfindung. Proletarische Männlichkeit gehörte historisch zu den untergeordneten Formen von Männlichkeit. Die Transformation in hegemoniale Männlichkeit ging mit einer Heroisierung von Arbeit einher. Gerade zur Installierung dieses Heldentypus war, wie im Folgenden gezeigt wird, ein besonders hoher Inszenierungsaufwand notwendig.

Das Vorbild dieses Heldentypus kam aus der Sowjetunion: Der Bergmann Alexej Stachanow hatte im August 1935 statt der üblichen zehn bis zwölf sogar 102 Tonnen Kohle gefördert und löste mit seiner Leistung eine nach ihm benannte Aktivistenbewegung aus (vgl. Sartorti 2002). Die Staatsführung der DDR wollte einen entsprechenden Arbeits- und Aufbauhelden schaffen, um Legitimationsprobleme ihrer Herrschaft zu lösen, und wählte dafür den Bergmann Adolf Hennecke aus (vgl. im Folgenden Satjukow 2002). Hennecke galt als erfahrener Hauer, war 1946 in die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands (SED) eingetreten und ab 1947 Schulungsreferent. Trotz seines Engagements für die Partei war er unter den Bergarbeitern anerkannt. So eignete sich Hennecke in einer gesellschaftlich schwierigen Situation – die politische Führung in der Sowjetunion hatte 1948 den Marshall-Plan abgelehnt, die Bevölkerung war aufgebracht, die

Arbeitsproduktivität in den Betrieben gering – dazu, die Botschaft von Partei und Staat zu verkörpern. Forderten die Arbeiter: „Erst mehr Essen, dann mehr arbeiten“, lautete der Ruf der Partei: „Mehr produzieren, richtig verteilen und besser leben.“ (Ebd., 116) Zwar gab es im Zuge der aus der Sowjetunion kommenden Stachanow-Bewegung bereits in vielen Betrieben Aktivisten, welche die Norm übererfüllten, eine Signalwirkung hatten ihre Taten jedoch nicht. So wurde im Oktober 1948 von Staat, Partei und Betrieb bewusst eine Heldentat inszeniert.

An jenem Mittwoch, dem 13. Oktober 1948, fuhr Hennecke in den Schacht ein und schaffte eine Übererfüllung der Norm von sagenhaften 387 Prozent. Dass die Parteiführung bei der Inszenierung der Heldentat stümperte, erwies sich für die Darstellung des Helden im Nachhinein als vorteilhaft. Das bestellte Empfangskomitee aus Genossen und Schülern hatte sich nämlich verspätet und so hatte der Bergmann bereits geduscht und musste erneut in seine schmutzige Arbeitskluft steigen, um das bekannte, immer wieder veröffentlichte Foto entstehen zu lassen. Seine saubere Haut strahlt im Blitzlicht hell vor der Kohle, dem „schwarzen Gold“, was zu der starken Wirkung des Bildes beigetragen haben dürfte. Nach Werner Kroeber-Riehl sind Bilder generell „schnelle Schüsse ins Gehirn“ (zit. n. Satjukow/Gries 2002b, 27), die sich dauerhaft einprägen.² Deshalb kam den bildlichen Heldendarstellungen auch bei der Verbreitung der sozialistischen Heldenfiguren eine zentrale Bedeutung zu.

Die Bildkomposition fokussiert den Oberkörper des Mannes, der sich mit seinem Arbeitsgerät von links unten nach rechts oben bewegt, wodurch das Bild dynamisch wirkt. Standfestigkeit gewinnt er, indem er den linken Arm auf dem angewinkelten linken Bein abstützt und so die Maschine in die Kohle eindringen lassen kann. Den Bildmittelpunkt bildet die linke Hand, auf der schwarzer Kohlenstaub liegt. Hennecke trägt eine Mütze und schaut nach rechts oben auf den Kohleflöz, der Blick kann als konzentriert, aber auch als träumerisch und in eine bessere Zukunft gerichtet interpretiert werden. Die Botschaft des Fotos lautet, dass es der einfache, durchschnittliche, nicht mehr junge Arbeiter schaffen kann (Hennecke war bereits 43 Jahre alt), die Norm überzuerfüllen. Gerade die Ausgezehrtetheit des Körpers, dem man die Hungerjahre ansieht, dürfte auf die Zeitgenossen und -genossinnen glaubwürdig gewirkt haben. So erwies sich auch die Absage

² Die folgenden Bildinterpretationen entstanden im Rahmen eines Seminars im WS 2006/07 zu Männerbildern an der Stiftung Universität Hildesheim. Methodisch beruhen sie auf der dokumentarischen Bildanalyse von Ralf Bohnsack (2001). Ich bedanke mich bei den Studierenden, insbesondere bei Verena Lobert und Melanie Fischer, für ihre engagierte Arbeit.



Abb. 1: Das Heldenfoto des Bergmanns Adolf Hennecke.

an den ursprünglich ausgewählten, deutlich jüngeren Bergmann als positiv für die Inszenierung.

Das Bild heroisiert die harte, körperliche Industriearbeit. Im Mittelpunkt steht dabei die schaffende, schmutzige Arbeiterhand, die durch die Maschine verlängert wird. Mann und Maschine scheinen miteinander verschmolzen zu sein. Gleichzeitig, und dies wird in den Texten über die Heldentat betont, hat dieser „Meister seines Faches“ auch „Köpfchen“, denn die hohe Normerfüllung war nur durch eine sehr gute Planung der Arbeit möglich. So vereinen sich in diesem proletarischen Männlichkeitsideal, das auf einer starken Betonung der Körperlichkeit und einer Assoziation von Männlichkeit und Maschine beruht, Charaktereigenschaften wie Disziplin, Schöpfertum und Kraft. Zugleich ist dieser Held der Arbeit auch intelligent und kulturvoll (vgl. auch Merkel 1995). Dieses proletarische Männlichkeitsideal bildete zugleich den Grundtypus für die Darstellung des „neuen Menschen“.

Die Heldeninszenierung hatte in diesem Fall den erwünschten Erfolg. Unter der Führung von Hennecke entstand eine Aktivistenbewegung, die bereits zwei Jahre später 150.000 Mitglieder umfasste (Satjukow/Gries 2002, 121). Doch obwohl die Staats- und Parteiführung über den gesamten Zeitraum der DDR Arbeit heroisierte und entsprechende Titel wie „Held der Arbeit“ an verdiente Personen verlieh, hatte dieser Heldentypus bereits Ende der 1950er Jahre seine Blütezeit überschritten. Nach Gries (2002) waren die Arbeits- und Aufbauhelden zu grob geschnitzt. Vor allem die Botschaft des Konsumverzichts in der Gegenwart zu Gunsten einer künftigen kommunistischen Gesellschaft konnte dauerhaft nicht als Leitbild fungieren. Der Arbeitsheld war ein Heldentypus, der insbesondere in der Aufbaugeneration seine Wirkung entfaltete, die sich durch Engagement bei der Arbeit aus den nationalsozialistischen Verstrickungen lösen konnte. Dabei traf die Botschaft der Arbeitshelden auf deren nationalsozialistische Prägung, sich mit hartem und vollem Einsatz für die Gemeinschaft zu engagieren. Die Titel „Held der Arbeit“ und „Kollektiv der sozialistischen Arbeit“ wurden jedoch bis zum Ende der DDR in hoher Anzahl vergeben.

3.2 Der Sportsheld „Täve“ Gustav-Adolf Schur

Abgelöst wurden die Arbeits- und Aufbauhelden in den 1950er Jahren von den sportlichen „Wir-Helden“ (Gries 2002, 94 ff.), die sich im Gegensatz zu den Arbeits- und Aufbauhelden sowohl in Ost- als auch in Westdeutschland finden lassen. In der DDR war der Sport eine Angelegenheit von Staat und Partei und galt als „eine wichtige politische Waffe“ (Roszbach 2002, 134) im Kampf zwischen den Weltsystemen. Dementsprechend wurden in der DDR sowohl der Breiten- als

auch der Spitzensport gezielt gefördert. Die Siege der Sportler symbolisierten aus Sicht von Staat und Partei die Überlegenheit des sozialistischen Systems und trugen zur internationalen Anerkennung der DDR bei. Insofern galten die Sportler offiziell als „Diplomaten im Trainingsanzug“ (ebd., 135). Als Protagonist dieses Heldentypus gilt der 1931 geborene Radsportler Gustav-Adolf Schur.

Das Foto zeigt Schur nach dem ersten Etappensieg der Friedensfahrt 1955, die er in jenem Jahr sowie im Jahr 1959 gewann. Das Bild fokussiert den Rennfahrer, der geradewegs aus dem Bild heraus auf den Betrachter oder die Betrachterin zuzufahren scheint und ihm oder ihr zuwinkt und zulächelt. Seine herausgehobene Stellung wird zum einen durch den umgehängten Siegerkranz als auch durch die Positionierung in der Mitte des Bildes symbolisiert. Während der unmittelbare Raum um ihn herum leer ist, zeichnet sich im Hintergrund eine große Menschenmenge ab, von der er deutlich abgehoben ist. Er fährt souverän mit einer Hand und zeigt so auch sein Können auf dem Rad, der große Siegerkranz und das einarmige Fahren bringen ihn nicht aus dem Gleichgewicht. Links vom Rennfahrer ist ein Fotograf zu sehen, wahrscheinlich handelt es sich um einen offiziellen Reporter, da er sich auf der leeren Straße vor der Menschenmenge befindet. Fotograf und Menschenmenge versinnbildlichen die große Popularität des Radsports und des Rennfahrers. Die Friedensfahrten galten als besonders „harte“ Straßenrennen, denn die Fahrer legten auf ihrer Tour durch die sozialistischen Länder täglich 200 Kilometer zurück. Zugleich eignete sich der Radsport dafür, die offizielle Friedenspropaganda zu transportieren. Denn der Radsport war im zeitgenössischen Kontext kein Kampfsport, dennoch war die (körperliche) Auseinandersetzung mit dem Gegner zentral für die Beliebtheit dieser Sportart. Deshalb hatten die Friedensfahrten für die Staatsführung einen hohen politischen Symbolwert und die Rennfahrer wurden staatlich gefördert.

Nach Rainer Gries ordnen sich die Erfolge von „Täve“ Schur, zu denen auch zwei Weltmeistertitel der Amateurradrennfahrer gehören (1958 und 1959), in die in den 1950er Jahren auch in Westdeutschland und Österreich stattfindende Entwicklung von Sportlern zu „Wir-Helden“ (Gries 2002, 94) ein. In allen drei Nachfolgestaaten des Nationalsozialismus sorgten Sportler für eine Aufwertung des gebrochenen Selbstwertgefühls der Nation. Die Botschaft der Siege von „Täve“ Schur, aber auch dem österreichischen Skispringer Toni Sailer und der westdeutschen Nationalmannschaft bei der Fußballweltmeisterschaft 1954 in Bern lautete: „Wir sind wieder wer!“ (Ebd., 95) In der Rezeption wurden die sportlichen Leistungen der Helden mit den ökonomischen Leistungen aller gleichgesetzt, insofern konnte auch die gesamte Bevölkerung an den Siegen partizipieren. Ein entschei-



Abb. 2: „Täve“ Gustav-Adolf Schur bei der Siegerehrung der Friedensfahrt 1955.

dender Unterschied zwischen Ost und West war jedoch, dass die westlichen Sportstars eine individualisierte männliche Leistungsethik des „Jeder-für-sich“ (ebd.) verkörperten, während der östliche Sportheld für eine kollektive Leistungsethik des „Ich zum Wir“ stand. Bei der Weltmeisterschaft 1960 hatte Schur als Mannschaftskapitän seinem Teamkollegen den Vortritt gelassen und selbst den belgischen Gegner bewacht und so den Sieg der DDR-Mannschaft ermöglicht. Mit dieser Tat versinnbildlichte er laut der offiziellen Propaganda das zu diesem Zeitpunkt propagierte Leitbild der Kollektivität und galt als Verkörperung des „neuen Menschen“. Darüber hinaus wurde er zu einem Symbol der gelungenen Integration der Hitlerjugend-Generation.

Auch bei Schur findet sich der proletarische Generalbass als Voraussetzung dafür, ein sozialistischer Held zu werden und zu sein: Er war der „Arbeiterjunge aus Heyrothsberge“, „Sohn eines einfachen Ziegelarbeiters“ und hatte eine Ausbildung als Facharbeiter zum Maschinenmechaniker absolviert. Auch der Begriff „Meister des Sports“ zeugt von fachlichem Können, zu Grunde liegender harter (Trainings-)Arbeit und Fleiß. Sein Äußeres, so Rossbach, „entsprach dem visuellen Anforderungsprofil der typisiert dargestellten Arbeitshelden der frühen Jahre [...] ‚Täve‘ war ein Kraftpaket und seine Stärke der langgezogene Sprint“ (Rossbach 2002, 134). Darüber hinaus war er freundlich, bescheiden und kameradschaftlich.

Hegemoniale Männlichkeit, so meine These, konstituierte sich jedoch weniger über die proletarischen Elemente, diese fungieren lediglich als notwendiger Hintergrund. Sie wurde über sportliche Leistungen und Erfolg konstruiert: In diesem „männlichen Spiel des Wettbewerbs“ (Bourdieu 2005), aus dem Frauen per se ausgeschlossen waren, entstand Männlichkeit in einem Wechselspiel zwischen Konkurrenz und Solidarität, wobei Leistungs- und Siegesbereitschaft zentral waren. Dieser Wettbewerb hatte zugleich eine politische Dimension und kann als friedliche Variante (Friedensfahrt) der Systemkonkurrenz in der Zeit des Kalten Krieges interpretiert werden. Insofern lässt sich auch ein verdeckter Bezug zum männlich codierten Kombattanten feststellen. Der Kämpfer oder der Soldat gelten „fast universal als Inkarnation von Männlichkeit“ (vgl. Seifert 1996, 78).

Darüber hinaus galt „Täve“, und dies war von Staat und Partei keineswegs intendiert, sondern ein Resultat der Aneignung durch die weibliche Bevölkerung, als ausgesprochen „sexy“. In Schurs privater Briefsammlung finden sich besonders viele Briefe von Mädchen und Frauen; ausgesprochen viele weibliche Kollektive baten den Sporthelden darum, ihrem Kollektiv seinen Namen geben zu dürfen. Damit repräsentierte Schur stärker als alle anderen sozialistischen Heldenfiguren

eine heterosexuelle Männlichkeit. Zugleich war er, wie die anderen untersuchten Helden auch, verheiratet und hatte Kinder. Er verkörperte damit weitere zentrale Elemente hegemonialer Männlichkeit: eheliche Heterosexualität und Vaterschaft. Im Gegensatz zu den Arbeitshelden behielt Schur seinen Heldenstatus über die gesamte Zeit der DDR und auch nach der politischen Wende 1989 (vgl. Satjukow/Gries 2002b).

3.3 *Die Fliegerkosmonauten Juri Gagarin und Walentina Tereschkowa*

In den 1960er Jahren konstituierte sich ein neuer Heldentypus, die Fliegerkosmonauten, welche die Sportshelden an Popularität übertrafen. Im Jahre 1961 flog Juri Gagarin als erster Mensch ins Weltall, gute zwei Jahre später folgte auf dem zehnten bemannten Raumflug mit Walentina Tereschkowa die erste Frau. Mit den spektakulären Flügen ins All repräsentierten die russischen Kosmonauten ein ganzes Bündel von Siegen: den Sieg der überlegenen Technik über die Natur; die Überwindung der Erdanziehung; den Sieg der Sowjetunion über die USA und damit die Überlegenheit der sozialistischen Gesellschaftsordnung: „Wer den Orbit beherrschte, dem gehört mit Fug und Recht auch die Beherrschung der Orbis.“ (Gries 2002, 98) Die sowjetischen und amerikanischen Flüge ins Weltall können als Bestandteil des Kalten Krieges angesehen werden, die auf die Eroberung und Besetzung von bisher unbesetztem Territorium zielten. In den 1960er Jahren wurde sowohl in Ost- als auch in Westdeutschland Rationalität und Technik gehuldigt, Veränderung und Dynamik spielten in den gesellschaftlichen Vorstellungen eine zentrale Rolle. Gerade die Kosmonauten galten als „Helden der Technik“ (ebd.) und wurden in allen sozialistischen Ländern von der Bevölkerung bejubelt und verehrt. Juri Gagarin und Walentina Tereschkowa reisten gemeinsam durch die sozialistischen Länder, und ein Foto, das bei ihrem Aufenthalt in der DDR aufgenommen wurde, dient mir im Folgenden dazu, dem Verhältnis von männlichen und weiblichen sozialistischen Helden genauer nachzugehen.

Das Bild wurde bei der Verleihung des Karl-Marx-Ordens im Herbst 1963 aufgenommen. Auf dem Foto stehen Gagarin und Tereschkowa nebeneinander, sie kommen bis zur Brust ins Bild, ihre Köpfe sind leicht nach rechts unten geneigt und beide lächeln. Möglicherweise erhalten sie gerade den Orden. Im Hintergrund des Bildes sieht man zwei Männer, einer trägt einen Anzug, der andere eine Militäruniform, was auf den offiziellen Kontext verweist. Die beiden Personen im Vordergrund scheinen in etwa gleich groß zu sein. Auf den ersten Blick scheint es sich um zwei gleichrangige Personen zu handeln. Der genauere Blick zeigt jedoch, dass der Mann eine militärische Uniform mit Rangabzeichen trägt



Abb. 3: Walentina Tereschkowa und Juri Gagarin bei der Verleihung des Karl-Marx-Ordens 1963.

und auch deutlich mehr Orden auf der Brust hat, während die Frau ein einfaches schlichtes Kleid oder eine Bluse mit weniger Orden trägt. Gagarin nimmt in der Bildkomposition deutlich mehr Raum ein als Tereschkowa, seine Uniformbrust steht frontaler zur Kamera, Tereschkows rechte Schulter ragt über das Bild hinaus. Unter der Hand kommt also in dem Bild, das zunächst die Gleichheit beider Kosmonauten suggeriert, die weiterhin vorhandene Ungleichheit zwischen den Geschlechtern zum Ausdruck. Denn während für Juri Gagarin mit seinem ersten Flug ins All eine hohe militärische Karriere zum Generalmajor verbunden war, stand dieser Weg Walentina Tereschkowa nicht offen, ihr war nur eine politische Karriere zugänglich.

Für die Bürgerinnen und Bürger der DDR stand jedoch die Gleichheit der beiden Kosmonauten im Vordergrund. Gerade Walentina Tereschkowa, die oft

als „Venus vom Sternenstädtchen“ bezeichnet wurde, galt für viele Mädchen und Frauen als „Heldin der Moderne“ (Gibas 2002, 147). Sie fungierte als Beleg für die propagierte Emanzipation und war Identifikationsfigur für die jüngeren Frauengenerationen, war sie doch in die männerdominierte Welt der Technik vorgezogen und hatte dort „ihren Mann“ gestanden. Das Bild jedoch veranschaulicht das Spannungsverhältnis von männlicher Hegemonie und weiblicher Emanzipation und zeigt, dass auch die sozialistischen Gesellschaften männlich dominierte Gesellschaften waren.

Auch bei diesen zunächst so außergewöhnlichen Helden lässt sich der proletarische Generalbass als Voraussetzung für ihr Heldendasein finden (Gibas 2002; Kowalski 2002). Gagarin war der Sohn einfacher Bauern, hatte zunächst einen Facharbeiterabschluss, später ein Diplom als Gießereitechniker erworben. Anschließend trat er in das Militär ein und wurde Militärflieger. Auch Tereschkowa stammte aus einer bäuerlichen Familie, sie wurde zunächst Textilarbeiterin und absolvierte später an der Abendschule eine Weiterbildung zur Technikerin. Ab Mitte der 1950er Jahre war sie Fallschirmspringerin und hatte sich nach Gagarins Flug für ein Trainingsprogramm beworben. Nach Gibas und Kowalski wurden beide nicht nur wegen ihrer Leistungen für die Raumfahrt ausgewählt, sondern auch, weil sie eine vorbildliche Arbeiterlaufbahn absolviert hatten und vom Typus her einfache, freundliche, bescheidene und angeblich besonders russisch aussehende Menschen waren.

Die Männlichkeitskonstruktion vereinte verschiedene Elemente: Zentral war die Eroberung, Besetzung und Verteidigung fremder Territorien, die historisch ein Unternehmen von Männern war (und ist) und eine spezifische Männlichkeit konstituiert (Connell 1999). Ähnlich wie bei den Sporthelden wurde die Heldentat offiziell in den Kontext der Friedensschaffung gesetzt, jedoch war ihr militärischer Bezug offensichtlich. Die Eroberung des Weltraums war Bestandteil des Kalten Krieges und die Raumfahrt ins Militär integriert. Gagarin verkörperte als ausgebildeter Kampfflieger eine im Militär besonders hochgeschätzte Männlichkeit. Piloten gelten aufgrund des Risikos, das mit der Fliegerei verbunden ist, im Allgemeinen als hegemonial und besonders „männlich“ (Barrett 1999). Ein weiteres Element ist die Verknüpfung von Männlichkeit und Technik. Auch in dieser Hinsicht sind Beherrschung und Kontrolle zentral, Verhaltenseigenschaften, die vorrangig Männern zugeschrieben werden.

Die Ambivalenz im sozialistischen Geschlechterverhältnis zeigt sich darin, dass auch Walentina Tereschkowa Kosmonautin werden und diese implizit männlich codierte Position einnehmen konnte. Aus dem militärischen Kontext blieb sie

hingegen ausgeschlossen. Eine eigenständige Weiblichkeitskonstruktion als Welteneroberin findet sich nicht, sie ist Partnerin oder (kleine) Schwester von Juri Gagarin. Zu dieser Konstruktion passt, dass immer wieder ihre weibliche und erotische Ausstrahlung betont wurde (Gibas 2002) und damit unter der Hand die hierarchische Geschlechterdifferenz reproduziert wurde.

4 Die Krise der sozialistischen Helden – Eine Krise hegemonialer Männlichkeit?

Bereits in den frühen 1970er Jahren, so Satjukow und Gries, setzte allmählich eine Krise der Propaganda ein, verbunden mit einer Krise ihrer sozialistischen Helden (Satjukow/Gries 2002b). Als Ursache hierfür sehen die Autoren die zunehmenden Enttäuschungen der Bevölkerung, ihre unerfüllten Wünsche nach Konsum, hinreichendem Wohnraum und individuellem Wohlstand. Ausdruck dieser Krise ist, dass, bis auf eine Ausnahme, keine neuen sozialistischen Heldenfiguren mehr geschaffen werden konnten. Sigmund Jähn, der erste Deutsche im All, fungierte als „Held in einer gewissermaßen heldenlosen Zeit“ (Gries 2002, 99). In Bezug auf seine außergewöhnliche Tat erwies sich das Kommunikationsschema des sozialistischen Helden weiterhin als funktionstüchtig: Jähn war ein bescheidener Mensch, strebsamer Arbeitersohn, überlegener Pilot und Offizier, Freund und Lehrer der Jugend sowie überzeugter Kommunist (vgl. Hirte 2002). Zudem lassen sich bei Jähn erstmals in der Geschichte der DDR nationale Zuschreibungen finden. Er wurde auch deshalb verehrt, weil er der erste „Deutsche im All“ war. Abgesehen von diesem Sonderfall hatte sich in den 1970er und 1980er Jahren die Idee des „Jedermann-Helden“ (Satjukow/Gries 2002, 17) erfüllt, es gab überall „kleine Helden“: Mustermeister, mustergültige Volkspolizisten, Arbeitshelden oder erfolgreiche Sportler, die jedoch nicht die Strahlkraft der früheren Helden erreichten und sich nicht mehr zur Legitimation der politischen Herrschaft eigneten. Im Gegenteil: „Sie offenbarten nicht nur den Niedergang des Heldenkonzeptes, sondern den bereits laufenden Niedergang des sozialistischen Staatswesens DDR.“ (Gries 2002, 100)

Aus meiner Perspektive eignet sich die künstlerische Produktion in der DDR dazu, die Krise der sozialistischen Helden genauer zu belegen als dies bei Satjukow und Gries erfolgt. Untersucht wird, ob es sich bei dieser Krise zugleich um eine Krise hegemonialer Männlichkeit handelt. Damit ist nicht eine Krise der Männlichkeit und der Männer allgemein gemeint, sondern eine Herrschaftskrise. Nach Connell (1999) findet diese ihren Ausdruck darin, dass das hegemoniale

Männlichkeitsmodell von der Mehrheit zunehmend nicht mehr akzeptiert wird und für seine Aufrechterhaltung Gewalt eingesetzt wird. Andere Konstruktionen von Männlichkeit treten in Konkurrenz zum dominanten Männlichkeitsideal. Ich werde diesem Zusammenhang exemplarisch anhand einer künstlerischen Auseinandersetzung mit der sozialistischen Heldenverehrung nachgehen.³ Dazu wähle ich eine Szene aus dem 1982 uraufgeführten und in den folgenden Jahren immer wieder in überarbeiteten Fassungen aufgeführten Bühnenstück *Neues aus der Da Da eR* der bekannten Liedermacher und Poeten Steffen Mensching und Hans-Eckardt Wenzel.⁴ Beide gehörten zunächst zum Liedtheater *Karls Enkel* (1976–1984), welches sich kritisch mit der DDR und ihrem kulturellen Erbe auseinandersetzte. Anfang der 1980er Jahre radikalisierten die beiden Protagonisten ihre Kritik an der politischen Führung der DDR und erfanden die Clownsfiguren „Weh“ und „Meh“. Dabei griffen sie in modernisierter Form die Tradition der Hofnarren auf (Mensching/Wenzel 1991, 139 ff.). Das Narrenkostüm wurde genutzt, um unter dem Schutzmantel der Volksfigur des dummen August „Wahrheiten zu produzieren“ (ebd., 140), die in anderer Form in der DDR nicht öffentlich hätten ausgesprochen werden können.

Im Folgenden analysiere ich die Szene *Es ist mir eine besondere Ehre* (ebd., 39–40), das Bild dient in diesem Fall nur als Illustration.⁵ Der Clown Weh (Hans-Eckardt Wenzel) hebt an: „Es ist mir eine besondere Ehre“, beginnt von seinen Zetteln in der Mappe abzulesen, verwechselt diese und fährt fort: „Liebe Freunde, es ist mir eine besondere Ehre, heute hier in diesem festlichen Rahmen einen jungen Mann in die Epidemie der Künste aufzunehmen [...]“. Sieht man von der Kostümierung als Clowns ab, die das Spiel von Anfang an als eine Persiflage charakterisiert, so zeigt sich diese Parodie auch rasch auf der Textebene. Beginnt der Sprecher noch mit der auf Auszeichnungsveranstaltungen üblichen Floskel, so wird die Handlung schon bei der Nennung des Ehrenaktes als Parodie demaskiert. Mit der „Epidemie der Künste“ ist, berücksichtigt man den zeithistorischen Kontext der beiden Akteure, die „Akademie der Künste“ gemeint. Eine

³ Eine systematische Analyse der künstlerischen Produktion der DDR unter dem Männlichkeitsaspekt, zu der die folgende Analyse anregen möchte, steht bisher aus.

⁴ Vgl. dazu die Dokumentation in Mensching/Wenzel 1991. Beide Künstler waren in der DDR durch ihre Bücher, eine Schallplattenproduktion und zahlreiche Auftritte sowohl den staatlichen Institutionen als auch einem breiten künstlerisch interessierten Publikum bekannt.

⁵ Methodisch nutze ich die „rekonstruktive Fallanalyse“ nach Gabriele Rosenthal (2005). Der Text wird zunächst unabhängig von seinem Kontext Zeile für Zeile und anschließend in seinen zeitlichen Bezügen interpretiert. In der Darstellung beziehe ich aus Platzgründen den Kontext von Anfang an in die Interpretation ein.



Abb. 4: Steffen Mensching und Hans-Eckardt Wenzel in einer Szene des Stücks „Neues aus der Da Da eR“.

Aufnahme in diese Institution war nicht nur eine Ehrensache, sondern verbesserte auch den sozialen Status des Künstlers durch entsprechende Honorarordnungen und Förderungen. Jedoch wird die Akademie in einem Sprachspiel zur Epide-

mie, einer Seuche oder Volkskrankheit. Der Kunst wird so etwas Krankmachendes zugeschrieben. Eine andere Lesart ist, dass die Kunst unter den Bedingungen des Sozialismus selbst krank ist. Das Verwechseln der Blätter legt darüber hinaus nahe, dass auch die Auszeichnungshandlung einen epidemischen Charakter hat. Zwar wird hier so getan, als wäre eine Auszeichnung etwas Besonderes, die vielen Blätter verweisen jedoch auf die Beliebigkeit der Auserwählten.

Der Auszuzeichnende „Steffen Mensching“ ist „seit Jahren durch Kleinwuchs und Großmäuligkeit hervorgetreten [...]“. Ins Auge fällt, dass sich der Auszeichnungsakt auf die Person hinter der Clownsmaske bezieht, die durch ihre kleine Körpergröße und ihre große Klappe auffällt. Die Leistung, auf die die Auszeichnung abzielt, wird nicht expliziert, im Gegenteil handelt es sich um eine negative Beschreibung: Ein kleiner Zwerg mischt sich überall ein. Das folgende absurde Sprachspiel verweist zugleich auf die Absurdität der Handlung: Der Ausgezeichnete wird „mit diesem ordentlichen Orden zum ordentlichen Mitglied unserer ordentlichen Epidemie [gemacht]“.

Der Clown Weh sticht nun dem Clown Meh den Orden in die Brust. Der Orden, der gewöhnlich eine spitze Nadel hat, um ihn an der Brust zu befestigen, wird hier als Waffe benutzt und dem anderen ein Schmerz zugefügt. Statt einer Ehrenbezeugung erfolgt eine Verletzung. Im weiteren Verlauf der Handlung bedankt sich der Ausgezeichnete und wechselt die Position, indem er nun den anderen Clown auszeichnet: „Ich [bin] beauftragt worden, heut hier im Namen unserer Führung den großen grünen Kleinkunstorden an einen jungen Mann zu stecken, den mir vergönnt war zu entdecken.“ Der Auszeichnungsakt wird nun als ein Auftragswerk der Führung benannt, die nicht genauer bezeichnet werden muss, denn anscheinend weiß jeder, um wen es geht. Die Bezeichnung des Ordens ist absurd, und nimmt man den „Kleinkunstorden“ beim Wort, so verweist er darauf, dass hier nur kleine, also keine bedeutende Kunst gemacht wird. Die Rede wird dann im Reim fortgeführt, was auf den Kontext von Kindergeburtstagen und Kasperltheater verweist. Diese Stilform wird in der Szene mehrfach eingesetzt, wenn etwa der Redner vor der Nennung des Names ins Publikum fragt: „Es ist, ja wer ist es denn?“ Der Orden wird wiederum für eine merkwürdige Sache verliehen, nämlich den „jahrzehntelangen aufopferungsvollen Kampf gegen Automobilismus, Anti-alkoholimus, lyrischen Egozentrismus und verfrühten revolutionären Orgiasmus“. Nun sticht Meh Weh den Orden wie ein Schwert in die Brust, Weh schreit auf und krümmt sich. Diesmal ist die Entfremdung als Waffe noch offensichtlicher und der Ausgezeichnete sichtlich getroffen.

Anschließend wechselt die Position erneut, nun erhält Mensching den

„Feuchtwangerorden“, Wenzel will ihm damit zeigen, wie wertvoll er ihm ist, wie es heißt. Für die Auszeichnung wird kein Grund mehr benannt, es handelt sich nur noch um eine persönliche Wertschätzung. Man muss also keine Leistung vollbringen – einmal in den Kreis der Auserwählten (die Epidemie der Künste) aufgenommen, folgt Orden auf Orden. Und in der Tat kommt nach dem „Feuchtwangerorden“, der wie ein Messer in die Brust des Ausgezeichneten gestochen wird und damit zeigt, wie gefährlich es ist, in den Dunstkreis „unserer Führung“ zu gelangen, der „verchromte Kapodaster“ für den „beste[n] Liedermacher dieser Welt [. . .] Hans-Eckardt Wenzel“. Doch nun versucht der Ausgezeichnete die Auszeichnung abzuwehren, er schreit „Neinnn“. Aber das Ritual läuft unvermeidbar fort, der Orden wird schmerzhaft in die Brust gestochen, der Ausgezeichnete schreit. Doch „der Ehre nicht genug“, nachdem Weh noch einen Orden in Mehs Brust sticht, sinken beide tot zu Boden. Mit dem Auszeichnungsritual wird eine Maschinerie in Gang gesetzt, die nicht zu stoppen ist. Zwar wird die Absurdität des Rituals ironisch dargestellt und damit die Sinnentleerung der sozialistischen Heldenehrung gezeigt, es gibt jedoch keinen Ausweg, mit Ausnahme des Todes.

Während die Krise der Propaganda in dieser Szene offensichtlich ist, möchte ich nun fragen, inwieweit es sich hier auch um eine Auseinandersetzung mit Männlichkeit handelt. Dieser Aspekt ist zunächst nicht augenfällig, was auch daraus folgt, dass politische und männliche Herrschaft in der DDR so eng verzahnt waren. Auffällig ist, dass sich beide Künstler in dieser Szene explizit als junge Männer ansprechen und einen Bezug zu ihrer realen künstlerischen Tätigkeit herstellen (Kleinkunst, Liedermacher, Literatur). Bühnenfiguren und reale Personen werden in eins gesetzt. Für junge Männer, die sich kritisch und künstlerisch mit ihrem Land auseinandersetzen wollen, so legt es das Stück nahe, scheint es keinen Platz zu geben, anspruchsvolle Kunst zu produzieren. Der kleine Kreis der Künstlergemeinschaft ist kein Schutzraum, auch hier gibt „unsere Führung“ vor, was zu tun ist. Der Einsatz von Kinderreimen und Ritualen aus dem Kasperletheater verweist auf ihre eigene Position als unmündige Kinder, die machen müssen, was die Eltern – verstanden als patriarchal-paternalistischer Staat – sagen. Das Stück lässt sich als eine Auseinandersetzung zwischen der politischen Elite und der nachwachsenden (Künstler-)Generation lesen. Die Machtpositionen sind jedoch bereits verfestigt: Die Clowns agieren selbst im Namen der Führung und karikieren sie, aber sie können aus der Handlung nicht ausbrechen, sie müssen sterben. Insofern handelt es sich um „unentrinnbare Verhältnisse“ (Ahrends 2007). Bezogen auf Connells Ansatz zeigt sich, dass in dieser sozialistischen Konstellati-

on das hegemoniale Männlichkeitsmodell, der sozialistische Held, zwar abgelehnt wird, aber keine konkurrierenden Alternativen entwickelt werden (können).⁶

5 Resümee

Begreift man die sozialistischen Helden als Verkörperungen hegemonialer Männlichkeit, so lässt sich abschließend die Spezifik männlicher Herrschaft in der DDR verdeutlichen. Das proletarische Männlichkeitsideal, welches zur Legitimation der männlichen Herrschaft konstituiert wurde, erwies sich als nicht dauerhaft tragfähig und musste von anderen Männlichkeitselementen aus dem Militär, dem Sport und der Raumfahrt gestützt werden. Zwar erhielt sich bis zum Ende der DDR eine proletarische oder „arbeiterliche“ Kultur, die „proletarisch eingefärbte hegemoniale Männlichkeit“ (Brandes) verlor jedoch zunehmend ihren Status. Offen ist bisher weitgehend, inwieweit sich in anderen künstlerischen Bereichen wie etwa in den unterschiedlichen Jugendmusikkulturen, aber auch in unterschiedlichen Milieus alternative Männlichkeiten entwickelten und inwieweit diese mit der offiziellen Form konkurrierten.

Spezifisch für die Herrschaftsverhältnisse der DDR war, dass sowohl Männer als auch Frauen durch Staat und Partei dominiert wurden. Dennoch scheint die Bindekraft des Staates gegenüber den Frauen bis zum Ende der DDR höher gewesen zu sein, war doch ihre „patriarchale Dividende“ höher als die der Männer. Sie konnten sich aus der personalen Abhängigkeit von (Ehe-)Männern lösen und ein ökonomisch unabhängiges, wenn auch bescheidenes Leben führen (vgl. etwa Dölling 2003; auch Brandes in diesem Band). Die Kohäsion gegenüber den jüngeren Männergenerationen ließ sukzessive nach und ihre Dividende, gemessen an beruflichen Aufstiegen und Einkommen, wurde in Bezug auf ältere Männergenerationen immer geringer (vgl. die zitierten Studien in Scholz 2004). Das Verhältnis zwischen Männlichkeiten lässt sich für die 1980er Jahre als eine Unterordnung des größten Teils der Männer unter eine kleine politische Elite beschreiben, die zunehmend ihre Legitimität verlor. Denkt man diese Argumentation weiter, so ist der Zusammenbruch der politischen Herrschaft der DDR im Herbst 1989 auch ein Resultat der Krise ihrer hegemonialen Männlichkeit.

⁶ Gleiches gilt für den 1998 veröffentlichten und verfilmten Erfolgsroman *Helden wie wir* von Thomas Brussig.

Abbildungsnachweise

1. Das Heldenfoto des Bergmanns Adolf Hennecke. Aus: Satjukow, Silke/Gries, Rainer (Hg.) (2002a): Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte der Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR. Berlin, 119.
2. „Täve“ Gustav-Adolf Schur bei der Siegerehrung der Friedensfahrt 1955. Aus: Schur, Gustav-Adolf (2001): Täve. Die Autobiographie. Berlin, 121.
3. Walentina Tereschkowa und Juri Gagarin bei der Verleihung des Karl-Marx-Ordens 1963. Aus: Satjukow, Silke/Gries, Rainer (2002a): Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte der Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR. Berlin, 155.
4. Steffen Mensching und Hans-Eckardt Wenzel in einer Szene des Stücks *Neues aus der Da Da eR*. Aus: Mensching, Steffen/Wenzel, Hans-Eckardt (1991): *Allerletztes aus der Da Da eR*. Hundekomödie. Leipzig, 27.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

- Brussig, Thomas (1998): *Helden wie wir*. Frankfurt a. M.
- Mensching, Steffen/Wenzel, Hans-Eckardt (1991): *Allerletztes aus der Da Da eR*. Hundekomödie. Leipzig.

Sekundärliteratur

- Ahrends, Martin (2007): Unentrinnbare Verhältnisse. Kinofilme über die DDR, die nach der Wende in die Kinos kamen. In: *Recherche Film und Fernsehen*. Zeitschrift der deutschen Kinemathek 1, 14–21.
- Barrett, Frank J. (1999): Die Konstruktion hegemonialer Männlichkeit in Organisationen: Das Beispiel der US-Army. In: Eifler, Christine/Seifert, Ruth (Hg.): *Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis*. Münster, 71–93.
- Bohnsack, Ralf (2001): Die dokumentarische Methode in der Bild- und Fotointerpretation. In: Bohnsack, Ralf/Nentwig-Gesemann, Iris/Nohl, Arnd-Michael (Hg.): *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis*. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Opladen, 67–91.
- Bourdieu, Pierre (2005): *Männliche Herrschaft*. Frankfurt a. M.

- Carrigan, Tim/Connell, R. W./Lee, John (1996): Ansätze zu einer neuen Soziologie der Männlichkeit. In: BauSteineMänner (Hg.): Kritische Männerforschung. Hamburg, 38 – 75.
- Connell, R. W. (1987): Gender and Power. Society, the Person and Sexual Politics. Stanford/California.
- Connell, R. W. (1999): Der gemachte Mann. Männlichkeitskonstruktionen und Krise der Männlichkeit. Opladen.
- Connell, R. W. (2005): Globalisation, Imperialism, and Masculinities. In: Kimmel, Michael S./Hearn, Jeff/Connell, R. W. (Hg.): Handbook of Studies on Men & Masculinities. Thousand Oaks et al., 71 – 89.
- Connell, R. W./Messerschmidt, James W. (2005): Hegemonic Masculinities. Rethinking the Concept. In: Theory and Society 22, 597 – 623.
- Dölling, Irene (1991): Der Mensch und sein Weib. Geschichtliche Ursprünge und Perspektiven. Berlin.
- Dölling, Irene (2003): Zwei Wege gesellschaftlicher Modernisierung. Geschlechtervertrag und Geschlechterarrangements in Ostdeutschland in gesellschafts-/modernisierungstheoretischer Perspektive. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II. Münster, 73 – 100.
- Gibas, Monika (2002): „Venus im Sternenstädtchen“. Walentina Tereschkowa, Heldin der Moderne in der DDR. In: Satjukow, Silke/Gries, Rainer (Hg.): Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte der Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR. Berlin, 147 – 158.
- Gries, Rainer (2002): Die Heldenbühne der DDR. Zur Einführung. In: Satjukow, Silke/Gries, Rainer (Hg.): Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte der Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR. Berlin, 84 – 101.
- Hirte, Roland (2002): Ein später Held. Sigmund Jähns Flug ins All. In: Satjukow, Silke/Gries, Rainer (Hg.): Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte der Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR. Berlin, 158 – 172.
- Kowalski, Gerhard (2002): Der „rote Kolumbus“. Juri Gagarin, der sozialistische Kosmosheld. In: Satjukow, Silke/Gries, Rainer (Hg.): Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte der Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR. Berlin, 71 – 83.
- Leo, Anette (2002): „Deutschlands unsterblicher Sohn“. Der Held des Widerstandes Ernst Thälmann. In: Satjukow, Silke/Gries, Rainer (Hg.): Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte der Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR. Berlin, 101 – 114.

- Merkel, Ina (1995): Modernisierte Gesellschafts-„Bilder“ in den DDR-Printmedien der fünfziger Jahre. In: Fischer-Rosenthal, Wolfgang/Alheit, Peter (Hg.): Biographien in Deutschland. Opladen, 171 – 176.
- Meuser, Michael/Scholz, Sylka (2005): Hegemoniale Männlichkeit – Versuch einer Begriffsklärung aus soziologischer Perspektive. In: Dinges, Martin (Hg.): Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute. Frankfurt a. M./New York, 211 – 228.
- Novikova, Irina/Kambourov, Ditmar (2003): Men in a Global World. Integrating Post-Socialist Perspectives. Saarijärvi.
- Rosenbach, Norbert (2002): „Täve“. Der Radsportler Gustav-Adolf Schur. In: Satjukow, Silke/Gries, Rainer (Hg.): Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte der Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR. Berlin, 133 – 146.
- Rosenthal, Gabriele (2005): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. Weinheim/München.
- Satjukow, Silke/Gries, Rainer (2002a): Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte der Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR. Berlin.
- Satjukow, Silke/Gries, Rainer (2002b): Zur Konstruktion des „sozialistischen Helden“: Geschichte und Bedeutung. In: Satjukow, Silke/Gries, Rainer (Hg.): Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte der Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR. Berlin, 15 – 35.
- Satjukow, Silke (2002): „Früher war das eben der Adolf...“. Der Arbeitsheld Adolf Hennecke. In: Satjukow, Silke/Gries, Rainer (Hg.): Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte der Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR. Berlin, 115 – 132.
- Sartorti, Rosalinde (2002): Helden des Sozialismus in der Sowjetunion. Zur Einführung. In: Satjukow, Silke/Gries, Rainer (Hg.): Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte der Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR. Berlin, 35 – 44.
- Scholz, Sylka (2001): „Sozialistische Soldatenpersönlichkeiten“ und „Helden der Arbeit“: Hegemoniale Männlichkeit in der DDR? Unter: <http://www.ruendal.de>.
- Scholz, Sylka (2004): Männlichkeiten erzählen. Lebensgeschichtliche Identitätskonstruktionen ostdeutscher Männer. Münster.
- Stolt, Susanne (2000): Zwischen Arbeit und Liebe. Eine empirische Studie zum Wandel der Geschlechterbeziehungen in Ostdeutschland nach der Wende. Kassel.
- Wagner, Peter (1995): Soziologie der Moderne. Frankfurt a. M./New York.

Helden und Schwächlinge: Männerbilder in der Fernsehserie *Polizeiruf 110*

Claudia Dreke & Erhard Stölting

1 Einleitung: Kriminalität in einer idealisierten Gesellschaft

Die Kriminalfilme der Fernsehserie *Polizeiruf 110*, die ab 1972 zum Programm des DDR-Fernsehens gehörten, waren besonders beliebt. Bis 1989 wurden sie durchschnittlich von 45,5 Prozent der DDR-Bürger gesehen (vgl. Hoff 2001). Sie zeigten vertraute Aspekte des Alltags, die handelnden Personen luden zu eindeutigen moralischen Stellungnahmen und zur Identifikation ein. Die eigene Gesellschaft schien wirklichkeitsnah und zugleich spannend dargestellt zu sein. Der scheinbaren Wirklichkeitsnähe widerspricht jedoch, dass wesentliche Aspekte der Alltagserfahrung fast unsichtbar blieben: Es fehlten die SED, der FDGB, die FDJ, die GST und die übrigen Parteien und Massenorganisationen, aber auch die Staatsicherheit.¹ Die DDR-Gesellschaft erschien so in spezifischer Weise entpolitisiert. Die Staatsmacht wurde primär durch die Volkspolizei vertreten – und in ihr besonders durch die Kriminalpolizei, die „K“.

Da in den Filmen die politischen Strukturen der DDR nicht problematisiert wurden und Fehlverhalten oder Kriminalität als Folgen individueller moralischer Probleme, Erziehungsdefiziten in der Familie oder als Auswuchs zweifelhafter – meist bürgerlicher oder bohemeähnlicher – Milieus dargestellt wurden, war den Zuschauern die Identifikation mit den „Guten“ und die Ablehnung der „Schlechten“ im Film vorgegeben. Selbst milde Formen der Sozialkritik kamen bis in die 1980er Jahre kaum vor. Die dargestellten Alltagsprobleme hatten selten politische

¹ Die SED (Sozialistische Einheitspartei Deutschlands) maß sich als Staatspartei gesellschaftliche Führungsfunktion zu; im FDGB (Freier Deutscher Gewerkschaftsbund) waren die meisten „Werkstätigen“ Mitglied; die FDJ (Freie Deutsche Jugend) war die umfassende offizielle Jugendorganisation; in der GST (Gesellschaft für Sport und Technik) waren viele spezialisierte und zum Teil paramilitärische Aktivitäten gesellschaftlich organisiert.

Konnotationen und waren doch vertraut. Die aufzuklärenden kriminellen Taten erschienen vor dem Hintergrund der dargestellten gesellschaftlichen Wirklichkeit plausibel: Unterschlagungen, Heiratsschwindel, Unfallflucht, Vandalismus bis hin zu Tötungsdelikten aus Eifersucht oder im Alkoholrausch. Der *Polizeiruf 110* diene der moralischen und zugleich unterhaltsamen Ermahnung (vgl. Guder 2001, 4 f.).

Gleichwohl stellte sich im Sozialismus mit dem Genre Kriminalfilm ein prinzipielles Problem. Für das kapitalistische System galt die Lage nach offizieller Lesart als eindeutig: Die antagonistischen gesellschaftlichen Widersprüche reproduzierten immer wieder die Ursachen von Kriminalität. Der Kampf gegen sie war damit in der Wirklichkeit hoffnungslos und in der Literatur repetitiv. Der Sozialismus hingegen sollte mit dem Kapitalismus auch die Ursachen von Kriminalität beseitigen. Entsprechend schilderten die frühen sowjetischen Romane den Kampf gegen das Verbrechen als Kampf gegen Relikte der alten Gesellschaft. Jeder Sieg über das Verbrechen hatte die Gesellschaft dem Sozialismus näher zu bringen. Hätte es nicht Stalins Theorem einer Verschärfung der Widersprüche beim Aufbau des Sozialismus gegeben, wäre der Literatur ein wesentliches Spannungsmoment abhanden gekommen.

Der serielle Kriminalfilm muss also dem Bild einer sozialistischen Gesellschaft widersprechen (vgl. Stöltling 1988). Selbst wenn das Verbrechen auf eine defekte Täterpersönlichkeit bezogen würde, müsste der Sozialisation und damit implizit auch dem Gesellschaftssystem zumindest eine Mitschuld zugerechnet werden. Der einzelne Täter wäre vielleicht resozialisierbar, aber die Serie ließe sich nicht fortsetzen, wenn nicht immer wieder neue Täter auftauchten. Denn, dass der Versuch einer endgültigen Überwindung von Kriminalität als hoffnungslos erscheint, gehört zum Genre der Kriminalserie. Dieses Grundproblem blieb bestehen, solange der Marxismus-Leninismus offiziell gültiges Deutungsschema war. Die Existenz einer Serie war damit bereits Anzeichen einer gewissen Resignation.

Polizeiruf 110 griff zu einer Hilfskonstruktion: Indem die Serie die politischen Organe ausblendete, ließ sich Kriminalität als „Sonderfall“ zugleich im und jenseits des Sozialismus darstellen. Die Kriminalisten bildeten nicht umsonst eine „Sondergruppe“, die für alle Verbrechen in der ganzen DDR zuständig war. Die Filme suggerierten damit, dass ein überschaubares Kriminalistenkollektiv ausreichte, alle wesentlichen Verbrechen in der DDR zu verfolgen und aufzuklären (vgl. Klaus 1992, 19 ff.). Dazu gehörten von Beginn an Hauptmann Fuchs mit 84 Einsätzen bis 1992, Oberleutnant Hübner (64 Einsätze bis 1991) und Genossin

Leutnant Arndt (47 Einsätze bis 1984), außerdem Leutnant Subars (25 Einsätze in der Zeit von 1973 bis 1977), Oberleutnant Zimmermann (25 Einsätze in der Zeit von 1984 bis 1991) und Leutnant Grawe (31 Einsätze in der Zeit von 1986 bis 1995). 1988 kam noch Hauptmann Beck (11 Einsätze bis 1997) dazu. Andere Ermittler blieben marginal. Begangen wurden die Verbrechen häufig von einem bereits bekannten Täter bzw. es galten von vornherein nur wenige Personen als verdächtig. Der Verdacht, es gebe im Sozialismus ebenso viele potentiell kriminelle Personen wie im Kapitalismus, konnte so dramaturgisch zurückgewiesen werden (Guder 1996, 16).

Soll die Serie *Polizeiruf 110* als heuristisch nutzbares Material verwendet werden, dann sind die dargestellten strukturellen Vorannahmen konstitutiv. Gesucht wird nicht nach sich durchsetzenden politischen Strategien – jedenfalls nicht direkt. Unser Ansatz unterscheidet sich daher von einem Vorgehen, das im offiziellen Marxismus-Leninismus – wie auch immer verstanden – einen heuristischen Zugang zur gesellschaftlichen Wirklichkeit der DDR sucht und damit von dem einen auf das andere schließen will. Gegenstand ist vielmehr die scheinbar entpolitisierte Gesellschaft der Kriminalfilme, in der sich deskriptive und normative gesellschaftliche Unterscheidungen finden lassen, die nicht reflexiv wurden. Es geht also um eine Alltagswirklichkeit, deren Struktur die Filmschaffenden und die Zuschauer weitgehend übersahen. Dies macht die Filme des *Polizeirufs 110* als Datenmaterial für eine Analyse besonders interessant.

Es wird sich zeigen, dass die Filmerzählungen spezifische Geschlechterkonstruktionen enthalten, die für die Darstellung und Begründung von Verbrechen systematisch bedeutsam werden und als Deutungsmuster gelten können. Diese werden, nach einer Skizze des methodischen Vorgehens (Kapitel 2), in den darauffolgenden drei Kapiteln (3–5) als Bilder von Männlichkeit(en) und Weiblichkeit(en) entfaltet. Das sechste Kapitel thematisiert Ambivalenzen, die mit der Vorstellung eines guten Zusammenlebens von Männern und Frauen einhergehen: Die gute soziale Ordnung – kontextualisiert durch Familie und Arbeit – wird paradoxerweise dort zur Quelle von Abweichungen, wo sie realisiert wurde. Den Aufsatz beschließt ein Vergleich der in der DDR entstandenen Polizeiruf-Filme mit einigen nach 1989 gedrehten Filmen der Serie (Kapitel 7).

2 Vorannahmen und Methodik

An den Filmerzählungen des *Polizeirufs 110* lassen sich gesellschaftliche Normalitätserwartungen und deren Aporien besonders gut rekonstruieren: Indem die Fil-

me von negativ abweichendem Handeln erzählen, verweisen sie zugleich auf das, was positiv als normales Handeln gilt. Vor allem aus den moralischen Reaktionen auf abweichendes Handeln in den Filmen lassen sich gesellschaftlich akzeptierte Erwartungen an normales Handeln erschließen. Die Beobachtung richtet sich entsprechend auf jene Praktiken, die im *Polizeiruf 110* als empörend, lächerlich oder peinlich dargestellt sind. Da die Filme bis 1989 von staatlichen Instanzen kontrolliert wurden, lassen sich zugleich Idealisierungen der sozialistischen Gesellschaft erwarten; die Kriminalisten dürften dann als Angehörige einer moralischen Elite als besonders beispielhaft gelten. Was sie jedoch zu akzeptierten Vorbildern machte, steht nicht in den Handreichungen zur sozialistischen Moral, sondern ergibt sich aus dem Kontext des scheinbar entpolitisierten Alltags.

Die Analyse folgt mithin der Idee, dass sich von Gegenbegriffen – sowohl für kriminelle Abweichungen als auch für Ideale – auf Begriffe von Normalität schließen lässt. Dieser Idee liegt die Annahme zu Grunde, dass menschliche Wahrnehmungen in begrifflichen Unterscheidungen verarbeitet und organisiert werden. In diese Unterscheidungen geht Wissen um soziale Regeln ein, die von den Mitgliedern einer Gesellschaft weithin praktiziert und damit auch akzeptiert werden (Goodenough 1981). Vor dem Hintergrund der großen Zuschauerresonanz lässt sich solch ein gemeinsames Wissen annehmen. Die Filme wären schließlich kaum angesehen worden, wenn sich darin nicht auch zustimmungsfähiges Wissen ausgedrückt hätte. Die Normalitätserwartungen lassen sich dann in Begriffen und Gegenbegriffen darstellen, die wechselseitig aneinander präzisiert werden.

Deutlich wurde im Zuge unserer Interpretationen, dass ideales, normales und davon abweichendes kriminelles Handeln über Geschlechterstereotypen dargestellt wird – deutlich stärker als wir dies zu Beginn der Analyse erwartet hatten. Das bedeutet: Kriminalität wird im *Polizeiruf 110* der DDR ebenso wie vorbildliches Handeln über typisierende Konstruktionen von Männlichkeit(en) und Weiblichkeit(en) differenziert, erklärt und bewertet. Normalitätserwartungen, die sich auf Männlichkeit bzw. Weiblichkeit beziehen, sind dann an negativ abweichendem Verhalten und an ausdrücklich zitierten Verhaltensidealen zu erkennen.

Dass Geschlechterstereotypen kriminelles Handeln und dessen Gegenteil erklären, dürfte von den Filmemachern und deren Kontrolleuren so nicht beabsichtigt und von den Zuschauern naiv aufgenommen worden sein. Spezifisch formulierte Unterscheidungen von Männlichkeit und Weiblichkeit können damit als Deutungsmuster, als kollektiv und habituell verfestigte Wahrnehmungs- und Interpretationsformen verstanden werden, die den Wahrnehmenden selbst nicht bewusst sein müssen und es in der Regel auch nicht sind (vgl. Lüders/Meuser 1997).

Der Forschungsfokus verschob sich somit im Laufe der Untersuchungen: In den Blick geriet zunehmend die Frage, wie Männer und Frauen in den Polizeiruf-Filmen dargestellt und zueinander ins Verhältnis gesetzt werden, wie also Wissen über Geschlechter im *Polizeiruf 110* organisiert ist. Thematisch relevant wurde damit die Analyse geschlechtsspezifischer Deutungsmuster als Unterscheidungen von Männlichkeit und Weiblichkeit (Goodenough 1981). Methodologisch ist die Deutungsmusteranalyse an einer phänomenologisch-konstruktivistischen und wissenssoziologischen Perspektive im Sinne von Alfred Schütz und Karl Mannheim orientiert (Schütz 2004; Mannheim 1959; vgl. auch Lüders/Meuser 1997).

Die nachfolgend dargestellten Interpretationsergebnisse für die Filme von 1973 bis 1989 entstanden vor allem innerhalb eines Forschungskolloquiums an der Universität Potsdam. Deren Teilnehmerinnen und Teilnehmer waren teils west-, teils ostdeutscher Herkunft.² Die heterogene Zusammensetzung erleichterte es, sich Unterschiede sonst selbstverständlicher Normalitätserwartungen und Verhaltensideale bewusst zu machen und die Interpretationen wechselseitig zu plausibilisieren. Die Gültigkeit der Annahmen sollte zum einen durch Perspektivenvielfalt, zum anderen durch am Datenmaterial begründete Hypothesen erreicht werden. Datengrundlage waren dreizehn Filme des *Polizeirufs 110* aus den Jahren 1973 bis zur Wende 1989. In den Jahren 1990 und 1991 wurde die Serie bis zu einer einjährigen Bedenkpause fortgesetzt und danach auf regionaler Ebene nominell weitergeführt. Diese Zeit der Unentschiedenheit ließ Differenzen zwischen den bisherigen und den neu entstehenden Deutungsmustern deutlich hervortreten. Um diese ebenfalls in den Blick nehmen zu können, beziehen wir vergleichend vier weitere Filme aus den Jahren 1990 bis 1995 in die Analyse ein (Sample siehe Anhang).

Folgende Beobachtungen sind für die Filme bis 1989 zum Ordnungsrahmen geworden: Männer- und Frauenbilder bzw. Weiblichkeit und Männlichkeit sind bis auf Grenzzonen eindeutig differenzierbar. In beiden lassen sich darüber hinaus unterschiedliche (Stereo-)Typen erkennen. Besonders starke, also ideale Männer kontrastieren dabei mit schwachen Männern, die kriminell abweichen. Ebenso differieren charakteristisch gekennzeichnete starke und schwache Frauen. Die

² Das von Erhard Stölting geleitete soziologische Forschungskolloquium für Studierende und Doktoranden fand in den Jahren 2000/2001 an der Universität Potsdam statt. Teilnehmende waren Tobias Barniske, Claudia Dreke, Stefan Hansen, Ina Kirchner, Manuela Salzwedel, Nadine Schäfer und Henry Thiele.

unterschiedlichen Männlichkeitstypen stehen zudem in einem je spezifischen Verhältnis zu starken oder schwachen Frauen.³

3 Idealbilder: Starke Männer als moralische Instanzen

Als starke Männer erscheinen in den Filmen vor allem die Kriminalisten. Sie handeln rational und souverän, sie sind selbstbewusst und – unter den Voraussetzungen des Genres – gesellschaftlich anerkannt. Sie repräsentieren die gute Seite der Gesellschaft und transzendieren soziale Hierarchien jenseits des Polizeiapparats. Als Ermittler sind sie auf abenteuerliche Herausforderungen fixiert, die sie in gesellschaftlich nützlicher und für die Zuschauer akzeptabler Weise zu lösen haben. Ihre Konzentration auf die Aufgabe schließt mit ein, dass sie – im Gegensatz zu schwachen Männern – nicht durch erkennbare sexuelle Wünsche abgelenkt werden. Ebendies macht einen wesentlichen Teil ihrer Stärke aus: Die Sexualität führt, wie sich gerade an Verbrecherkarrieren zeigt, andere Männer dazu, dass sie ihre rationale und souveräne Handlungsfähigkeit einbüßen. Gewiss werden die Kriminalisten nicht als impotent dargestellt – dann wären sie lächerlich; Sexualität wird bei ihnen schlicht nicht thematisiert. Werden – selten – Avancen durch eine Frau gezeigt, dann kontrollieren sie sich so, dass dabei keine Anstrengung erkennbar wird.

Sexualität hat in den Filmen damit – sieht man von der Differenzierung der Geschlechter ab – einen ähnlichen Status wie Alkohol. Auch der kann eine Sucht auslösen, die Männer ihrer souveränen Willenskraft beraubt. Ein Alkohol konsumierender Mann wird im Verlauf des Films mit Sicherheit auch in anderer Hinsicht schwach erscheinen. Den Kriminalisten als starken Männern kann das nicht passieren: Sie trinken aus Höflichkeit allenfalls einen kleinen Schluck und lassen den Rest stehen, sie trinken zur Tarnung oder – selten – ein Feierabendbier, auf jeden Fall jedoch kontrolliert und fast gar nicht.

Der kontrollierten Distanz zu den Süchten entsprechen die Umgangsformen: Untereinander sind die Kriminalisten kollegial und solidarisch, nie jedoch überschreiten sie die Grenze zur Verbrüderung oder Kumpanei. Zuweilen ist ein selbstironischer Scherz gestattet. Persönliche oder familiäre Bindungen bleiben ausgeblendet oder treten hinter die berufliche Tätigkeit fast völlig zurück.

Hauptmann Fuchs verkörpert die männliche Stärke paradigmatisch. Schon seiner herausragenden Position wegen erscheint er besonders stark. Er lebt offen-

³ Wenn in der folgenden Analyse Attributierungen wie gut-böse, gut-schlecht, schwach-stark etc. benutzt werden entspricht dies der Perspektive der Filme.

bar ganz für die moralische Ordnung bzw. ihre Wiederherstellung und geht somit völlig in seiner Arbeit auf. Er erscheint frei von sexuellen Wünschen und starken persönlichen Bindungen, was ephemere menschlich-kollegiale Freundlichkeiten zu seinen Untergebenen nicht ausschließt. Weil die Moral mit der gesetzlichen Ordnung identisch zu sein scheint, kann Hauptmann Fuchs autoritativ über Gut und Böse entscheiden. Gerade dadurch, dass er als starker Hauptmann Fuchs individualisiert wird, kann er Konflikte zwischen Recht und Moral auflösen, die es eigentlich nicht geben darf. Denn er ist nicht nur gesetzestreu und moralisch, er ist auch noch menschlich. Durch seine lange Lebens- und Arbeitserfahrung weiß er gleichsam intuitiv, was richtig und falsch ist, und wo das Richtige Unterstützung benötigt. So nimmt sich Fuchs in *Der Hinterhalt* des entlassenen Sträflings Bauer an und hilft ihm trotz einiger kleinerer Rückfälle, dem Kreislauf des Verbrechens zu entkommen und sich ein neues Leben aufzubauen. In diesem Sinne repräsentiert Hauptmann Fuchs nicht nur zugleich den Staat und eine moralische Ordnung, die den Zuschauern einleuchtet, sondern auch eine Menschlichkeit, die anrührt. Jeder Zweifel, der bei den Zuschauern über die ideale Moralität und Menschlichkeit ihres Staates bestehen könnte, wird durch Hauptmann Fuchs' Identifikation mit dem guten, gerechten und zutiefst humanen Mann aufgelöst.

Gelegentlich zeigen sich auch außerhalb des Ermittlerkollektivs starke Männer. Es sind vor allem solche, die sich als „Helden der Arbeit“ verdient machen bzw. gesellschaftlich vorbildlich handeln. In *Holzwege* kehrt Jürgen, ehemals Holzfäller in Bernroda, nach fünfjähriger Försterausbildung in der „Fremde“ wieder in seine Heimatstadt zurück und übernimmt dort die Rolle des „Kollektivretters“, der Licht und Ordnung in den Korruptionsdschungel des örtlichen Holzwerks bringt. Dabei muss er standhaft gegen die Anfeindungen ehemaliger Kollegen ankämpfen. Zugleich kehrt er zu seiner großen Liebe zurück und übernimmt für sie und ihr gemeinsames Kind die Verantwortung. Seine Rolle als starker Arbeitsheld entspricht der eines familialen Ordnungsstifters. Diese Ordnung basiert auf der Liebe zwischen einem Mann und einer Frau, in deren gemeinsamem Haushalt Kinder aufwachsen. Jürgen ist also rundum stark und vorbildlich. Es fällt jedoch gerade hier wieder auf, dass Sexualität nicht thematisiert wird. Jürgens Frau Christine umgibt wegen einer Behinderung eine gewisse distanzierende Aura, die Gefühle fürsorglicher Zärtlichkeit wecken kann und die Liebe auf ihren romantischen Kern konzentriert. Insofern bleibt Jürgen auch in der Familie frei von ausdrücklicher Sexualität und seine männliche Souveränität unangetastet.

Sexualität kann bei starken Männern mithin zwar als im Hintergrund bleibende Voraussetzung unterstellt werden, sie bestimmt das Handeln jedoch nicht

erkennbar. Dies zeigt sich auch im Film *Eine unruhige Nacht*, in der ein junger Polizist in trautem Familienleben gezeigt wird. Seine Frau erscheint primär als künftige Mutter und nicht als erotisch reizvolle Frau. Allerdings hat der Polizist schon durch die Existenz seines Familienlebens eine Grenze des Erzählbaren überschritten. Er hätte in jeder weiteren Folge die Frage nach dem Schicksal von Frau und Kind provoziert und damit die männliche Souveränität immer wieder problematisiert. Konsequenterweise taucht er in der Serie nicht mehr auf.

Dem jungen Leutnant Grawe hingegen, der erst 1986 ins Polizeikollektiv eintritt, werden bereits familiäre Beziehungen zugestanden: Zunächst lebt er unverheiratet mit seiner attraktiven Freundin zusammen, heiratet sie dann und bekommt zwei Kinder mit ihr. Aber auch hier bleiben Ehe- und Familienleben strukturell im Hintergrund. Dass die Filme jedoch überhaupt systematische Hinweise auf das Ehe- und Familienleben von Grawe enthalten, kann nicht nur seine souveräne Männlichkeit in Frage stellen, sondern auch ein erstes Anzeichen von schwindender Stärke des Staates sein, den er verkörpert.

Die allgemeine Botschaft lautet also: Kriminalisten können vor allem deshalb nicht schwach werden, weil sie kein Familienleben und keine erkennbaren sexuellen Wünsche haben. Und dennoch – oder gerade deshalb – sind sie als ideale starke Männer konnotiert.

4 Verbrecher: Schwache Männer und ihr Wunsch nach Sexualität

Was den starken Männern fehlt, nämlich die sexuelle Appetenz, wird den schwachen zum Verhängnis. Sie erscheint in den Filmen des *Polizeirufs 110* vor 1990 durchgängig als männliche Schwäche, denn sie führt zum Verlust von Selbstkontrolle und rationaler Handlungssouveränität. Stets handelt es sich dabei um heterosexuelle Appetenz; homosexuelle wird nicht thematisiert. Männer, die ihrer sexuellen Appetenz erliegen, können ihr Verhalten vielleicht noch zweckrational, aber nicht mehr moralisch kontrollieren; sie sind nicht mehr in der Lage, autonom zu entscheiden, und werden von den begehrten Frauen abhängig. Das sexuelle Begehren kehrt damit das Machtgefälle zwischen Männern und Frauen gleichsam um. Indem die Männer um das Wohlwollen der Frauen werben, erscheinen sie als abhängig und schwach. Es sind nun die Wünsche der Frauen, die ihr Handeln bestimmen. Der Umkehrschluss ist eindeutig: Starke Männer lassen sich – wie im vorangegangenen Kapitel gezeigt – von sexuellem Begehren nicht überwältigen – noch besser, es wird, wie bei den Kriminalisten, keines erkennbar. Zudem wird

hieran die Überlegenheit der Männer als Teil der Normalitätserwartung erkennbar.

Getrieben von ihrer sexuellen Appetenz dagegen werden die Männer kriminell: Wenn die begehrten Frauen sich distanziert verhalten, wenn sie erotische Signale senden, die sexuelle Erfüllung zwar in Aussicht stellen, dieses Versprechen jedoch nicht halten, dann stehlen und rauben die Männer, sie unterschlagen, fügen anderen Menschen körperlichen Schaden bis zu deren Tode zu, sie vergewaltigen oder agieren so rücksichtslos und unbedacht, dass sie den Tod der von ihnen begehrten Frau bewirken. Selbst wenn die Verbrecher auch als konsumorientiert und geldgierig dargestellt werden, erscheinen ihre Verbrechen eher als Mittel zur Rettung gefährdeter sexueller Beziehungen. Umgekehrt können die Frauen mittels ihrer erotischen Attraktivität und getrieben von Geldgier oder dem Wunsch nach Luxus schwache Männer dazu bringen zu stehlen, zu unterschlagen und zu töten. Die Männer unterwerfen sich dann hilflos dem Willen jener Frauen, die souverän über die Erfüllung der männlichen sexuellen Begierden entscheiden können. So wird Werkleiter Freudenberg in *Holzwege* deshalb kriminell, weil er von seinen sexuellen Wünschen besessen ist: Er stiftet einen Untergebenen zur Unterschlagung an und beschafft so auf „Holzwegen“ Geld, mit dem er die Luxusbedürfnisse seiner Frau zu erfüllen sucht. Ihre Drohung, sie werde ihn verlassen, reicht aus. Er erscheint nicht nur ihr gegenüber schwach, sondern er wird auch noch dramaturgisch geschwächt: Er ist großkotzig, spießig und individualistisch. Nicht nur sein Name konnotiert Gier, er ist zudem der einzige Raucher im Film und damit auch in dieser Hinsicht süchtig, also schwach.

Diese männliche Schwäche ermöglicht es Frauen, ihre erotische Attraktivität rational einzusetzen; sie können über das explizite oder implizite erotische Versprechen das Handeln der ihnen verfallenen Männer steuern. Das gilt in den Filmen allerdings nur für solche Frauen, die als erotisch attraktiv in Szene gesetzt sind und bei denen zugleich die Absicht erkennbar ist, die Schwäche der Männer instrumentell auszunutzen. Sie sind entsprechend gekleidet und geschminkt. Es sind schlechte Frauen, die zumindest in den falschen Sozialmilieus leben, häufig aber auch unmittelbar in die Verbrechen verstrickt sind. Sie stehen außerhalb normaler familiärer Bindungen. Im Extremfall erscheinen sie auf ihre sexuelle Wirkung reduziert, wie etwa die Gattin des Werkleiters Freudenberg in *Holzwege*, die als *femme fatale* inszeniert wird. Sexuelle Attraktivität erscheint an den weiblichen, sexuelles Begehren an den männlichen Körper gebunden. Als eigenes weibliches Bedürfnis taucht Sexualität nicht auf. In dieser Hinsicht sind die Beziehungen zwischen Männern und Frauen konstant asymmetrisch.

Bei starken Männern allerdings läuft der weibliche Versuch, durch erotische Versprechen Macht auszuüben, ins Leere. Der Mann, der die sexuellen Angebote einer Frau zurückweist oder ignoriert, erweist sich ihr schon dadurch überlegen. In diesen Fällen wirkt die Frau schwach, hilflos und verachtenswert. Besonders prägnant zeigt sich dies in *Der Wahrheit verpflichtet*: Rosi, eine promiske Alkoholikerin, macht in diesem Film dem Hauptmann Beck Avancen, die er souverän und ironisch zurückweist. Gerade in dieser Konstellation zeigt sich die moralische Komplexität und die Wirksamkeit der geschlechtlichen Stereotypen: Der Kriminalist gehört selbstverständlich zu den besonders starken Männern, die gegenüber sexueller Attraktivität gleichmütig bleiben. Aber die gedemütigte Frau beherrscht ihren Ehemann wiederum vollkommen, obwohl sie – oder besser: weil sie – ihn offen betrügt und er ihr in seinem eigenen sexuellen Begehren hilflos ausgeliefert ist. Die Erbärmlichkeit dieses Mannes wird also gleichsam durch zwei moralische Mechanismen verstärkt.

Männer jenseits der Lebensmitte, die im Berufsleben etwas darstellen, sind durch ihr sexuelles Begehren in besonderer Weise gefährdet, denn sie setzen viel aufs Spiel. Im körperlichen Kontrast zu den als erotisch reizvoll präsentierten und viel jüngeren Frauen wirken sie besonders hilflos. Ihre berufliche Tüchtigkeit wird durch die erotische Schwäche gleichsam dementiert: In *Gesichter im Zwielflicht* wird der Sohn stellvertretend für den Vater kriminell und tötet seine Stiefmutter, deren sexuellem Verrat und sportlichen Erfolgen der Ehemann nichts entgegenzusetzen hat. Als eigentlich Schuldiger jedoch erscheint der Ehemann, und gerade dann, als er versucht, die Schuld des Sohnes auf sich zu nehmen.

Auch bei jungen Männern wird sexuelle Appetenz als Zeichen moralischer Schwäche und Unreife erkennbar. Fetzer, der bereits durch Randalieren und Demolieren öffentlicher Einrichtungen aufgefallen war, vergewaltigt in *Es ist nicht immer Sonnenschein* auf dem Höhepunkt seiner noch jungen kriminellen Karriere ein junges Mädchen. Aber diese Ausübung körperlicher Gewalt wird nicht als Stärke gezeigt. Er setzt sie ja erst ein, als das Mädchen sich ihm verweigert und deutlich wird, dass er keine reale soziale Macht über es ausübt. Dieses Motiv taucht auch in dem Film *Der Rettungsschwimmer* auf. Dort will ein Rettungsschwimmer seine Geliebte durch Manipulation einer Luftmatratze in Gefahr bringen, um sie heroisch retten und von seiner Liebe überzeugen zu können, die sie jedoch gar nicht haben will. Der Versuch scheitert tragisch – die junge Frau ertrinkt. Ein starker Mann bleibt vor solcherlei Anfechtungen selbstverständlich gefeit. Weder wäre er besessen von einer erotisch attraktiven Frau, noch hätte er solche heldischen Träume wie der unreife Jüngling.

5 Autonomie und Bindungssehnsucht: Stärken und Schwächen von Frauen

Die eben erwähnte Szene in *Der Rettungsschwimmer* zeigt eine entscheidende Ambivalenz: Einerseits hatte die anfangs noch unreife junge Frau am Ende des Films so viel Stärke gewonnen, dass sie sich entschloss, ihren eigenen und selbstbestimmten beruflichen und privaten Lebensweg zu gehen. Sie verabschiedet ihre beiden gegensätzlichen Liebhaber, den wissenschaftlich erfolgreichen und langweiligen Ehemann, der sie zur Hausfrau machen wollte, und den unreifen und haltlosen Jungen, mit dem ein verlässliches Leben nicht möglich gewesen wäre. Andererseits wird sie in diesem Moment ihrer Stärke im Film zum Opfer gemacht. Ihre Stärke erscheint zwar als moralisch positiv, aber – wie die Filmemacher implizit vorführen – ohne Chance auf Realisierung. Es wird an dieser Geschichte deutlich, dass die gesellschaftlichen Normalitätserwartungen die Bündelung der Eigenschaften jung, stark, berufsorientiert und ungebunden in einem weiblichen Lebensentwurf nicht zulassen. Der Regisseur bestraft den weiblichen Wunsch nach Unabhängigkeit mit dem Tode.⁴ Bemerkenswert an diesem Befund ist, dass er den offiziellen Beschreibungen des Geschlechterverhältnisses in der DDR – Gleichberechtigung von Männern und Frauen sowie Selbständigkeit und Emanzipation beider durch Berufsarbeit – diametral widerspricht. Zwar gibt es im *Polizeiruf 110* starke, berufsorientierte Frauen. Aber erstens verfügen sie bereits über die nötigen Kompetenzen und die entsprechende Souveränität, zweitens sind sie älter, und drittens erfährt der Zuschauer, dass sie etwa durch Ehe oder durch Familie und Kinder gebunden und dadurch in die normale Ordnung integriert sind.

Allerdings bleiben auch die privaten Bindungen starker Frauen typischerweise im Hintergrund oder werden als nebensächlich gekennzeichnet. Beispielhaft dafür ist die Kriminalistin Vera bzw. Leutnant Arndt. Dass sie in einer festen Beziehung lebt, wird erst am Ende der Serie erkennbar, als sie zum Bedauern ihrer Kollegen ihre Arbeit zugunsten einer Lehrtätigkeit an der Polizeischule aufgibt. Aber auch dann bleibt ihr Partner unsichtbar. Dabei ist sie entsprechend den Standards des Genres eine auch erotisch attraktive Frau, die ihre Attraktivität manchmal sogar beruflich einsetzt und die Schwäche der Männer zur Aufklärung von Verbrechen nutzt – ein Verhalten, das in diesem Kontext nicht als schlecht gilt. Ihre Kollegen reagieren auf ihre erotische Attraktivität gleichmütig; für sie ist sie nur Kollegin. Immerhin ist die Kriminalistin in jenen Fällen, in denen Frauen Opfer werden – vor allem von Sexualdelikten – die primäre und verständnisvolle Ansprechpartne-

⁴ Einem ähnlichen Muster folgt der Film *Katharina* (1989).

rin. Der Staat ist also auch weiblich: Als im Staatsdienst stehende Frau erscheint Vera ebenso einer moralischen Elite zugehörig wie ihre männlichen Kollegen und ebenso wie diese wirkt sie stark. Zwar muss sie dafür kein sexuelles Begehren ignorieren, das Frauen in stereotyper Weise ohnehin nicht haben. Aber mit den Männern teilt sie andere Merkmale der Stärke: Handlungsautonomie und Unabhängigkeit. Dies gilt auch für andere starke Frauen: Sie suchen weder nach emotionaler Bindung noch nach zweisamer Häuslichkeit. Haben sie Kinder, sind sie typischerweise alleinerziehend. Meist sind die Kinder dann jedoch bereits fast flügge und ernsthafte Stützen der Mutter. Der Beruf steht im Vordergrund, nicht die private Bindung.

Der Wunsch nach privaten Bindungen, nach vertrauensvollen Zweierbeziehungen und nach solider Häuslichkeit benachteiligt Frauen umgekehrt entscheidend. Ihre Bindungsbedürftigkeit erscheint als Schwäche, weil sie die Frauen dazu bringt, sich bestimmten Männern leichtgläubig anzuvertrauen, sich deren Wünschen unterzuordnen und sich so zu potentiellen Opfern (etwa von Heiratsschwindlern) zu machen, zu Komplizinnen oder auch, seltener, zu Täterinnen. Es gehört zu dieser Erzählfigur, dass jene Frauen besonders anfällig erscheinen, die ein Alter überschritten haben, in dem Paarbildungen leicht entstehen. Gerade in Filmen mit dem Thema „Heiratsschwindel“ werden auch solche Frauen zu Opfern, die ansonsten aktiv und verantwortungsvoll im Berufsleben stehen. Anders als die ihrer sexuellen Appetenz erliegenden Männer allerdings diskreditiert die Bindungsbedürftigkeit die Frauen nicht charakterlich. Fast immer gelingt es ihnen, sich aus ihrer Verblendung zu lösen und ihre Souveränität zurückzugewinnen. So löst sich z. B. die zunächst bindungswillige und ihrem Partner hörige ältere Pfortnerin am Ende des Films *Eine unruhige Nacht* von ihrem Partner, der auch der Drahtzieher des Verbrechens ist, indem sie mit der Polizei kooperiert und dadurch zur Klärung des Verbrechens beiträgt. Stärke gewinnt sie zurück, indem sie zum einen ihren Wunsch nach Bindung an diesen Mann aufgibt und zum anderen mit den wahrhaft starken Männern, den Kriminalisten, kooperiert. Durch die Entlarvung deutlich geschwächt hingegen wird ihr krimineller Ex-Partner, dessen instrumentelle Verfügungsgewalt über sie damit endet.

Die Sehnsucht nach Geborgenheit sichernden familialen Bindungen kann allerdings auch zum Motiv krimineller Handlungen werden. Eine Ehefrau tötet in dem Film *Katharina* die vermeintliche Geliebte ihres Mannes; die Schwiegermutter in *Eifersucht* tötet die Geliebte ihres Sohnes. Es sind nicht eigene sexuelle Bedürfnisse, die die Täterinnen zu ihren Taten treiben, sondern es ist die Bedrohung des ehelichen oder familiären Zusammenhalts durch ungebundene, erotisch

attraktive Frauen – also gerade durch jene, die sich die Schwäche der Männer zunutze machen könnten, selbst wenn sie dies im Film nicht wirklich tun. Auch wenn die Opfer sympathisch erscheinen mögen, die Filmemacher lassen sie sterben und reproduzieren damit implizit ein moralisches Urteil der Gesellschaft. Die Darstellung der verzweifelt und hilflos beschriebenen Täterinnen hingegen könnte sogar mitfühlendes Verständnis der Zuschauer hervorrufen. Gefahr für die moralische Ordnung, so scheint es, geht auch ihren Normalitätsvorstellungen zufolge eher von den erotisch attraktiven und ungebundenen Frauen aus.

Bei Männern wird der Wunsch nach Halt und Stabilität in einer Beziehung zwar selten thematisiert, kommt aber vor – z. B. in dem Film *Der Hinterhalt*. Dort kniet der vorbestrafte Bauer schluchzend vor dem Bett seiner (erhofften) künftigen Partnerin Kerstin, um sich von ihr die Absolution für eine Nacht bei einer anderen Frau, Ingeborg, Gefährtin aus seinen kriminellen Vorzeiten, geben zu lassen. Und Fettbacke, so genannt von derselben Ingeborg, bittet diese viel jüngere Frau – auch seine Komplizin – weinerlich um ein harmonisches Leben in familiärer Gemeinschaft. Gerade diese Männer erscheinen besonders schwach – der Wunsch nach einer stabilen Beziehung, unterstrichen durch das Weinen und die darin deutlich werdende Hilflosigkeit, verweiblicht sie den Regeln des Genres entsprechend in negativer Weise. Sowohl in den Augen des Publikums als auch in jenen der angesprochenen Frauen machen weibliche Eigenschaften die Männer besonders verachtenswert – dies immer im Kontrast zu jenen Männern, die als besonders stark markiert sind. Die im Film getadelte Verweiblichung von Männern besteht mithin in der Übernahme weiblich konnotierter Sehnsüchte. Das Idealbild des starken, also autonomen und gerade bindungsunabhängigen Mannes diskreditiert umgekehrt die „weiblichen“ Eigenschaften zusätzlich und verweist auf einen wichtigen Aspekt der Asymmetrie der Geschlechterbeziehungen, wie sie sich auch in der Polizeiruf-Serie finden.

Die Entscheidung zu einer festen sozialen Bindung lässt sich bei Männern allerdings auch anders auslegen: als Möglichkeit, durch die Domestizierung der eigenen Sexualität Souveränität zurückzugewinnen und zugleich sozialer Isolation zu entkommen. So verzichtet der Ex-Häftling Bauer nach einigem Schwanken auf den haltlosen und alkoholgeschwängerten Sex mit Ingeborg und entscheidet sich, gestützt durch den mütterlichen Rückhalt seiner eigentlichen Partnerin Kerstin, für ein geordnetes Familienleben. Dies wird als positive Entwicklung geschildert. Im Rahmen einer stabilen und auf gegenseitiger Zuneigung beruhenden Beziehung kann die gefährliche Sexualität also eingeklammert und domestiziert werden. Die männliche Bereitschaft, sich der sozialen Normalität familiären Zusammenlebens

zu fügen, steht in der Serie *Polizeiruf 110* dabei oft am Ende einer Phase des Übergangs und der sozialen Isolation, etwa nach einem Gefängnisaufenthalt oder einem Aufenthalt in der „Fremde“. Allerdings kann die so normalisierte Sexualität in nunmehr geordneten Verhältnissen keine spannende Filmhandlung tragen. Sie erscheint entweder im Happy End oder sie kann, wenn sie am Anfang der Geschichte steht, Ausbrüche motivieren.

6 Ambivalenzen: Die Ordnung des Zusammenlebens und der Wunsch nach Ausbruch

Die filmische Einklammerung der Sexualität oder die Aufhebung von sozialer Isolation in einer heilen Beziehung setzt das Problem fort, das sich mit jedem Happy End stellt: Was geschieht danach? Die den Normalitätserwartungen entsprechende Ordnung, positives Gegenbild der vorherrschenden Unordnung oder Ziel des Handelns, lässt sich nicht mehr als Kontext eines interessanten Geschehens denken. Es kann daher heuristisch ertragreich sein, sich das Glück des Anfangs anzusehen, das enden muss, damit die Filmhandlung beginnen kann. Manche der gezeigten familiären oder familienähnlichen Beziehungen präsentieren sich am Anfang der Handlung als geordnet und im Wesentlichen untadelig.

Aber wie bei jeder Darstellung einer in sich ruhenden Ordnung droht Langeweile – zumindest bei den Zuschauern. Ein Film, der mit einer idealen Ordnung beginnt, muss sie zerstören; nur so kann eine spannende Erzählung beginnen. Das dramaturgische Problem erscheint in den Filmen aber zugleich als ein moralisches. Daher sind der Gefahr, sich im Guten zu langweilen, Männer und Frauen – auch in den Filmen – zunächst in gleicher Weise ausgesetzt.

In Bezug auf die Frauen verdeutlicht dies etwa der Film *Der Wahrheit verpflichtet*. Die Filmheldin ist hier mit einem Fernfahrer verheiratet, der ständig unterwegs ist und von ihr verlangt, sich ausschließlich um das Haus und die Kinder zu kümmern. Damit ist sie unterfordert. Sie beginnt zu trinken und nimmt außereheliche sexuelle Beziehungen auf. Aber es gelingt ihr, sich selbst aus diesen Verstrickungen zu befreien. Als sich der dramatische Konflikt zu einem von ihr verübten Totschlag steigert, lebt sie längst in einer neuen, soliden Beziehung, während ihr Ehemann zum hemmungslosen Säufer geworden, sozial abgerutscht und nun vollständig von seiner Mutter abhängig ist, die ihre Schwiegertochter hasst. Der Totschlag wird als verzweifelte Notwehr gezeigt und so gerechtfertigt. Am Anfang der Unordnung aber stand eindeutig Langeweile. Was die junge Frau dann stabilisiert, ist die feste Beziehung zu einem neuen soliden Mann (der allerdings

im Film kaum auftaucht), vor allem aber eine sehr verantwortungsvolle Position in einem Betrieb. Gerade Letzteres lässt die Bedrohung durch Langeweile verschwinden. Über die Bindung zu dem neuen Partner, den sie nicht heiratet, und über ihre interessante Arbeit erscheint sie zugleich als stark und sozial integriert.

Die häusliche Langeweile der jungen Frau ist in diesem Fall eindeutig auf ihre Herauslösung aus der Arbeitswelt und ihre Beschränkung auf die Welt der Familie bezogen. An dieser Stelle wird in den Frauen- und Männerbildern eine Gemeinsamkeit erkennbar: Das gute Leben ist einerseits eines, das den Normalitätserwartungen entspricht. Andererseits ist es nicht erzählbar (höchstens beschreibbar) und steht deshalb am Ende einer Handlung, die den Hoffnungen der Zuschauer folgt. Weil es nicht erzählbar ist, taugt es möglicherweise auch sonst nicht als Basis einer Lebensführung. Männer und Frauen hätten anderen – und sich selbst – nichts Interessantes zu berichten.

Als Gegengewicht zu einem langweilig-guten Leben erscheinen in den Filmen spannungsreiche Tätigkeiten. Das kann, wie bei den Kriminalisten, die Berufsarbeit sein – hier geht es gelegentlich sogar um Leben und Tod. Aufregend für Männer können Sexualität und Stehlen sein. Die Flucht vor der Langeweile kann auch die Form einer süchtig machenden Betäubung annehmen – etwa das Trinken von Alkohol. Sie kann aber auch scheinbar harmlos sein, wie das Rennfahren, das erst als Obsession zur Gefahr wird, oder sich sogar in der Berufsarbeit oder im Bildungsdurst zeigen; beides bietet Frauen akzeptable Formen eines abwechslungsreichen Lebens. Verantwortungsvolle Leitungstätigkeit erscheint unter Umständen auch als langweilig. Sie wird in diesen Fällen durch andere erzählbare Tätigkeiten gestört und aufgebrochen. Auf sie hin kann aber ebenso eine unalltägliche Lebensführung orientiert sein. Dahinter tritt die gesellschaftliche Normalität, die sonst ein Happy End kennzeichnen würde, zurück. Die Normalitätserwartung von Harmonie ist dann nur noch Vorbedingung eines spannungsreichen Lebens, die sich nicht in den Vordergrund schieben soll. Sie würde entweder stören oder die Spannung dementieren. Was packend ist und was nicht, wird zunächst von den Akteuren selbst bestimmt. In zweiter Linie jedoch, und dies nicht ganz bruchlos, von den Zuschauern der Serie. Was das Leben aufregend macht, ist positiv oder negativ konnotiert.

Der Wunsch nach Ausbruch aus der normalen Ordnung, nach Abwechslung und Abenteuer, bringt Männer einerseits dazu, so suggerieren die Filme, sich unverantwortlich oder rücksichtslos zu verhalten. Weil ihnen rationale Überlegtheit und Umsicht fehlen, erscheinen diese Verhaltensweisen als Schwäche. Ausbruchswünsche sind damit als Quelle sozialer Desintegration markiert: Berger in

Der Hinterhalt etwa wird als nahezu asozialer junger Mann beschrieben, der zu seiner gut integrierten Freundin, Leiterin einer Vulkanisierwerkstatt, eine Zweckbeziehung unterhält und von Mitgliedern des Arbeitskollektivs als arroganter Angeber gesehen wird, der sich nicht einfügen will; Fetzer ist ein Jugendlicher, der neben seinem scheinbar angepassten Leben bei seinen ordentlichen und spießigen Eltern zugleich Anführer einer randalierenden Moped-Clique ist.

Andererseits brechen auch die Kriminalisten selbst letztlich aus einer langweiligen Ordnung aus; schließlich bleiben ihre ordentlichen Familien im Hintergrund, sofern sie überhaupt existieren. Außer des Verbrechens selbst ist nichts spannender als die Suche nach den Tätern und ihren Motiven. Aber es handelt sich hier um positiv konnotierte Abweichungen von der Normalität: Das spannende Leben paart sich mit höchstem gesellschaftlichen Verantwortungsgefühl. Die Kriminalisten sind nicht einfach in die Ordnung integriert, sondern sorgen erst für deren Wiederherstellung und Stabilität.

Derartige positive und akzeptierte Ausbrüche kann es auch in anderer Form geben, und sie lassen sich geschlechtsspezifisch differenzieren und mit negativ gewerteten Ausbrüchen konfrontieren. Immer aber bleibt die grundsätzliche Ambivalenz der realisierten oder zu realisierenden Normalitätserwartungen bestehen. Sie ist zwar Hintergrund der Erzählungen über Gut und Böse, und steuert die moralischen Empfindungen der handelnden Personen – und mit Sicherheit auch die der Filmemacher und der Zuschauer. Wo sie aber ins Zentrum des Lebens rückt, wird sie langweilig – auch für die Zuschauer – und verleitet zur Flucht, zum Ausbruch. Allerdings gälte dann gesellschaftlich insgesamt, was für das Genre des seriellen Kriminalfilms gilt. Die Arbeit der Kriminalisten ist zwar so lange spannend, wie es Kriminalität gibt, doch sowohl die Verbrechen als auch deren Aufklärung setzen einen gesellschaftlichen Hintergrund voraus, der von moralisch positiv gewerteten Normalitätserwartungen bestimmt ist. Sonst langweilen sich nicht nur die Zuschauer.

7 Nach 1989: Traditionen und Brüche

Am 7. Oktober 1990, dem ehemaligen Jahrestag der DDR, drei Tage nach dem offiziellen Beitritt zur Bundesrepublik, wurde *Tod durch elektrischen Strom* zum ersten Mal gesendet. Ausgangspunkt der Handlung ist ein Arbeitsunfall, bei dem ein „sozialistischer Held“, der etwas für den Betrieb riskiert, durch allgemeine und auch eigene, kaum noch zu rekonstruierende Schlamperei zu Tode kommt. Aufgrund einer falschen Karte durchtrennt er bei Tiefbauarbeiten für sein Grund-

stück eine Starkstromleitung. Durch diesen Fehler wird nicht nur er selbst getötet, sondern es droht wegen des Stromausfalls im Krankenhaus auch ein Kind bei einer Operation zu sterben. Im Laufe der Ermittlungen stellt sich heraus, dass der vermeintliche sozialistische Musterarbeiter vor allem korrupt gewesen ist und in die eigene Tasche gearbeitet hat.

In der allgemeinen kritischen Darstellung von Unordnung und Selbstbedienung wird eine Kritik erkennbar, die schon 1990 anachronistisch wirkt. Auch in anderer Hinsicht werden die Krise des Staates und seiner Eliten und das Auftauchen neuer Motive erkennbar. Die Ehefrau des Opfers hat ein nahezu offenes Verhältnis mit einem Kollegen ihres Mannes. Der „Held der Arbeit“ erscheint als Hahnrei, der Liebhaber nicht durchgängig als Schurke, und die Ehefrau begeht ihren Ehebruch lustvoll aus offenbar eigener sexueller Appetenz. Auch die Position der Ermittler hat sich verändert. Sie repräsentieren nicht mehr die überlegene Staatsmacht, sondern sie lassen sich von den Arbeitern, die sie befragen sollen, unwirsch anfahren, entschuldigen sich mehrfach und versuchen gelegentlich freundlich zu lächeln. Die Ermittler verlieren ihre Aura der Souveränität.

Die Demontage der DDR reflektiert sich in der Polizeiruf-Serie damit zugleich als Demontage ihrer idealen Männer. Das wird auch in der ersten gesamtdeutschen Koproduktion von *Tatort* und *Polizeiruf 110*, dem Film *Unter Brüdern* (1990), deutlich. Bisherige Tabus fallen hier. Die böse Seite der DDR erscheint in Gestalt der Staatssicherheit bzw. ihrer Repräsentanten, deren repressive und geheime Aktivitäten von einst nun unmittelbar in die einer verschwörerischen Verbrecherorganisation umschlagen, welche sich mit westlichen kriminellen Milieus verschränkt. Das sozialistische Erbe wird im moralischen Appell an eine kriminelle Solidarität der ehemaligen Genossen und in der Drohung mit einer künftigen verschwörerischen geheimen Organisation diskreditiert.

Die Rückkehr zur Macht kann nur mit kriminellen Methoden geschehen, doch von diesen distanzieren sich die Kriminalisten im Übergang zum neuen Staat mit moralischer Empörung. Mit der „Stasi“ hatten sie nichts zu tun – was dramaturgisch auch nahezu stimmt, bedenkt man die Art von Entpolitisierung des alten *Polizeirufs 110*. Dank ihrer Distanzierung von der Staatssicherheit können die östlichen Kriminalisten mit den westlichen kooperieren – in diesem Falle mit dem Duisburger Ermittlerpaar Schimanski und Thanner. Damit verlieren die Kriminalisten allerdings auch einen Teil ihrer moralischen Aura. Das wird nicht zuletzt im Verhältnis zum Alkohol erkennbar. Als Erster betrinkt sich Hauptmann Fuchs, zum Schluss wird die Wiedervereinigung als männliches Gemeinschaftssaufen inszeniert. Die Kommissare sind eben nicht unangreifbare, undurchsichtige Ty-

pen, wie sie von der abtauchenden Staatsicherheit repräsentiert werden, sondern „normale Männer“ mit männlichen Schwächen, die den Erfolg der Ermittlungen jedoch nicht beeinträchtigen: Noch können sie ihre Schwächen kontrollieren oder sich auf ihre „Brüder“ verlassen, die sie im Notfall aus dem (Bade-)Wasser ziehen.

Das Verhältnis zur männlichen Sexualität hat sich allerdings entgegen dem ersten Augenschein noch nicht geändert. Bei den westlichen Verbrechern ist das übergreifende Motiv wie früher die Geldgier. Die erotische Attraktivität der Kunsthistorikerin Dr. Bender in *Unter Brüdern* wird zunächst instrumentell eingesetzt. Das aber funktioniert im *Tatort* bei Schimanski sonst anders. Seine sexuelle Erregbarkeit, die ihn zu Undiszipliniertheit verleiten kann, wird in seinen sonstigen Filmen nicht als Schwäche getadelt, sondern als persönliche Stärke gefeiert. Der Mann, der viel trinken kann, der unter hartem körperlichen Einsatz Verbrecher jagt und der immer wieder mit den disziplinarischen Regeln seines Amtes in Konflikt gerät, stellt seine Männlichkeit gerade durch seine erotische Empfänglichkeit – und seine entsprechende Ausstrahlung – unter Beweis. Schimanski ist in diesem Sinne ein exaktes Gegenbild zum früheren Hauptmann Fuchs und dessen Mitstreitern. Immerhin werden sogar die Beziehungen zwischen den Männern ansatzweise sexualisiert und im Verhältnis zu den Frauen voyeuristisch standardisiert: In einer Szene sitzen die beiden westlichen und die beiden östlichen Ermittler gemeinsam in einem Warmwasserbecken, das sich in einem Duisburger Bordell befindet. Dass aber die vier Ermittler mehr tun werden, als den Rausch ihres Kollegen Fuchs auszubaden, ist nicht zu erwarten – nicht einmal bei Schimanski, der sich in Bordellen allenfalls prügelt.

Der letzte Film vor der Neukonzipierung der Serie, *Thanners neuer Job* (1991), räumt endgültig mit dem alten *Polizeiruf 110*, seinen idealen Männern und vor allem mit Hauptmann Fuchs auf. Die Ermittler werden mit den neuen Verhältnissen in Ostdeutschland nicht mehr fertig. Die ungezügelten Jugendlichen von einst, die die gesellschaftliche Ordnung störten, sind zu rechtsextremistischen Kameraden geworden, die auf Gewaltexzesse aus sind und sich von westlichen Drahtziehern und Geschäftemachern aufhetzen, instrumentalisieren und beherrschen lassen. Rechtzeitig kommt Thanner aus der Serie *Tatort* als Reorganisator nach Berlin. Von ihm muss Oberkommissar Fuchs in seinem eigenen Bereich Arbeitsanweisungen entgegennehmen. Vor allem aber wird er, nachdem er eine Art Heldenrolle als Austauschgeisel nach dem Banküberfall der rechtsextremen Jugendlichen übernommen hatte, von diesen gedemütigt. Zwar kann er sich noch selbst retten, aber er geht als alter und einsamer Mann aus dem Rennen.

Aber auch Thanner kann keinen wirklichen Erfolg haben: Das westliche Mus-

ter aller Kriminalserien beginnt sich durchzusetzen. Der typische Konflikt in westlichen Kriminalfilmen zwischen den einsamen und moralisch integren Ermittlern und dem unverständigen oder korrupten Polizeiapparat vor dem Hintergrund sich ständig verschlimmernder sozialer Zustände deutet sich ebenso an wie die Resignation. Bei den ständig nachwachsenden Verbrechern, die durch das Gesetz eher geschützt als verfolgt werden, ist die Polizeiarbeit letztlich vergeblich. Die Verbrecher erscheinen nun nicht mehr nur als schwach, sondern auch als böse.

Die Rolle des machtvollen Entscheiders über Gut und Böse kann Fuchs im zunehmend westlich strukturierten Osten nicht mehr ausfüllen. Dass er seine Jacke nimmt und aus seinem Büro verschwindet, zeigt das Eingeständnis der eigenen Unfähigkeit an, mit der neuen Situation zurechtzukommen. Ausgedient hat damit auch – zumindest im *Polizeiruf 110* – ein Männlichkeitsideal, das gerade Fuchs verkörpert hatte: stark, moralisch, ausschließlich berufsorientiert, (bindungs-)unabhängig und zugleich zum Besten der ganzen Gesellschaft handelnd. Dass ein in dieser Weise idealisierter Mann vor seinen Kollegen zugibt, Angst vor Verbrechern gehabt zu haben, lässt jene Vorstellungen vollends erodieren, die bis dahin zumindest noch bruchstückhaft vom Idealbild der starken Männer übrig waren.

Diejenigen hingegen, die schon vor dem Zusammenbruch der DDR leichte Abweichungen vom Ideal markiert hatten, wie etwa Leutnant Grawe, repräsentieren in den neueren Polizeiruf-Filmen zugleich die „Angekommenen“ in einer Gesellschaft, in der anscheinend andere Vorstellungen von idealem männlichen Verhalten gelten. Grawe überdauert bis zu dem Film *Grawes letzter Fall* (1995). Dieser endet mit einem Karriereschritt zum Bundeskriminalamt nach Wiesbaden – der Vereinigungsprozess ist abgeschlossen.⁵

Quellen- und Literaturverzeichnis

Datenbasis: Die ausgewählten Filme der Fernsehserie Polizeiruf 110

(D: Drehbuch; R: Regie; Sz: Szenarium)

Gesichter im Zwielicht (1973), D: Manfred Mosblech, R: Manfred Mosblech.

Des Alleinseins müde (1977), D: Lothar Creutz, R: Kurt Jung-Alsen.

⁵ Und Grawe kehrt wieder: Im *Polizeiruf Ein Bild von einem Mörder* (2004) ist er nunmehr ein Privatdetektiv, der freiwillig aus dem Bundeskriminalamt Wiesbaden ausgeschieden ist. Die filmische Begründung für den Wechsel des Arbeitsfeldes liegt in Konflikten mit (ignoranten) Vorgesetzten.

- Holzwege (1978), D: Fred Unger, R: Manfred Mosblech.
 Barry schwieg (1979), D: Manfred Drews, R: Hans Knötzsch.
 In einer Sekunde (1980), D und R: Hans Joachim Hildebrandt.
 Der Hinterhalt (1980), D und R: Helmut Krätzig.
 Der Rettungsschwimmer (1982), D: Percy Dreger, R: Lothar Hans.
 Es ist nicht immer Sonnenschein (1983), D und R: Manfred Mosblech.
 Amoklauf (1988), Sz: Eberhard Görner, R: Wolfgang Hübner.
 Eifersucht (1988), Sz: Regina Weicker, D und R: Bernd Böhlich.
 Eine unruhige Nacht (1988), Sz: Albert Wachtermann, R: Hubert Hoelzke.
 Der Wahrheit verpflichtet (1989), Sz: Ulrich Waldner, R: Hans-Joachim Kasperzik.
 Katharina (1989), D und Sz: Ulrich Frohriep, R: Georg Schiemann.
 Tod durch elektrischen Strom (1990), D: Horst Ansorge, R: Peter Hagen.
 Unter Brüdern (1990), D: Helmuth Krätzig und Veith von Fürstenberg, R: Helmuth Krätzig.
 Thanners neuer Job (1991), D: Veith von Fürstenberg, R: Bodo Fürneisen.
 Grawes letzter Fall (1995), D: Wolfgang Brenner, R: Christian Steinke.

Literatur

- Goodenough, Ward H. (1981): Culture, language and society. Menlo Park.
 Guder, Andrea (1996): Das Kriminalgenre im Fernsehen der DDR: Aktueller Forschungsstand und Auswahlbibliographie. Halle.
 Guder, Andrea (2000): Genosse Hauptmann auf Verbrecherjagd. Die DDR-Krimi-Reihe „Polizeiruf 110“. Der Krimi in Film und Fernsehen der DDR. Rundfunk und Geschichte 26, 21 – 28.
 Hoff, Peter (2001): Polizeiruf 110. Filme, Fälle, Fakten. Berlin.
 Klaus, Rolf Peter (1992): Vom Sonderfall zur Hochkonjunktur. Die dramaturgische Behandlung von Kriminalität als Paradigma des Wandels der Reihe „Polizeiruf 110“. In: Hoff, Peter/Wiedemann, Dieter (Hg.): Serie. Kunst im Alltag. Beiträge zur Film- und Fernsehwissenschaft 43. Berlin, 114 – 128.
 Lüders, Christian/Meuser, Michael (1997): Deutungsmusteranalyse. In: Hitzler, Ronald/Honer, Anne (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Stuttgart, 57 – 80.
 Mannheim, Karl (2004): Beiträge zur Theorie der Weltanschauungs-Interpretation. In: Strübing, Jörg/Schnettler, Bernt (Hg.): Methodologie interpretativer Sozialforschung. Konstanz, 101 – 153.

- Stölting, Erhard (1988): Verbrechen, Korruption und der pessimistische Blick. Sowjetische Kriminalromane als soziologisches Erkenntnismittel. In: Osteuropa-Info 73/74, 16–35.
- Schütz, Alfred (2004): Common Sense und wissenschaftliche Interpretation menschlichen Handelns. In: Strübing, Jörg/Schnettler, Bernt (Hg.): Methodologie interpretativer Sozialforschung. Konstanz, 155–197.

Hegemoniale Männlichkeiten in Ost- und Westdeutschland

Holger Brandes

1 EU-Erweiterung und Wandel von Geschlechtmustern

In der heutigen Geschlechterforschung besteht Konsens darüber, dass Männlichkeit und Weiblichkeit keine biologisch determinierten, über Zeit und Raum konstanten Wesensmerkmale von Individuen darstellen. Vielmehr sind sie Ausdruck und Produkt von Strukturen sozialer Praxis, wobei sich objektive Strukturen (Arbeitsteilung und Machtstrukturen) und subjektive Dispositionen (Handlungs-, Denk- und Gefühlsmuster) entsprechen (Brandes 2002). Folglich ist es problematisch, von wie auch immer definierter universeller Männlichkeit oder Weiblichkeit zu reden, und es macht mehr Sinn, vom Plural gleichzeitig existierender und konkurrierender Männlichkeits- und Weiblichkeitsmuster auszugehen (Bourdieu 2001; Connell 2002). Aus dieser Sicht ist es eine wichtige Frage, ob und wie gesellschaftliche Umbrüche und zwischenstaatliche Annäherungsprozesse neben Auswirkungen auf konkrete Lebensbedingungen auch Einfluss auf die langfristige Entwicklung von Deutungsmustern von Männlichkeit und Weiblichkeit haben. Konkret und aktuell wäre zu fragen, inwiefern es in den ehemaligen Staaten des Warschauer Pakts Deutungsmuster von Männlichkeit und Weiblichkeit gab und gibt, die sich in relevanter Weise von denen unterscheiden, die in den westeuropäischen Ländern dominieren. Insbesondere geht es dabei um den Veränderungsdruck und die Richtung des Wandels, der von der beschleunigten Annäherung zwischen ost- und westeuropäischen Staaten und nicht zuletzt von der EU-Erweiterung ausgeht.

Der folgende Beitrag versucht in zweifacher Hinsicht eine exemplarische Annäherung an diese Fragestellung: Zum einen beschränkt er sich auf den in Sozialwissenschaften und Geschlechterforschung eher weniger beachteten Aspekt

des Wandels von Männlichkeiten. Diese Akzentsetzung ist meinem Forschungsschwerpunkt geschuldet und soll keineswegs negieren, dass in verschiedener Hinsicht vermutlich Frauen von zwischenstaatlichen Transformationsprozessen stärker in ihren Lebensumständen betroffen sind als Männer. Zum anderen ist die Analyse exemplarisch begrenzt auf zwei Gebiete, die früher dem Warschauer Pakt bzw. der ursprünglichen EU, d. h. den östlichen und westlichen Staatensystemen, angehörten und die bereits den jetzt in größerem Maße angestoßenen Integrationsprozess hinter sich haben: die ehemalige DDR (Ost) und die ehemalige BRD (West).

Die Integration von West- und Ostdeutschland bildet sicherlich einen Spezialfall der Ost-West-Annäherung und weist Sonderbedingungen auf, die sich auf die jetzt neu in die EU eintretenden Staaten nicht übertragen lassen. Zu diesen Sonderbedingungen gehören die gemeinsame Sprache und gemeinsame kulturelle und historische Wurzeln. Trotzdem waren diese beiden Staaten fast 45 Jahre durch eine fast undurchlässige Grenze getrennt und beide fest in die ökonomischen, politischen und kulturellen Systeme von RGW und Warschauer Pakt einerseits und EU und NATO andererseits eingebunden.

Aufgrund der historischen Entwicklung haben wir es in Deutschland mit der seltenen Konstellation zu tun, dass zwei über fast ein halbes Jahrhundert rigide getrennte Staaten mit gegensätzlicher gesellschaftlicher Verfassung, d. h. nicht nur politisch gegensätzlicher Ausrichtung, sondern auch unterschiedlicher ökonomischer Strukturierung und kultureller Orientierung, seit 1989 in kürzester Zeit in ein gemeinsames Gebilde überführt wurden. Dabei haben sich besonders im Ostteil Deutschlands fast alle Koordinaten und Orientierungspunkte des gesellschaftlichen Lebens verschoben, was schwerlich ohne Auswirkungen auch auf die Geschlechterrelation und das Verständnis von Männlichkeit und Weiblichkeit geblieben sein kann.

Da der Integrationsprozess der beiden deutschen Staaten in beschleunigter Form und an der Grenze der alten Ost-West-Teilung erfolgt, kann er dienlich sein, um Aspekte zu beleuchten, die übertragbar sind auf das, was in größerer zeitlicher Ausdehnung auch für den Integrationsprozess in größeren Räumen zu erwarten ist. Insofern besteht hier die Möglichkeit, quasi wie in einem Brennglas den Zusammenhang zwischen sozialen Strukturveränderungen und Deutungsmustern von Männlichkeit zu studieren.

2 Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit

Als ein kategorialer Rahmen zur Analyse des Wandels von Männlichkeiten ist von R. W. Connell (u. a. 1995; 1998; 1999; 2000) bezogen auf gesellschaftliche Macht- und Dominanzverhältnisse die Unterscheidung zwischen hegemonialer Männlichkeit und unterdrückten oder marginalisierten Männlichkeiten in die Diskussion eingebracht worden. Damit wird das traditionelle Verständnis von Geschlecht insofern erweitert, als nicht nur das Verhältnis von Männern und Frauen innerhalb einer Gesellschaft als hierarchisch strukturiert verstanden wird, sondern auch Macht- und Dominanzverhältnisse zwischen unterschiedlichen sozialen Gruppierungen von Männern (oder Frauen) in den Blick kommen.

Darüber hinaus erlaubt dieser Ansatz die Kategorisierung und Analyse von Männlichkeiten als kollektive Handlungs-, Denk- und Gefühlsmuster, ohne einzelne Individuen oder Gruppen im Sinne einer sozialpsychologischen Typologie oder Charakterologie schematisch festlegen zu müssen. Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit unterstellt lediglich die Existenz eines kulturell dominanten Deutungsmusters von Männlichkeit, das keineswegs von allen oder auch nur einer Mehrheit der Männer eines Kulturkreises persönlich repräsentiert wird, das aber insofern für *alle* Männer einen unausweichlichen Bezugsrahmen bildet, als es in der Nähe von gesellschaftlicher Macht und Verfügungsgewalt angesiedelt ist. Über vielfältige kulturelle Transformationen beeinflusst es selbst Männlichkeitsformen, die von diesem Muster abweichen oder oppositionell darauf bezogen sind. In gewissem Sinne entspricht das, was Connell als hegemoniales Muster von Männlichkeit beschreibt, dem, was in früheren rollentheoretischen Konzepten als die Männerrolle verstanden wurde. Der Vorteil von Connells Ansatz ist, dass er unmissverständlich signalisiert, dass es ein solches geschlossenes Rollenmuster nicht gibt, sondern dass verschiedene Muster existieren, die untereinander in Beziehung und in Konkurrenz stehen (vgl. Connell 2000, 30).

Folgt man den innerhalb der internationalen Männerforschung und insbesondere den von Connell selbst publizierten Studien, so spricht einiges dafür, dass unterschiedlichen Kulturen und nationalen Traditionen auch unterschiedliche hegemoniale Männlichkeitsmuster entsprechen und dass diese zunehmend in einen globalen Konkurrenz- und Verdrängungswettbewerb eintreten (vgl. Connell 1998). Auch die EU-Erweiterung nach Osten und den deutschdeutschen Integrationsprozess der letzten Jahre im Kontext dieser Globalisierungstendenzen zu sehen, liegt auf der Hand.

Ich will deshalb im Folgenden im Sinne einer Fallstudie der Frage nachgehen, inwieweit sich Hinweise dafür finden lassen, dass es in der ehemaligen DDR und

der ehemaligen BRD unterschiedliche Muster hegemonialer Männlichkeit gegeben hat, die mit den unterschiedlichen Staatsformen korrespondierten. Ich nähere mich dieser Frage an, indem ich untersuche, inwieweit sich unterschiedliche Deutungsmuster von Männlichkeit zehn Jahre nach dem Vereinigungsprozess noch in den Selbstkonzepten von Männern wiederfinden. Dabei interessieren besonders die Reflexionsmuster und Denkkategorien ostdeutscher Männer, da nur diese im Zuge der Wiedervereinigung einer wirklichen gesellschaftlichen Umstrukturierung und einem einschneidenden Wandel in ihren Lebensbedingungen und ihrer Werteorientierung ausgesetzt gewesen sind. Nur sie und die vergleichsweise wenigen Westdeutschen, die nach der Vereinigung in die ostdeutschen Länder gingen, verfügen aufgrund der Asymmetrie der Vereinigung über eine unmittelbare Erfahrung mit dem Aufeinandertreffen der unterschiedlichen nationalen Traditionen in diesem sozialen Transformationsprozess.

Zu diesem Zweck führte ich gemeinsam mit Studierenden der Evangelischen Hochschule für soziale Arbeit 1997 und 1998 in Dresden und Umgebung themenzentrierte qualitative Interviews mit Männern im Alter von Mitte Zwanzig bis Mitte Dreißig durch. Dabei ging es uns besonders um die Frage, wie diese Männer den Veränderungsprozess und die Unterschiede zwischen Ost- und Westmännern *reflektieren*. Die Auswahl der befragten Männer war dadurch bestimmt, dass sie in der DDR geboren und zu Männern herangewachsen waren, aber auch noch hinreichend jung sein sollten, um sich von den neuen Entwicklungen in ihrer männlichen Identität angesprochen zu fühlen.¹ Ein solcher qualitativer Forschungsansatz kann zwar keine repräsentativen Aussagen begründen, erlaubt aber einen Blick in die Selbstkonzepte von Männern und kann hierdurch weitergehende theoretische Reflexionen anstoßen und strukturieren.

3 „Damals wär’ vielleicht niemand auf die Idee gekommen, solch eine Frage zu stellen.“

Aussagen aus Interviews mit ostdeutschen Männern

Ohne Anspruch auf eine systematische Auswertung will ich einige Aussagen aus diesen Interviews zum Ausgangspunkt meiner Überlegungen bezüglich der Unterschiede von hegemonialen Männlichkeiten in Ost- und Westdeutschland nehmen.

R., 33 Jahre, verheiratet und zwei Kinder, von Beruf Trockenbauer, antwortet auf die Frage, was ihm zum Begriff „Männlichkeit“ einfallt:

¹ Insgesamt wurden zwölf solcher Interviews im zeitlichen Umfang von je 1,5 bis 2 Stunden durchgeführt und ausgewertet. Die Auswertung erfolgte themenzentriert.

Was fällt mir dazu ein [...] Mh, also ich weiß nicht [...] Diese Frage habe ich mir auch noch nicht gestellt. Im Allgemeinen stellt man sich so 'ne Frage ja auch nicht. Hab' ich wirklich noch nicht drüber nachgedacht. [Und nach einer kurzen Denkpause] Aber du solltest vielleicht eher meine Frau fragen, was sie von Männlichkeit hält. Das ist vielleicht ein Begriff, der aus einem Frauenjournal entsprungen ist. Die machen sich vielleicht über die Männer im Allgemeinen und die eigenen im Besonderen und deren Männlichkeit größere Gedanken als die Männer selbst. Das ist wahrscheinlich eher ein Problem der Frauen als meins.

M., 26 Jahre, gelernter Forstfacharbeiter und nach der Wende in einen sozialen Beruf übergewechselt, hat auf diese Frage bereits eine Antwort parat: „Na – muskulös, na [...] sexistisch [...] karrierebewusst, attraktiv und dienstbeflissen.“ Auf die Nachfrage nach der spezifisch ostdeutschen Männlichkeit stellt er fest, dass diese Frage für ihn nicht so leicht zu beantworten ist, da nach seiner Wahrnehmung erst nach der Wende das Geschlechterverhältnis stärker problematisiert und pointiert worden ist:

Schwierig [...] Das Karrierebewusstsein, äh [...] war in der DDR nich' so stark ausgeprägt, beziehungsweise die Möglichkeiten dafür waren eingeschränkter. Und das Männlichkeitsideal wird in letzter Zeit stärker forciert. Na, so wie allgemein die Gesellschaft in der DDR aufgebaut war, so war och zwisch'n Geschlechtern 'ne, ja, verwischte Neutralität. Also geschlechterspezifische, äh, Aussagen oder Ausdrücke oder Äußerlichkeiten wer'n jetzt also stärker hervorgehoben. [Auf Nachfrage verweist er auf die Medien] [...] wo dann Mann und Frau sich hineingedrängt fühlen oder sich zumindest damit auseinander setzen müssen. Und dann denke ich, dass [...] es im Gegensatz zu damals einfach rabiater geworden ist [...] [Auf die Nachfrage zum Begriff „rabiater“ erklärt er ihn dahingehend] [...] auf seine Geschlechtlichkeit festgelegt [zu werden und] diesem Druck, äh'm sich zunächst zu definier'n und nich' einfach als Person [...] dass vielleicht [...] dass Persönlichkeiten einfach verschoben werden oder sich durch Äußerlichkeiten oder gemachte Klischees der Geschlechtlichkeit bestimmen lassen.

Dagegen setzt er später die Erfahrung mit dem Kollektiv in seinem Beruf als Facharbeiter, in dem nicht nur gearbeitet wurde, sondern das auch „Lebenskollektiv“ war,

wo also weit über die Arbeit hinaus zusamm' etwas getan wurde, äh Kneipenbesuche, Kultursachen, aber wo eben in diesem reinen Männerkollektiv, wie ich es erlebt habe, äh so offen, direkt bis manchmal banal über äh die die gesamten Lebensbereiche betrafen – äh Arbeit, Familie, Sexualität, Frauen allgemein, die so manchmal eine etwas abstoßende, aber doch zumindest eine sehr interessante und aufschlussreiche Erfahrung waren.

In der Abgrenzung zu seiner Erfahrung mit dem „Mannsein“ in Ostdeutschland macht er den Westmann an der Abhängigkeit von äußeren Einflüssen fest:

Unterschiede vielleicht insoweit, dass der Westmann vielleicht stärker wie der Ostmann von äußeren Einflüssen geprägt ist' [...] Der Westmensch überhaupt musste sich oder ist' ganz einfach in einer Gesellschaft aufgewachsen, wo er sehr stark konfrontiert war mit – äh – Medien, mit Frau'n, Klischees, mit Einstellungen, mit Weltoffenheit, mit Reisen, Sachen die dort ganz einfach alltäglich und möglich war'n, währ'nd im Osten diese Sachen doch relativ eingegrenzt war'n, dass die prägenden Schwerpunkte des Mannes doch mehr das Elternhaus, die Freunde, Arbeitskollektiv – äh, später die eigene Frau, die Familie war'n.

Der Akzent auf Äußerlichkeiten als ein Aspekt der Veränderung nach der Wende und im Bezug auf Westmänner kommt auch in anderen Interviews zum Ausdruck. Der anfänglich zitierte R. antwortet auf die Frage nach der Bedeutung von Männlichkeit zu DDR-Zeiten:

Damals wär' vielleicht niemand auf die Idee gekommen, solch eine Frage zu stellen. Also, ich denke, dass zwar Eigenschaften einem Begriff wie Männlichkeit zugeordnet wurden, aber mehr nach dem Motto ‚Sei mal ein richtiger Mann‘. Wenn man sich zusammenreißen musste, um etwas zu erreichen oder eine Eroberung zu machen [...] Das war eher eine Einstellungsfrage oder positive Charaktereigenschaft. Heute, denke ich, werden damit eher Äußerlichkeiten in Verbindung gebracht. Nicht nur, aber zum Teil.

In einigen Interviews schwingen in der Betonung von Karriere und Äußerlichkeit deutlich Neidaspekte mit. Es wird aber auch, wie in dem Interview mit einem 36-jährigen Elektroingenieur, der nach der Wende in die Jugendarbeit wechselte, die Sorge ausgedrückt darüber,

dass Leute Karriere um jeden Preis machen, sich zum Teil dann auch [...] ich will mal sagen, verkaufen für einen Preis, der eigentlich dem wirklichen Wert ihrer Arbeit überhaupt nicht entspricht und [...] aus diesem Defizit irgendwo heraus handeln, das jetzt alles reißen zu müssen und jetzt ganz schnell den Anschluss an irgendetwas schaffen zu müssen, was vielleicht so überhaupt nicht existiert und das sind beides für mich [...] Dinge, wo ich heute Männer als ein Stück verkümmert erlebe, also als nicht echt und nicht authentisch und nicht in sich ruhend, sondern ein Stück als, na ja, so einer Situation irgendwie hinterher zu laufen, so will ich mal sagen.

Ein anderer Interviewter, S., 30 Jahre alt, gelernter Elektriker und jetzt wieder Student, spitzt den Unterschied in seiner Antwort auf die fehlende Erfahrung der ostdeutschen Männer mit der feministischen Frauenbewegung zu:

Das is' mir offgefall'n an der ganzen Feminismus-Debatte oder -Bewegung, die bis 1990 einfach ma' spurlos an mir vorbei gegangen is' [...] Weil ich damit nich' konfrontiert worden bin. Das find' ich, is' zum Beispiel, also vom Männlichen her, 'nen Unterschied für mich zum Westmann.

Ein weiterer Aspekt taucht im Interview des ehemaligen Forstarbeiters M. auf: Er bringt im Vergleich zwischen der Jetztzeit und der Zeit in der DDR den Begriff „prollhaft“ ins Spiel:

Wüsste jetzt ne, wo'ch Unterschiede machen soll. Hm. Na, vielleicht dass es früher prollhafter war.

[Interviewer:] Prollhafter? Was heißt'n das?

Na ja, so die [...] also die Emotionalität [...] net nur eines Mannes, aber überhaupt so der Gesellschaft, war im Osten vielleicht mehr unter'n Teppich gekehrt worden, also dort stand das Rationale immer viel im Mittelpunkt.

[Auf eine weitere Nachfrage:] Mit prollhafter mein' ich dann einfach so, mit so'n kausales Denken, so: Wenn das so is', dann so, so mein ich.

Trotz aller Begrenztheit in Bezug auf die Verallgemeinerbarkeit verweisen solche exemplarischen Aussagen meines Erachtens auf verschiedene Aspekte des Unterschieds und der Gemeinsamkeit von Männlichkeiten in Osten und West.

Zuerst einmal zeigen unsere Interviews eine *milieuabhängige Gemeinsamkeit* zwischen Ost und West: Alle von uns Befragten haben einen grundständigen Facharbeiterberuf. Dabei reagieren aber diejenigen, die über die Wende in einem Facharbeiterberuf verblieben sind, auf die Ausgangsfrage, was sie denn unter Männlichkeit verstehen, mit einer Mischung aus Irritation und Hilflosigkeit. Sie empfinden die Frage als merkwürdig, haben sie sich selbst noch nie gestellt und vermuten sogar, sie sei wohl eher Ausdruck eines Problems, das sich Frauen stellen. Damit repräsentieren diese Interviewpartner ein männliches Selbstbild der selbstverständlichen Gewissheit, aus dem heraus Männlichkeit kein Problem ist, über das man(n) bzw. sie selbst nachdenken müssten. Diese Haltung entspricht ganz der, die Michael Meuser (1998) in einer westdeutschen Studie in Gruppendiskussionen mit Facharbeitern entsprechenden Alters gefunden hat.

Für diejenigen dagegen, die nach der Wende in einen sozialen Beruf oder ein Studium übergewechselt sind, ist Männlichkeit schon viel eher ein Problem, und sie identifizieren sie weitgehend auch mit negativen Aspekten: Ein Interviewpartner erlebt viele Männer heute als „gebrochen“. Andere problematisieren „Sexismus“ und „Karriereorientierung“, die Festlegung der Geschlechtscharaktere auf die Polarität von emotionalem versus rationalem Denken und die Gefahr, als

„Schwuler“ abgestempelt zu werden, wenn man dieser Klassifikation als Mann nicht entspricht. Es wird sogar auf den unterschiedlichen Einfluss des Feminismus auf die Männerbilder in Ost und West verwiesen. Hier kommen ganz deutlich Einflüsse zum Tragen, die auch in der westdeutschen Studie von Meuser im Studenten- und Akademikermilieu zu finden sind.

Bezogen auf die *Unterschiede* zwischen West- und Ostmännlichkeit werden im Wesentlichen *drei* Aspekte benannt: Zum einen der generell geringere Stellenwert des Geschlechtsunterschieds in der DDR-Gesellschaft, der von M. als „*verwischte Neutralität*“ bezeichnet wird und dem er eine „*rabiater*“ Festlegung auf eine durch Medien und Gesellschaft vorgegebene Geschlechtsrolle in der jetzt westlich geprägten Gesellschaft gegenüberstellt. Dem entspricht auch die Bemerkung von R., zu DDR-Zeiten wäre „niemand auf die Idee gekommen, solch eine Frage zu stellen“.

Ein zweiter und in fast allen Interviews auftauchender Aspekt ist der der „*Äußerlichkeit*“, an dem sowohl Unterschiede zwischen Ost- und Westmännern als auch generell Veränderungen im Verständnis von Männlichkeit festgemacht werden. Die in der DDR aufgewachsenen Männer registrieren offensichtlich einen massiven Wertewandel in Richtung der Notwendigkeit, „nach Außen was zeigen“ zu wollen im Sinne von Status, Karriere und Selbstdarstellung.

Ein dritter Aspekt kommt mit dem Begriff des „*prollhaften*“ in einem Interview zum Ausdruck. Obwohl der Befragte diesen Begriff nur vage konkretisiert und kaum inhaltlich füllen kann, ist deutlich, dass damit eine proletarische Akzentuierung angesprochen ist.

4 „Held der Arbeit“ und „Workaholic“: Hegemoniale Muster in DDR und BRD

Im Folgenden will ich die in den Interviews zum Ausdruck kommenden subjektiven Reflexionen des Unterschieds zwischen Männlichkeiten in Ost- und Westdeutschland auf die Frage nach der hegemonialen Männlichkeit im Sinne R. W. Connells beziehen. Bezogen auf die führenden Industrienationen definiert Connell hegemoniale Männlichkeit als „*transnational business masculinity*“ (transnationale Unternehmer-Maskulinität), repräsentiert durch die „*global players*“ in Wirtschaft und Politik. In grober Annäherung charakterisiert er dieses Männlichkeitsmuster „*durch einen gesteigerten Egozentrismus, sehr relativierte Loyalitäten (sogar der eigenen Firma gegenüber) und ein sinkendes Verantwortungsgefühl für andere (ausgenommen zum Zwecke der Image-Pflege)*“ (Connell 2000, 52).

Diese Beschreibung lässt sich auf hegemoniale Männlichkeit in der westdeutschen Gesellschaft vor und nach der Vereinigung übertragen. Darüber hinaus ist dieses Männlichkeitsmuster geprägt durch die Lebensbedingungen und ästhetischen Standards moderner Mittel- und Oberschichten, in denen die Verfügung über ökonomisches Kapital, der berufliche Erfolg im Sinne von persönlicher Karriere und die Nähe zur gesellschaftlichen Macht in Politik, Wirtschaft oder Kultur an erster Stelle stehen. Dies schließt eine ausgeprägte Konkurrenz- und Dominanzfähigkeit, die Verfügung über Statussymbole sowie Erfolg bei Frauen ein. Die Verwurzelung in einem sozialen Umfeld ist demgegenüber zweitrangig; eine hohe Mobilität und Veränderungsbereitschaft wird ebenso vorausgesetzt wie die Bereitschaft der Lebenspartnerinnen, diese Wechsel mitzutragen.

Zur Illustration das Beispiel eines Repräsentanten dieser hegemonialen Männlichkeit aus einer auflagenstarken westdeutschen Sonntagszeitung (*Welt am Sonntag* vom 26.03.2000): Ein ganzseitiger Artikel portraitiert den Manager Friedrich-Carl Wachs. Der berufliche Lebenslauf weist u. a. folgende Stationen auf: Mit 30 Jahren Assistent des Geschäftsführers der Ufa Filmgesellschaft, mit 34 Verlagsleiter für *Online-Activities* beim Bauer Verlag, mit 37 Chef der Babelsberger Filmstudios und zu dem Zeitpunkt, an dem der Artikel erscheint, mit 39 Jahren „arbeitslos“. Er habe den Chef-Job in Babelsberg gekündigt, weil die Aktionäre nicht so wollten wie er. „Ich habe gerade meinen Traumjob an den Nagel gehängt“, sagt der Bilderbuch-Karrierist. Und weiter: „Es ist nicht klar, was ich in fünf Wochen oder in fünf Monaten mache. Ich weiß es einfach noch nicht.“ Dass man sich um ihn sorgen müsste, ist kaum der Grund für dieses Portrait. Eher schon das Vorbildhafte seiner Einstellung. Die *Welt am Sonntag* textet: „Der Lebensentwurf des Friedrich-Carl Wachs ist, was das Berufliche anbelangt, nicht auf dauerhafte Bindung ausgelegt. ‚Wir sind Söldner‘, sagt er über sich und seine Manager-Generation.“ Das „Söldnertum“ dieses „Vorzeige-Managers“ beschränkt sich auf das Berufliche. Privat ist er verheiratet und hat drei Söhne. Man kann unterstellen, dass er in einer Partnerschaft lebt, in der die Karrierepläne des Mannes den Familienrhythmus bestimmen und in der seine Frau den mit dem beruflichen Engagement des Ehemannes verbundenen Ortswechseln mehr oder minder selbstverständlich folgt.

Dieses Männlichkeitsmuster entspricht dem, was Connell in globaler Perspektive als hegemoniale Männlichkeit beschreibt. Zumindest seit den 1980er Jahren behauptet es sich in Westdeutschland als hegemonial nicht nur gegenüber anderen Männlichkeitsentwürfen in der eigenen Gesellschaft (beispielsweise dem Alternativenentwurf des „Hausmannes“ oder auch traditionell proletarischen oder tra-

ditionell großbürgerlichen Männlichkeitsformen), sondern auch gegenüber dem feministischen Anspruch stärkerer Frauenrepräsentanz in Führungspositionen.

Seine Behauptungsfähigkeit gewinnt dieses hegemoniale Männlichkeitsmuster nicht nur durch seine Ausrichtung auf ökonomische Effizienz und persönlichen Erfolg, sondern auch durch seine Fähigkeit, neue Entwicklungen zu integrieren. So ist es in seiner sexuellen Liberalität offen für ein verändertes, feminine Einflüsse aufgreifendes Körperverhältnis (das eine bewusster Körperhygiene und Modeorientierung einschließt) und kann trotz einer unverändert heterosexuellen Orientierung zumindest in Ausnahmen auch Homosexualität tolerieren (wie am Beispiel der schwulen westdeutschen Bürgermeister in Berlin und Hamburg). Letzteres geht nicht ohne Irritationen auch in den westlichen Metropolen ab: In den Massenmedien wird unter Stichworten wie „Metromänner“ und „Metrosexualität“ gerade die fehlende Abgrenzung zum traditionellen Stereotyp des homosexuellen Mannes problematisiert: Die trendsetzenden Männer in den westlichen Metropolen imponieren nämlich nicht nur mit ihrer bedingungslosen Erfolgsorientierung, sondern in scheinbarem Widerspruch hierzu auch mit einem ungewohnten und besonders die ältere Bevölkerung irritierenden, traditionell eher femininen Umgang mit Mode, Haarstyling und Parfüms. Hierzu passt, dass unter den männerorientierten Monatszeitschriften Modejournale mit die höchsten Auflagen erzielen.

Versucht man im Kontrast hierzu die hegemoniale Männlichkeit in der ehemaligen DDR-Gesellschaft zu skizzieren, muss man als erstes die kulturelle Hegemonie der sich als Arbeiterpartei verstehenden SED und der von ihr beeinflussten gesellschaftlichen Institutionen in den Blick nehmen. Es ist kein aus der Westperspektive verzerrtes Bild, wenn man feststellt, dass die Realität der DDR-Gesellschaft bis in alle relevanten Alltagsstrukturen und Ausdrucksformen des ästhetischen Geschmacks hinein *proletarisiert* war. Der aus der DDR stammende Soziologe Wolfgang Engler spricht in seiner Analyse der ostdeutschen Gesellschaft in diesem Sinne auch von der DDR als einer „arbeiterlichen Gesellschaft“ (1999, 84). Sowohl auf der ideologischen Ebene als auch bis in die Gebrauchsgüterproduktion hinein taten die SED und die mit ihr verbundenen gesellschaftlichen Institutionen alles, um Tendenzen einer Pluralisierung entgegen zu wirken und die politisch gewollte führende Rolle der Arbeiterklasse in den Alltag hinein zu transportieren.

Obwohl die Berufsarbeit den zentralen Bezugspunkt der Männlichkeitskonstruktion in *beiden* deutschen Staaten darstellte, lassen sich vor diesem Hintergrund wichtige unterschiedliche Akzente ausmachen (vgl. Salzwedel/Scholz 2000): Einerseits war die Berufsorientierung in der DDR stark geprägt durch den

Anspruch auf Zugehörigkeit zur Arbeiterklasse, wobei der Klassenbegriff auch theoretisch so erweitert worden war, dass die meisten Berufsgruppen unter die Arbeiter-Kategorie fielen. Dabei ist zu berücksichtigen, dass in der BRD die Berufsbezeichnung Facharbeiter gering bewertet wurde, während sie in der DDR als Inbegriff eines Mitgliedes der nominell herrschenden Klasse galt und eher ein hohes Ansehen genoss.

Darüber hinaus war die Berufsorientierung in der ehemaligen DDR weit weniger individualisiert als in der BRD und stärker auf den Beitrag zum Kollektiv bezogen als auf individuellen Erfolg und Karriere. Deutlich wird dies auch an den Kontexten und Kategorien, in denen herausgehobene und als beispielhaft geltende Arbeitshaltungen thematisiert wurden. In der DDR war es der „Held der Arbeit“, der als formeller Ehrentitel in 90% der Fälle an Männer vergeben wurde. Als quasi kapitalistisches Pendant kann man den in den 1980er Jahren im Westen auftauchenden Begriff des „Workaholic“ interpretieren. Dieser Begriff signalisiert zwar zuerst einmal Missbrauch und Selbsterstörung, er wird aber zugleich durchaus als ein quasi informeller Ehrentitel gehandelt, mit dem sich Politiker wie Manager gern öffentlich in Verbindung gebracht sehen. In beiden Fällen schwingt mit, dass ohne Schonung und Rücksicht auf sich selbst außergewöhnliche Leistungen erbracht werden – freilich mit einer bedeutsamen Akzentverlagerung vom Kollektiven und sozial Verbindlichen (beim „Helden der Arbeit“) zum Individuellen und Mehrdeutigen (beim „Workaholic“).

Nicht nur auf der Ebene der offiziellen Staatsdoktrin dominierte mit Klischees vom „Helden der Arbeit“ ein männlicher Habitus, der ursprünglich in der klassischen Industriearbeit und ihren Qualitätsmerkmalen von körperlichem Einsatz, Disziplin und Ausdauer verankert war. Die kulturelle Hegemonie der SED ging wesentlich über die Kernbereiche von Beruf und Arbeit hinaus, wobei sich verstärkend auswirkte, dass es einen „Mehrheitsgeschmack“ (Engler 1999) gab, der aufgrund verschiedener historischer Faktoren (vor allem der Abwanderung bürgerlicher Kreise bis zum Mauerbau 1961) in einer proletarischen Tradition stand und der sich mit kleinbürgerlichen ästhetischen Standards der politischen Führung traf.

Diese proletarisch-kleinbürgerliche Tradition wird besonders im direkten Vergleich zur BRD-Gesellschaft deutlich, deren hegemoniale Kultur entschieden stärker von einem neuen Unternehmertum und einer quantitativ wachsenden modernen Mittelschicht bestimmt war und ist. Man kann diesen Kontrast an den Kriterien festmachen, die nach Bourdieu (1982) unterschiedliche Habitusformen charakterisieren: ästhetischer Geschmack, Kleidungs- und Ernährungsgewohnheiten,

Umgangsformen und Freizeitbeschäftigungen. Es gibt hierzu bislang keine deutsche Untersuchung, die die Differenziertheit von Bourdieus Studie über Frankreich in den 1970er Jahren aufweisen würde. Ich kann deshalb nur etwas unsystematisch einige Aspekte benennen, die im Kontrast zur BRD-Gesellschaft auf eine solche proletarische Färbung des Habitus der Bevölkerungsmehrheit der DDR hinweisen:

Die BRD-Gesellschaft war nach dem Krieg und besonders seit den 1970er Jahren zunehmend durch eine Kultur der Mittelschichten geprägt, in der nicht nur intellektuelle Leistungen höher bewertet wurden als körperliche, sondern die auf allen Ebenen durch eine Abgrenzungsmentalität bestimmt war, die neue ästhetische Formen in Kunst, Kleidung, Architektur und der Gestaltung von Gebrauchsgütern (Design) hervorbrachte und sich gleichermaßen in raffinierterer und kalorienärmerer Ernährungsweise ausdrückte wie in der Kreierung immer neuer Trends und Moden.

Im Gegensatz dazu hielt sich in der DDR-Gesellschaft nicht nur die Hochachtung von körperlicher und handwerklicher Arbeit, sondern auch eine hierauf bezogene Ess- und Trinkkultur wie die Tendenz zu kalorienhaltiger, sättigender Ernährung und ein entsprechender Umgang mit Alkohol. Die Alltagskultur war vom Kriegsende bis zum Zusammenbruch des Systems deutlich stärker geprägt durch Mangelsituationen, Improvisationen aus der Not heraus und den Kampf um das unmittelbar Lebenswichtige als durch Moden und Neuerungen. Folgt man Bourdieu, haben wir es im Verhältnis der beiden deutschen Staaten letztlich mit einem fundamentalen Gegensatz von Lebensstilen zu tun, der sich in der „Opposition von Luxus- und Notwendigkeitsgeschmack“ (1982, 298) ausdrückt: Auf der einen Seite ein Geschmack, der sich am Notwendigen, am Mangel und am „Realitätssinn der ‚einfachen Leute‘“ (ebd., 322) orientiert und bei dem es um Anpassung, Selbstbeschränkung und Normalität geht. Auf der anderen Seite ein Lebensstil des Überflusses und des Luxus, der gerade auf das „Nicht-Notwendige“ ausgerichtet ist und auf Besonderheit, Heraushebung und Abgrenzung abzielt.

Dabei gab es auch zu DDR-Zeiten eine soziale Differenzierung, und bestimmte soziale Gruppen versuchten sich von diesem Habitus z. T. bewusst abzusetzen. Dies war aber im Unterschied zur BRD auf wesentlich kleinere Gruppierungen beschränkt, die zudem aufgrund der im Namen der Arbeiterklasse offiziell beanspruchten Hegemonie der SED eine gesellschaftliche Randposition einnahmen und von den Institutionen des Staates immer mehr oder minder offen beargwöhnt wurden. Besonders galt dies beispielsweise für Milieus von Kulturschaffenden, für kirchlich orientierte Kreise und auch für Reste eines noch aus Vorzeiten der

DDR stammenden Bürgertums. Grundsätzlich war deshalb auf der Ebene der sozialen Milieus die DDR im Vergleich zur BRD wesentlich weniger pluralisiert, was auch mit dem begrenzten Angebot an Alternativen bezogen auf berufliche Perspektiven, auf Wohnformen und auf Konsumgüter zusammenhing. Auf allen Ebenen des Konsums und der ästhetischen Standards dominierte letztlich dieser „Mehrheitsgeschmack“, den Engler als „Erbe einer langen plebejischen, unterbürgerlichen Tradition“ charakterisiert (1999, 69). Hierbei trafen sich kleinbürgerliche und proletarische Traditionen wie beispielsweise die Kleingartenkultur oder die FKK-Kultur (Freikörper-Kultur) der Arbeiterbewegung. Da dieser Mehrheitsgeschmack dem Formenverständnis der politischen Führung näher stand als den verschiedenen Neuerungs- und Modernisierungsströmungen in Kunst und Architektur, bedurfte es nur in wenigen Bereichen (beispielsweise gegenüber der aus dem Westen eindringenden Pop- und Rockkultur) willkürlicher Steuerungsbemühungen der von der SED bestimmten Institutionen, um die Hegemonie einer Arbeiterkultur durchzusetzen.

Es entspricht der „Dynamik der Felder“, wie Bourdieu es ausdrückt, und überhaupt der Funktionsweise des Habitus, dass diese Differenzen in Lebensstilen und Geschmack sich auch auf die Ausdrucksformen und die Wahrnehmungsweise von Geschlecht auswirken. Diese Unterschiede kommen in Einstellungsbefragungen freilich kaum zum Ausdruck und können auch in unseren Interviews von den Befragten lediglich vage ausgedrückt werden. In einem Interview ist dies über den Begriff des „prollhaften“ angedeutet.

Im Sinne von Connell kann man diesbezüglich vielleicht am angemessensten von einer *proletarisch-kleinbürgerlichen Prägung* der hegemonialen Männlichkeit in der DDR sprechen. Im Kern geht es dabei darum, dass die DDR sich nicht nur offiziell als „Bauern- und Arbeiterstaat“ definierte, sondern bis in die banalsten Ausdrucksformen alltäglichen Lebens von einem entsprechenden Habitus geprägt war, der, wie Bourdieu es für die französischen Arbeiter und Bauern formuliert, die „hohe Bewertung physischer Kraft als Grundlage der Männlichkeit und die Hochschätzung von allem, was der Schaffung und Erhaltung dieser Männlichkeit dient“ (1982, 600) zum Ausdruck bringt.

Zwar wird, wie Stüssel (2002) exemplarisch zeigt, das auf Körperkraft ausgerichtete proletarische Männlichkeitsmuster schon in den Anfangsjahren der DDR durch den „Planer und Leiter“ im Sinne des technisch und intellektuell weitergebildeten Arbeiters und Ingenieurs ergänzt, diese Differenzierung verbleibt aber in der Tradition des proletarischen Musters und dient dazu, es durch Ausweitung

auf technische und administrative Leitungsfunktionen in seiner Hegemonie abzusichern.

5 Hegemoniale Männlichkeiten zwischen Geschlechtergegensatz und -angleichung

In einem unserer Interviews wird bezogen auf das Geschlechterverhältnis auf dem Gebiet der DDR von „verwischter Neutralität“ gesprochen. Dies scheint mir ein treffender Ausdruck dafür zu sein, dass Gegensätze und Konflikte zwischen den Geschlechtern in der DDR hinter der immer wieder beschworenen staatlichen Gemeinschaft und dem Antagonismus zum westdeutschen Kapitalismus verschwanden. Es gehört zu den Besonderheiten der DDR-Gesellschaft, dass ihr „egalitärer Grundzug“ (Engler 1999) das Geschlechterverhältnis einschloss, obwohl ihre obersten Führungsgremien fast ausschließlich durch Männer besetzt waren. Auf dieser Ebene der Gesellschaft wurde eine Kameradschaft von Männern und Frauen beschworen, die für den westlichen Blick wenig erotische Spannung aufwies, und bei der es kein eigenständiges männliches Profil gab. Wenn man auf der Ebene staatlicher Macht und Ideologie ein erotisches Element ausmachen will, dann im übertragenen Sinne am ehesten zwischen Frau und Staat. Sozialismus und Staat wurden unter der Hand so selbstverständlich mit Männern identifiziert, dass deren eigenständige Rolle keiner Hervorhebung bedurfte.² Die Frau dagegen besaß eine gewisse Eigenständigkeit in der offiziellen DDR-Realität. Sie wurde gesondert genannt als die Frau an der Seite des Staates, die Frau in der Partei oder im FDGB. Ausdrücklich wurde ihr damit eine eigene Rolle zugestanden, die nicht nur am 8. März mit roten Nelken und Reden ihren Ausdruck fand, sondern in der ganzen Staatesideologie permanent präsent war.

Folgt man den Überlegungen bei Engler, so bestand die im Interview angesprochene „verwischte Neutralität“ zwischen den Geschlechtern nicht nur auf der Ebene der Partei- und Staatsführung und in der staatstragenden Ideologie, sondern auch in der Bevölkerung. Dies freilich mit quasi umgekehrtem Vorzeichen, denn

² Die Potsdamer Studie (Scholz 2000; Ripp 2000) verweist zwar darauf, dass in der DDR militarisierte Männlichkeitsideale aus der preußischen Tradition bedeutsam blieben und die „sozialistische Soldatenpersönlichkeit“ ein wichtiges Element der Staatesideologie gewesen sei (Ripp 2000). Auf der Basis von Interviewanalysen kommen Scholz und Ripp aber zu der Einschätzung, dass aufgrund der geringen Akzeptanz der eigenen Armee und des Wehrdienstes „die von der politischen Führung der DDR angestrebte Sozialisation zu einer ‚sozialistischen Soldatenpersönlichkeit‘ (fast) keine Resonanz gefunden hat“ (Ripp 2000, 95) und deshalb dieses militarisierte Männlichkeitsideal nur sehr „bedingt hegemonial war“ (Scholz 2001).

die nicht unmittelbar in die soziale und politische Macht eingebundenen Männer hatten zu DDR-Zeiten nach seiner Beobachtung wenig Chancen, sich durch persönlichen Erfolg oder Karriere etwa vergleichbar dem westlichen Vorbild in ihrer Männlichkeit zu profilieren. Dieser Machtverlust sei von ihnen im Privat- und Alltagsleben kompensiert worden, indem sie sich von den „sozialen Zumutungen ihrer Rolle“ befreit und in die des „Umsorgten und Behüteten“ geschlüpft seien (1999, 221). Insgesamt verweist seine Analyse auf eine starke Annäherung oder Verwischung der traditionellen Geschlechterstereotypen:

Die alte Wertordnung der Geschlechter [...] war [in der DDR] kräftig durcheinander gewirbelt worden. Stärke, Weltbezug und Abenteuer einerseits, Schwäche, Schutzbedarf und Häuslichkeit andererseits kodierten nicht mehr einfach ‚Mann‘ und ‚Frau‘. Oftmals strebten gerade Frauen in die Welt, suchten sie nach Abenteuern und Abwechslung, wogegen die Männer den Haushalt besorgten, ihre Ruhe und Ordnung haben wollten. (Engler 1999, 220)

Bei dieser Darstellung ist der Aspekt der Mitarbeit von DDR-Männern im Haushalt noch zu hinterfragen. Mein eigener Eindruck ist, dass auch in den ostdeutschen Familien die klassischen Haushaltsaufgaben wie Kochen, Putzen, Einkaufen und Kinderbetreuung außerhalb der Hartzzeiten im Wesentlichen bei den Frauen verblieben, die sich folglich häufig auch rückblickend über die Mehrfachbelastung durch Beruf und Familie beklagen, während die Männer ihre Aktivitäten stark auf handwerkliche Aufgaben, Hausbau und Reparaturen beschränkten.

Nicht zufällig wird in fast allen unserer Interviews der Aspekt der „Äußerlichkeit“ benannt, wenn es um die Abgrenzung vom westdeutschen Männlichkeitsmuster und die Beschreibung veränderter Ausdrucksformen von Männlichkeit nach der Vereinigung geht. Aus der Perspektive der Ostdeutschen definieren sich westdeutsche Männer durch ihre Karriere und ihren beruflichen Erfolg, und beeindruckten auf den ersten Blick wegen des Besitzes von Statussymbolen und den Wert, den sie ihrem Äußeren beimessen. Dies verweist als Negativfolie auf das weitgehende Fehlen von sozialen Differenzierungsmöglichkeiten durch Konsum oder Karriere während der DDR-Zeit. Aufgrund der starken Begrenzung ökonomisch verwertbaren Privateigentums, der Ausschaltung der Märkte und der Nivellierung der Löhne befand sich die überwiegende Mehrheit der Menschen in ähnlichen materiellen Umständen, und es gab kaum Möglichkeiten für eine soziale Differenzierung über Statussymbole oder beruflichen Erfolg. Folgt man der Argumentation bei Engler, so war in dieser Situation die einzige mögliche Perspektive das „seelische Heil im Nächsten [...] im unmittelbaren Austausch von

Mensch zu Mensch“. Die „ganze soziale Lage ermutigte [die Ostdeutschen] zu früher partnerschaftlicher Bindung“, zu einer Orientierung auf den privaten Bereich von Partnerschaft und Familie – einem auch empirisch gut belegten Faktum. Genauso gut belegt sind die auch im Vergleich zu Westdeutschland hohen Scheidungsraten: „So schnell und unbekümmert, wie sich die Ostdeutschen verheirateten, so schnell und häufig traten sie auch vor den Scheidungsrichter, meist auf Betreiben der Frauen.“ (Engler 1999, 257) Besonders an der hohen Scheidungsneigung von Frauen kann man einen Effekt der sozialen Unabhängigkeit der Frauen sehen, ebenso wie an der Tendenz von Ostmännern zum Rückzug ins Private. Hierin drückt sich aber auch aus, dass unter diesen Bedingungen Liebe und Partnerschaft „selten [. . .] sozial unbefruchteter“ waren (ebd., 258).

Als unmittelbar nach der Wende west- und ostdeutsche Männer in eine Konkurrenz um Frauen eintraten, ergab sich das Phänomen eines völligen Missverhältnisses bei Ost-West-Eheschließungen: 99,2% dieser Eheschließungen waren Verbindungen von Ostfrauen mit Westmännern, aber nur 0,8% von Westfrauen mit Ostmännern (Rohnstock 1995, 146). Man liegt wahrscheinlich nicht falsch, wenn man dies als ein Übergangsphänomen interpretiert, das auch damit zusammenhängt, dass nach der Wende eine große Anzahl relativ statushoher Westmänner in den Osten strömte, während kaum Frauen diesen Weg gingen, und auch vergleichsweise wenige Ostmänner in die westlichen Bundesländer gingen. Trotzdem drücken sich in diesem Zahlenverhältnis auch die sich nach Osten ausdehnende Hegemonie westlicher Kultur und ein Deutungsmuster von Männlichkeit aus, vor deren Hintergrund die Ostmänner zunächst nicht mit den Westmännern mithalten konnten. Auf den äußeren Eindruck bezogen wird dies durch Katrin Rohnstock in der Aussage zusammengefasst: „Die Westfrauen empfinden die Ostmänner als unattraktiv, keine Ausstrahlung, grau, noch schlechter gekleidet als Westmänner. Sie passen in kein Männerbild, sind weder Fisch noch Fleisch.“ (1995, 148)

Bourdieu (1982, 330 f.) folgend ist darüber hinaus der auf eine proletarische oder kleinbürgerliche Erfahrung der Sozialwelt bezogene hegemoniale männliche Habitus aus der DDR-Zeit eher auf Unauffälligkeit und Zurückhaltung ausgerichtet, die hegemoniale Männlichkeit, an der sich westdeutsche Männer orientieren, dagegen stärker auf Dominanz, Konkurrenz und Eroberung. Auch dies bestätigt Rohnstock in ihrem Resümee: „Ostmänner verstehen sich nicht als ‚Eroberer‘, sie ‚machen nicht an‘, sie lernen kennen – und das braucht Zeit und Geduld, da sind die Zwischentöne wichtig.“ (1995, 148) Ihr Verweis auf die „Zwischentöne“ deutet aber auch gleich eine mögliche Ursache dafür an, dass viele der an-

gesprochenen West-Ost-Eheschließungen wenig dauerhaft waren und dass es ein fundamentales Missverständnis wäre, würde man den westdeutschen männlichen Habitus als – wie auch immer – positiver für die Bewältigung persönlicher Partnerschaften und die Lebensgestaltung interpretieren.

6 Die hegemoniale Durchsetzung des westdeutschen Männlichkeitsentwurfs

Wenn man die Existenz unterschiedlicher hegemonialer Männlichkeiten in Ost- und Westdeutschland konstatiert, so gilt dies streng genommen nur bis zum Fall der Mauer zwischen beiden deutschen Staaten. Seit der Vereinigung gibt es in Deutschland auch hinsichtlich der Deutungsmuster und habituellen Ausdrucksformen von Männlichkeit (und Weiblichkeit) einen ungleichen Kampf um Machtpositionen und kulturelle Hegemonie. Als Ergebnis dieses Kampfes wird der aus der DDR-Tradition entstandene hegemoniale Männlichkeitsentwurf zunehmend marginalisiert. Hierzu trägt nicht nur bei, dass sich in der ehemaligen DDR auf allen Ebenen des alltäglichen Zusammenlebens sowie in Konsum, Architektur, Politik und Kunst ein westlich geprägter Geschmack und entsprechende Umgangsformen und Standards durchsetzen, sondern auch, dass Führungspositionen in Politik, Wirtschaft, Kultur und Wissenschaft durch Männer besetzt sind und besetzt werden, die entweder aus dem Westen kommen oder aber zumindest äußerlich an das westliche Männlichkeitsmuster angepasst sind. Insofern ist mit Blick auf den heutigen Entwicklungsstand dessen, was gerne als „Zusammenwachsen“ der beiden deutschen Staaten bezeichnet wird, die Aussage von unterschiedlichen hegemonialen Männlichkeiten bereits zu relativieren. Genau genommen müsste man sagen, dass es in den beiden deutschen Staaten unterschiedliche hegemoniale Männlichkeiten gab, die nach der Vereinigung in einen ungleichen Konkurrenzkampf eingetreten sind. Dieser Kampf ist allem Anschein nach bereits entschieden, so dass wir es zunehmend mit *einer* hegemonialen Männlichkeit in ganz Deutschland zu tun haben, die am westlichen Vorbild eines modern-mittelständischen Männlichkeitsentwurfs, so wie Connell ihn verallgemeinernd für die Industriemetropolen beschreibt, orientiert ist. Demgegenüber gerät in Ostdeutschland das mehr proletarisch-kleinbürgerlich geprägte Männlichkeitsmuster in die Defensive und wird zunehmend in wenig zukunftsfähige und oft bereits unterprivilegierte gesellschaftliche Randzonen abgedrängt.

Literaturverzeichnis

- Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M.
- Bourdieu, Pierre (2001): Masculin Domination. Stanford.
- Brandes, Holger (2001): Der männliche Habitus. Bd. I: Männer unter sich. Männergruppen und männliche Identität. Opladen.
- Brandes, Holger (2002): Der männliche Habitus. Bd. II: Männerforschung und Männerpolitik. Opladen.
- Connell, R. W. (1995): „The Big Picture“: Formen der Männlichkeit in der neueren Weltgeschichte. In: Widersprüche 56/57, 23–45.
- Connell, R. W. (1998): Männer in der Welt: Männlichkeiten und Globalisierung. In: Widersprüche 67, 91–105.
- Connell, R. W. (1999): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen.
- Connell, R. W. (2000): The Men and the Boys. Cambridge.
- Connell, R. W. (2002): Gender. Cambridge.
- Engler, Wolfgang (1999): Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land. Berlin.
- Meuser, Michael (1998): Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. Opladen.
- Ripp, Christian (2000): Die ‚sozialistische Soldatenpersönlichkeit‘. Die soziale Konstruktion des preußischen Wehrpflichtigen in der DDR. In: Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung 4, 82–97.
- Rohnstock, Katrin (Hg.) (1995): Stiefbrüder. Was Ostmänner und Westmänner voneinander denken. Berlin.
- Salzwedel, Manuela/Scholz, Sylka (2000): „Diese Aufgabe ist nun mal das Wichtigste, was ich mache: der Beruf“. Die Bedeutung von Berufsarbeit für die Männlichkeitskonstruktion ostdeutscher Männer. In: Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung 4, 22–50.
- Scholz, Sylka (2000): Männlichkeit(en) erforschen. Eine Einführung in das Lehrforschungsprojekt. In: Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung 4, 6–16.
- Scholz, Sylka (2001): „Sozialistische Soldatenpersönlichkeiten“ und „Helden der Arbeit“: Hegemoniale Männlichkeiten in der DDR? 1. Tagung AIM-Gender Stuttgart-Hohenheim. <http://www.ruendal.de>.

Stüssel, Kerstin (2002): Vom Ende des „starken Mannes“ und vom Anfang der DDR. Nationalstaat und Gender in Film und Literatur. 2. Tagung AIM-Gender Stuttgart-Hohenheim. <http://www.ruendal.de>.

Russland

Transformationen von Männlichkeitskonstrukten in russischer Gegenwartsliteratur: Ljudmila Petruševskaja und Ilja Stogoff im Generationenvergleich

Weertje Willms

1 Einleitung

1.1 Theoretisch-methodische Überlegungen zur Untersuchung von Männlichkeitskonstrukten

Wenn wir nach den kulturellen Vorstellungen von Männlichkeit fragen, so fragen wir nach Konstrukten, die in dem in einer Gesellschaft herrschenden Diskurs gebildet, weitertransportiert und verändert werden. Alle Formen kultureller Imagines werden bewusst oder unbewusst im Kollektiv der Gesellschaft entwickelt, konserviert und modifiziert. Den gesellschaftlichen Diskurs verstehe ich dabei als ein komplexes Gesamtphänomen aller Themen, die in einer Gesellschaft verhandelt werden; das Thema „Männlichkeit(en)“ und das Konstrukt „Männlichkeit“ sind in diesem Sinne ein thematischer Strang des Gesamtdiskurses.¹ Die durch die diskursive Tätigkeit der Subjekte produzierten und reproduzierten Kategorien und Ordnungen sind keine dauerhaften Konstruktionen, sondern sie werden im Laufe der Jahre, Jahrzehnte oder Jahrhunderte je nach Bedarf modifiziert und weiterentwickelt. Welchen Einfluss die konkreten politisch-historischen Ereignisse auf die diskursiven Konstrukte und die Bewusstseinszustände der Menschen haben bzw. wie das Interdependenzverhältnis zwischen beiden beschaffen ist, ist z. T. noch unbeantwortet (vgl. hierzu Martschukat/Stieglitz 2005, 85; Erhart 2005, 174). Als sicher kann jedoch gelten, dass die kulturellen Konstrukte Norm- und Orientierungssysteme sind, welche für die Subjekte eine stabilisierende Funktion

¹ Der hier verwendete Diskursbegriff orientiert sich an Siegfried Jäger (z. B. 2004). Vgl. zu den im vorliegenden Methodenkapitel entwickelten Gedanken zur Diskursanalyse: Willms 2000.

in Bezug auf ihre individuelle und ihre kollektive Identität besitzen, so dass diese kollektiven Vorstellungen und Identitätskonstruktionen besonders in Zeiten, in denen die herrschende Ordnung realpolitisch aus den Fugen gerät, an Bedeutung gewinnen (vgl. Keupp 1997, 25; 1993, 248). Radikale realgesellschaftliche Veränderungen, wie wir sie in Osteuropa nach 1989 beobachten konnten, stellen neben anderen Diskurskonstrukten besonders auch die vorherrschende Geschlechterordnung und die Konzepte von Hegemonie² in Frage. Ein solcher Transformationsprozess führt zu einem Verlust an innerer und äußerer Stabilität, welcher bei den Individuen wiederum ein besonders ausgeprägtes Bedürfnis nach unverrückbaren Fundamenten hervorruft. Dies manifestiert sich in den diskursiven Konstrukten häufig in der vorbehaltlosen Übernahme stabilisierender Traditionen, in konservativen Imagines, oft sogar in Rückgriffen auf uralte, bereits überholte, reaktionäre Konzepte. Ich gehe von der Annahme aus, dass wir einige der Antworten auf die Fragen, die sich aus destabilisierenden Situationen und destabilisierten Identifikations- und Identitätskonzepten ergeben, in der Literatur finden können, in der alte Konstrukte weitertransportiert, modifiziert oder verworfen und neue Konzepte eingeführt und erprobt werden. Die Literatur fungiert also als ein zeit-historisches Dokument diskursiver Konstrukte einer Gesellschaft. Für die Analyse von Männlichkeitskonstrukten in Osteuropa bzw. speziell in Russland nach dem Zusammenbruch des sozialistischen Systems verfolge ich in der vorliegenden Untersuchung diesen Ansatz.

Wenn man die kulturellen Normen und Konzepte analysiert, die sich in einem schriftlich fixierten künstlerischen Text niederschlagen, ihn also als einen Seismographen kultureller Konzepte auffasst, so muss man beachten, dass der literarische Text anders funktioniert als der pragmatische Text. Zwar bedienen sich beide der natürlichen Sprache, doch das für den literarischen Text spezifische Zusammenwirken der einzelnen Textelemente wirkt dahingehend, dass er – wie Lotman (1993) zeigt – ein mehrfach codiertes Modell der gesellschaftlichen Wirklichkeit bildet (Lotman spricht von einem „sekundären modellbildenden System“). Demgegenüber sind pragmatische Texte nur einfach codierte Modelle der Wirklichkeit. Im künstlerischen Text wird die Transparenz der Sprache als Instrument der Modellierung zurückgenommen, und die Sprache als Material wird sichtbar gemacht, wodurch der Text einen Mehrwert an Sinn erhält (ebd., 77, 212). Das besondere Zusammenwirken der Textelemente, das spezifisch Literarische also, sowie die Fiktionalität des Textes dürfen bei der Analyse nicht übergangen werden, damit

² Der Begriff der Hegemonie bzw. der hegemonialen Männlichkeit stammt von Connell (vgl. z. B. 2000); er wird weiter unten für den gegebenen Forschungszusammenhang problematisiert.

Phänomene wie Ironie, literarische Brüche oder Verfahren der Stilisierung nicht naiv als Wirklichkeitsabbildung, sondern als spezifisch literarischer Mehrwert interpretiert werden.

Nun stellt sich die Frage, warum man überhaupt literarische Texte untersuchen soll, wenn diese zwar als historische Dokumente betrachtet werden können, aber aufgrund ihres besonderen Funktionierens den Umweg über die Rekonstruktion des Textmodells verlangen, den andere Texte nicht in demselben Maße erfordern. Ich meine, dass sich dieser Umweg lohnt, da literarische Texte als Fragmente des gesellschaftlichen Diskurses besonders fruchtbare Quellen für die Erforschung diskursiver Konstrukte sein können. Durch die speziellen Verfahren, die den künstlerischen Text ausmachen, hat dieser eine besondere Informationsdichte, d. h. hier sind alle Elemente informationshaltig. Auch die Tiefenstrukturen des literarischen Textes sind in hohem Maße sinntragend: Es ist eine Besonderheit des literarischen Textes, dass er, anders als die meisten anderen Textformen, privat und öffentlich zugleich ist. Einerseits ist er für die Publikation und Kenntnisnahme anderer konzipiert, andererseits stellt er auch eine Privatsphäre, einen Schonraum zur Verfügung. In diesem Schonraum der Phantasie und Fiktion können Dinge preisgegeben werden, die im öffentlichen Dokument nicht geäußert würden (Brockhaus 1991, 15). So wie der literarische Text ein individuelles und soziales Produkt zugleich ist, befindet er sich auf einer ständigen Gratwanderung zwischen dem Bewussten und dem Unbewussten, zwischen dem gesellschaftlich Erlaubten und dem gesellschaftlich Tabuisierten. Da die Kunst ein in der modernen Gesellschaft relativ autonomer Bereich ist, gelten hier nicht dieselben Gesetze und Kontrollen wie in den anderen, rein öffentlichen Bereichen der Gesellschaft. Hier, wo die Kontrollinstanzen der Gesellschaft nicht so stark greifen, können unbewusste Phantasien und Wünsche durchbrechen. Da die Literatur aber auch öffentlich ist, manifestieren sich diese Inhalte zumeist nur in latenter Form, in den Tiefenstrukturen des Textes. Unbewusstes wird also öffentlich gemacht, indem es sich im Schonraum der Fiktion und in komplexen künstlerischen Strukturen manifestiert, wohingegen es in ausschließlich für die Öffentlichkeit bestimmten Äußerungen keinen Platz hat. Das heißt: Die Literatur kann Dinge an- und aussprechen, für die es im öffentlichen Diskurs keine oder noch keine Sprache gibt.

Da (hegemoniale) Männlichkeit(en) unter einem stärkeren Normativitätsdruck stehen als Weiblichkeiten (vgl. z. B. Gilmore 1991; Kaufmann 2001), befinden sich Erstere in einem besonders engen Verhältnis zu den gesellschaftlichen Normen und den sich vollziehenden Transformationen. Bei der Analyse von Männlichkeitskonstrukten in literarischen Texten muss jedoch bedacht werden, dass die

Literatur ausschließlich diskursive Konstrukte entwirft, die nicht mit einer Wiedergabe von Wirklichkeit oder einer Abbildung von realen Männern und Frauen verwechselt werden dürfen. Da in dem Connellschen Konzept die definitorische Trennlinie zwischen diskursiven Männlichkeitskonstrukten und realen Männern nicht sehr scharf gezogen ist, muss man bei der Anwendung des Hegemoniekonzepts auf die Untersuchung von Literatur besonders darauf achten, nicht die Ebenen zu vermischen. So wie wir Wirklichkeit nie in Reinform erfassen können, müssen wir uns auch und ganz besonders bei literarischen Texten darüber im Klaren sein, dass wir durch sie niemals herausfinden werden, „wie es wirklich ist bzw. war“, sondern dass wir herausarbeiten können, welche Themen in einer Gesellschaft wichtig sind und wie sie verhandelt werden, also welche Konstrukte wie aufgegriffen, modifiziert, eingeführt usw. werden. Übertragen wir nun das Connellsche Konzept auf die Untersuchung von Literatur, so haben wir es mit zwei Ebenen zu tun, die in verschiedener Weise aufeinander bezogen sind: 1. Die Gesellschaft mit ihren Geschlechterkonstrukten und ihren realen Männern und Frauen; 2. die Literatur, die Geschlechterkonstrukte verhandelt und die in einem Interdependenzverhältnis zur Gesellschaft steht.

Für die Analyse von literarischen Männlichkeitskonstrukten in Russland ergeben sich weitere Modifikationen: Die Besonderheit des totalitären sozialistischen Systems in Russland bestand darin, dass die offiziellen Machthaber ein normatives Konzept hegemonialer Männlichkeit entwarfen, welches auch für die Literatur gelten sollte und in den Richtlinien des Sozialistischen Realismus festgelegt wurde. Parallel zu der offiziell anerkannten Literatur entwickelte sich in Russland indes eine liberale Gegenliteratur, welche sich trotz der widrigen Umstände (Zensur, Verhaftungen, Ausweisungen usw.) durchsetzen konnte. Die Vertreter dieser Literatur, welche ab ca. 1965 bereits breiten Raum eingenommen hatte und vornehmlich in *Samizdat*- und *Tamizdat*-Publikationen³ in Umlauf kam, entwarfen andere Männlichkeitskonzepte, gewissermaßen als Gegenbilder oder Gegenstrukture zu der offiziellen Norm. In diesen Texten wird gezeigt, was, nach Meinung der Autoren, das sowjetische System aus den Menschen machen kann: amoralische, korrupte, opportunistische Funktionäre und Versager. Die Gegenliteratur entlarvt so auch die Lügen und Doppelbödigkeiten des offiziellen Diskurses.

³ Der Begriff *Samizdat* (übersetzt „selbst verlegt“) bezeichnet Veröffentlichungen, die auf der Grundlage von maschinen- oder handschriftlichen Kopien in Umlauf gebracht wurden. Texte des *Tamizdat* (wörtlich „dort verlegt“) sind solche, die ins westliche Ausland geschmuggelt und dort publiziert wurden. Auf diese Weise konnten von der Zensur verbotene Texte an den sowjetischen Behörden vorbei an die Öffentlichkeit gelangen.

1.2 Russische Gegenwartsliteratur: Ljudmila Petruševskaja und Ilja Stogoff im Generationenvergleich

Um den Wandel von Männlichkeitskonstrukten, wie sie sich in literarischen Texten wiederfinden lassen, nachvollziehen zu können, möchte ich Texte von russischen Autoren aus zwei unterschiedlichen Generationen untersuchen und miteinander vergleichen. Ich wähle eine Autorin aus der sozialistischen Zeit und einen Autor aus der postsozialistischen Zeit und erhoffe mir aus dem Vergleich ihrer Textwelten Aufschlüsse über die durch den politischen Systemwechsel sich vollziehenden Transformationen von Männlichkeitskonstrukten in Russland.

Als Vertreterin der älteren Generation wähle ich die 1938 geborene Autorin Ljudmila Petruševskaja. Ljudmila Petruševskaja wurde in der Sowjetunion 20 Jahre lang aus ideologischen Gründen nicht gedruckt, auch ihre Dramen wurden lange Zeit nicht auf den offiziellen Bühnen aufgeführt. Als Ende der 1980er Jahre die ersten Sammlungen ihrer Texte erschienen, in denen sie über den sowjetischen Alltag schreibt und sich als eine der Ersten der Sprache der Straße bedient, konnten die offiziellen, konservativen Kritiker nur Destruktivität und Schrecklichkeiten entdecken. Dennoch entwickelte sich Ljudmila Petruševskaja bereits vor dem Systemwechsel zu einer der bedeutendsten Autorinnen und Autoren Russlands, die heute eine der meistgespielten Dramatikerinnen und Dramatiker in Moskau ist und mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet wurde. Petruševskajas Texte kamen vor ihrer offiziellen Anerkennung inoffiziell in Umlauf, ihre Theaterstücke wurden seit Anfang der 1970er Jahre auf inoffiziellen Bühnen und in Laientheatern aufgeführt, und die streng geheim gehaltenen Aufführungen fanden stets in überfüllten Sälen und vor einem begeisterten Publikum statt. Die Schriftstellerin Ljudmila Petruševskaja entsprach nicht der normativen Doktrin der offiziellen Literaturpolitik, sondern entwickelte sich im literarischen Untergrund zu einer der bedeutendsten Stimmen ihres Landes. Sie vertrat den Gegendiskurs zum verordneten Diskurs des Sozialistischen Realismus und traf offensichtlich mit ihren Themen und ihrer Darstellungsweise einen Nerv ihrer Zeit und sprach Dinge an und aus, für die es im offiziellen Diskurs keinen Platz gab, die für die Menschen in Russland aber bedeutsam waren. In fast allen ihren Texten verhandelt Petruševskaja Themen, die um Männer und Frauen, Männlichkeiten und Weiblichkeiten, die Geschlechterbeziehungen und die Geschlechterordnungen kreisen, und sie setzt sich dabei indirekt mit der Diskrepanz zwischen der offiziellen sowjetischen Geschlechternorm und den von ihr erlebten, tatsächlichen Geschlechterverhältnissen und -konstrukten auseinander.

Auch in den Texten des von mir ausgewählten Vertreters der jüngeren Generation geht es um Konstrukte von Männlichkeit, Weiblichkeit und Geschlechterbeziehungen.⁴ Der 1972⁵ geborene Ilja Stogoff machte 2003 im Rahmen des Russlandschwerpunktes bei der Frankfurter Buchmesse Furore und wurde als eine der neuen, jungen Stimmen Russlands gefeiert. Er gilt als der so genannten „Generation P“ zugehörig – das „P“ steht für „Perestroika“ oder auch für „Pepsi“, das Symbol, welches für die Teenager in den 1970er Jahren gleichbedeutend mit dem Westen war. Die Texte dieser Generation zeichnen das Bild von jungen Menschen, „die irgendwann zwischen den so genannten historischen Umwälzungen im Sumpf der Geschichte stecken geblieben“ sind, da sie Anfang der 1990er Jahre zu jung waren, um sich etwas aufzubauen und sich heute bereits zu alt für einen Neuanfang fühlen (Mensing 2003, 15). Die Texte der jungen russischen Schriftsteller werden in Rezensionen häufig als „Dokumente ihrer Zeit“ bezeichnet, da hier über die historische Gegenwart und den eigenen Freundes- und Bekanntenkreis berichtet wird.

2 Konstrukte von Männlichkeiten, ihr Gegenüber und Geschlechterverhältnisse:

Textanalyse und -vergleich von *Cinzano* und *Machos weinen nicht*

Für den Textvergleich wähle ich Ljudmila Petruševskajas erstes und bekanntestes Theaterstück, *Činzano* (Cinzano) von 1973 (der zweite Teil, *Den' roždenija Smirnovoj* [Smirnowas Geburtstag], wurde 1977 ergänzt), und den Roman *Mačo ne plačut* (Machos weinen nicht) von Ilja Stogoff aus dem Jahr 2001.⁶ Auf den ersten Blick gleichen sich die beiden Texte sehr, stehen doch ähnliche Themen im Vordergrund: Frauen und Männer sitzen zusammen, reden und trinken Alkohol.

⁴ Dass zur Zeit nicht nur die Geschlechterbeziehungen im Allgemeinen, sondern gerade Männlichkeit ein wichtiges Thema im literarischen Diskurs Russlands darstellt, zeigen bereits die Begriffe und Formulierungen in den Buchtiteln, wie z. B. *Mačo ne plačut* (Machos weinen nicht, 2004) (Ilja Stogoff), *Lizka i ež mužčiny* (Liska und ihre Männer, 2004) (Aleksandr Ikonnikov), *Mužčiny* (Männer, 2004) (Viktor Erofeev).

⁵ Vgl. Dursthoff 2003, 284. Andere Quellen datieren das Geburtsdatum auf 1970.

⁶ Dass ich für die Analyse zwei unterschiedliche Gattungen wähle, obwohl der Vergleich dadurch an manchen Stellen erschwert wird, erklärt sich damit, dass die Geschlechterkonstrukte, welche sich in rekurrenter Weise durch Petruševskajas Werk ziehen, in dem Theaterstück *Cinzano* gewissermaßen in komprimierter Form auftreten. Dadurch kann ich mich auf einen Text dieser Autorin beschränken, und muss nicht auf eine größere Anzahl von Erzählungen verweisen. Im Folgenden nenne ich nur noch die übersetzten Bücher, aus denen auch alle Zitate stammen.

Die Beziehungen zwischen den Geschlechtern werden thematisiert, Liebe und Sexualität, Probleme durch übermäßigen Alkoholkonsum oder Drogen, chronischer Geldmangel und Armut, das Verhältnis von Privatem und Gesellschaftlichem und eine gewisse Perspektivlosigkeit des Lebens. Der genauere Blick in die literarischen Tiefenstrukturen macht jedoch deutlich, dass die Texte unterschiedliche Schwerpunkte setzen und dabei jeweils andere Aussagen treffen. Wie sich außerdem zeigt, erfordert die Frage nach den Konstrukten von Männlichkeit auch stets einen Blick auf deren weibliches Gegenüber und das gesamte menschliche Beziehungsgeflecht, in dem sich die männlichen Figuren befinden. Ich beginne meine Analyse mit *Cinzano* als dem älteren Text und stelle ihm danach das zweite Werk in Bezug auf dieselben Themen vergleichend gegenüber.

2.1 *Cinzano*

Männer und Frauen in zwei Welten

Das Theaterstück *Cinzano* besteht aus zwei Teilen, der erste betitelt mit *Cinzano*, der zweite mit *Smirnowas Geburtstag*. In dieser Zweiteilung des Stückes findet sich bereits eine erste wichtige Aussage des Textes: In *Cinzano* treffen sich drei Männer, Pascha, Walja und Kostja, die mehr zufällig zusammenkommen und den Abend miteinander verbringen, reden und *Cinzano* trinken. Der zweite Teil des Theaterstücks, *Smirnowas Geburtstag*, findet zu derselben Zeit wie *Cinzano* statt. Hier treffen sich drei Frauen, Polina Schestakowa, Rita Druschinina und Elja Smirnowa, und auch sie verbringen den Abend mit Reden und Alkoholtrinken. Bezeichnend ist nun, dass die drei Männer und die drei Frauen, die in vielfältiger Weise miteinander in Beziehung stehen (durch Freundschaft, Ehe, als Arbeitskollegen, als Liebhaber) nicht gemeinsam auftreten und *miteinander* reden, sondern sie werden dem Zuschauer in zwei voneinander getrennten Räumen präsentiert und sprechen ausschließlich *übereinander*. Hierdurch wird bereits auf formaler Ebene eine Tatsache geschaffen, die sich auch in den Gesprächen der Figuren erhärtet: Männer und Frauen leben in zwei unterschiedlichen Welten, welche kaum zusammenzubringen sind. Aus den Gesprächen wird deutlich, dass indes nur die Frauen darüber ein Bedauern empfinden, obwohl es für die Männer ein größeres Problem darstellt.

Männlichkeitskonstrukte

Auf der Suche nach den Gründen hierfür wende ich mich zunächst den männlichen Figuren zu, die uns folgendermaßen vorgestellt werden: Sie haben keine po-

sitive Beziehung zu irgendetwas oder irgendjemandem, ihr Lebensinhalt scheint im Alkoholkonsum zu bestehen. Sie sind hochgradig liebes- und beziehungsge-stört, wenn nicht gar liebes- und beziehungsunfähig. Auch die Beziehungen der Männer untereinander sind nicht besser als diejenigen zu den Frauen – auch diese sind reine Zweckgemeinschaften. Pascha, Kostja und Walja finden nicht durch die Kommunikation zueinander, sondern sie verbringen den Abend in steter Ziel- und Rastlosigkeit, immer auf dem Sprung woandershin. Dennoch bleiben sie zusammen, denn sie sind zu lethargisch und passiv, um eine Entscheidung zu treffen und eine Veränderung herbeizuführen.

Dieses Leben erfüllt die Männer in keiner Weise mit Freude, sondern es wird als nutzloses und leeres Leben empfunden. Besonders an der Figur des Pascha wird uns demonstriert, wie die Beziehungsunfähigkeit ein tiefes Gefühl der Ein-samkeit hervorruft: Pascha hat sich von seiner Ehefrau Tamara getrennt, um nach dem Ableben seiner Mutter deren Wohnung erhalten zu können. Nun redet er davon, dass er die Mutter im Krankenhaus besuchen und „gleich morgen“ (Petru-schewskaja 1989, 20) Knochenmark spenden will. Es ist klar, dass Pascha nicht zur Tat schreiten wird, es ist darüber hinaus auch überflüssig, da seine Mutter be-reits gestorben ist, was er im Alkoholdelirium allerdings nicht mehr mitbekommt. Das Stück endet mit der Bitte des aus allen Beziehungen herausgefallenen Pascha an Kostja: „Bis Sonntag aber bist du hier bei mir. Ich hab dein Wort.“ (Ebd., 30) Auch Walja, der verheiratet ist, um Auslandsreisen machen und seine Funktio-närskarriere vorantreiben zu können, geht es, trotz seiner gesellschaftlich stabile-ren Position, emotional-psychisch nicht besser. Beide Männlichkeitskonstrukte – die des alkoholabhängigen Versagers und die des opportunistischen Karrieristen, jeweils mit Elementen des Betrügers – stehen in einem krassen Gegensatz zu den im offiziellen Diskurs propagierten, hegemonialen Konzepten des sozialistischen Arbeiters und des gütigen Parteifunktionärs.

Durch die Ergänzung des Stückes *Cinzano* mit *Smirnowas Geburtstag* schafft Petruševskaja ein Spannungsverhältnis, welches die Elemente des Männlichkeits-konstrukts – Liebes- und Beziehungsunfähigkeit, Kommunikationsstörung, Le-bensleere – als Problem darstellt, denn die Frauen sprechen die meiste Zeit über die Männer, deren Verhalten und dessen Auswirkungen auf die Beziehungen zu den Frauen und den Familien. Der beschriebene Zustand ist zerstörerisch, für die Männer, für die Frauen und für ihre Beziehungen. Das Spannungsverhält-nis der Texte ist ein Ausdruck dafür, dass Petruševskaja auf einer sehr tiefen, versteckten Ebene nach den Ursachen für diese Problemzustände fragt, was uns

zu der Darstellung der weiblichen Figuren und den Unterschieden zwischen den Männlichkeits- und Weiblichkeitskonzepten führt.

Ursachenforschung I: Die weiblichen Figuren und die Unterschiede zwischen Frauen und Männern – Kinder als Lebenssinn

Die drei dargestellten Frauenfiguren unterscheiden sich in einigen wesentlichen Punkten sehr stark von den Männern, wodurch wir kontrastiv wichtige Erkenntnisse über die Männlichkeitskonstrukte erhalten. Der wesentliche Unterschied zwischen den Frauen und den Männern scheint mir auf das Hauptproblem zu verweisen, das den Männern in dieser Textwelt eigen ist: nämlich die bereits angesprochene Liebes- und Beziehungsunfähigkeit und die fehlende Verantwortung gegenüber der Familie und den eigenen Kindern. Polina hält an ihrem Mann Kostja und der Vorstellung einer intakten Familie mit Vater fest, obwohl sie weiß, dass er sie mit anderen Frauen betrügt und keinerlei Hilfe im Haus darstellt. Und nicht nur das: Wie Kostja selbst berichtet, betrügt er die eigene Frau und sogar die eigenen Kinder finanziell. Diese Verantwortungslosigkeit gegenüber den eigenen Kindern ist in der Textwelt Petruševskajas der Ausdruck für die völlige Nutzlosigkeit der Männer und ihr sinn- und zielloses Leben. „Wir leben der Kinder wegen“, sagt Polina in *Smirnowas Geburtstag* (Petruschewskaja 1989, 53). Egal wie hart die äußeren Umstände sind, egal wie traurig und unerfreulich das Leben aus welchen Gründen auch immer sein mag, so empfinden doch die Frauen die oberste Pflicht, am Leben zu bleiben, zu kämpfen und das Beste aus den Umständen herauszuholen, um sich um das Wohl ihrer Kinder zu kümmern und sie durchs Leben zu bringen.

Petruševskaja gestaltet dieses Thema in vielen ihrer Texte. In der Erzählung *Die Grippe*, in der von dem Selbstmord eines Mannes berichtet wird, heißt es beispielsweise:

Sie, die sich wie jede Frau mit Kind ans Leben klammerte, hätte bestimmt irgendeinen Ausweg gefunden [...] auch bei Frauen kann es zu solch einem Zwischenfall wie einem Selbstmord kommen [...] Aber bei Frauen mit Kindern ist so was ausgeschlossen. (Petruschewskaja 1992, 49–50)

Die Mühen um die Kinder sind dabei keine lästige Pflicht, in die die Frauen eingespant sind, sondern sie geben dem Leben einen Sinn. Die kinderlose Elja, die rein äußerlich viel weniger Probleme hat als die beiden anderen, sagt: „Trotzdem beneid ich euch. Ihr habt drei Kinder. Und ich hab niemand, der Zug ist abgefahren.“ (Petruschewskaja 1989, 44)

Ursachenforschung II: Das sowjetische System und das Generationenproblem

Warum sind die Männer solche passiven, verantwortungslosen und beziehungs-gestörten Charaktere, die, anstatt wie die Frauen aus der Verantwortung gegen-über den eigenen Kindern Lebenssinn zu schöpfen, diese als lästig empfinden und sogar gegen deren Wohl handeln? Die Frage nach den Ursachen für das proble-matische Männlichkeitskonstrukt geht bei Ljudmila Petruševskaja auf einer tief liegenden Textschicht noch einen Schritt weiter.

Zunächst fällt auf, dass uns Petruševskaja nicht nur problematische Männlich-keitskonstrukte vorführt, sondern eine allgemeine, überindividuelle Problematik und einen grundsätzlichen Mangel an positiven Werten unter den Menschen. In versteckter Form weisen dabei die im engen Kosmos des Privaten angesiedelten Texte stets aus der privaten Welt hinaus in die Welt der Gesellschaft des sowjeti-schen Systems. Aufgrund der alltäglichen Sorgen und Probleme, die das sowjeti-sche System hervorbringt – wie Wohnungsnot, Enge, Geldknappheit und Armut, Schlangestehen um Lebensmittel, das normale „Hintenherum“, die kleinen und großen Betrügereien, Zweckehehen – werden aus allen Menschen Opfer und Tä-ter gleichermaßen, die unter einem Werteverlust leiden und unfähig sind, positive Werte zu erschaffen oder zu erhalten.

Als wichtigen Faktor im Zusammenhang mit dem sowjetischen Gesellschafts-system führt Petruševskaja die Spannungen und die Beziehungsproblematik zwi-schen den Generationen ein. In vielen Texten Petruševskajas leben mehrere Ge-nerationen auf engem Raum in einer Wohnung zusammen. Zu früh geschlossene Ehen werden wieder geschieden, so dass die Kinder zwar mit Großeltern oder oft nur mit einer Großmutter und einer Mutter, aber ohne Vater aufwachsen, was vor allem für die Jungen ein großes Problempotential birgt, wie die Interpretation zeigt. Die Jungen werden in dieser Konstellation in infantiler Abhängigkeit gehalten und können nicht zu erwachsenen Persönlichkeiten heranreifen, welche später einmal Verantwortung übernehmen. Sie verharren in einer permanenten Hasslie-be und in einem Abhängigkeitsverhältnis zu ihrer Mutter. Außerdem werden die Jungen von ihren allein gelassenen Müttern in emotionaler Weise als Ersatzpart-ner missbraucht. Dietrich Wörn schildert diese Konstellation folgendermaßen:

Insbesondere zeigt sie [Petruševskaja] auf, dass die kompensatorische Projektion von Sehnsüchten der Mütter auf ihre Söhne deren Entwicklung zu einer reifen Männlichkeit behindert und eben den infantilen, schwachen und unselbständigen Typ von Mann her-anzieht, der, zu einer echten Partnerschaft unfähig, die Erwartungen der Frauen an ihn unerfüllt lässt und sie damit wiederum in die übertriebene Zuneigung zu ihren Söhnen

treibt. Sowohl die Mütter als auch die Söhne befinden sich in einem fast unlösbaren psychologischen Dilemma, das sich von Generation zu Generation aufs neue einstellt. (Wörn 2000, 9–10)

Wie sich diese Problematik von Generation zu Generation reproduziert, schildert z. B. der Text *Vremja noč'* (Meine Zeit ist die Nacht, 1996/1984) sehr eindringlich. Hier setzt sich die Beziehungskonstellation über vier Generationen fort, von der Urgroßmutter über die Großmutter, welche die Ich-Erzählerin ist, bis zur Mutter und ihren Kindern. Alle Frauen leben von den Vätern ihrer Kinder getrennt und überfordern ihre Kinder emotional in Beziehungsmustern wie den oben geschilderten. Die Großmutter sagt über ihren Enkel, der einige Jahre bei ihr aufwächst: „Ich liebe ihn sinnlich, leidenschaftlich.“ (Petruschewskaja 1984, 60)

Die Weiblichkeitskonstrukte umschließen bei Ljudmila Petruševskaja immer die Frauen in ihrer Rolle als Mütter – in positiver Hinsicht als diejenigen, die sich für das werdende Leben verantwortlich fühlen, aber auch in negativer Hinsicht als diejenigen, die in unvollständigen Familien in ihren Kindern, besonders in ihren Söhnen, gestörte Persönlichkeiten und Beziehungsmuster reproduzieren. Die Männlichkeitskonstrukte dagegen schließen Vaterschaft im positiven Sinne, also in liebender, sorgender und Verantwortung tragender Weise, stets aus. Die Männer setzen nur als Erzeuger Kinder in die Welt und bleiben selber unreif, schwach und passiv. Sie sind unfähig, irgendwelche positiven Beziehungen einzugehen und zerstören dadurch sich und andere. Diese Geschlechterkonstruktionen werden in Petruševskajas Textwelt nicht essentialistisch gedacht (etwa in dem Sinne, dass Männer von Natur aus weniger verantwortungsbewusst gegenüber ihrem Nachwuchs wären als Frauen), sondern sie sind stets an den gesellschaftlichen Hintergrund des Sowjetsystems angebunden. Die Männer werden in diesem System, so kann man schlussfolgern, deshalb asozial, weil sie sich nur in gesellschaftlichen Bezügen bewegen (Arbeit, öffentliche Räume). Die Frauen dagegen leben für Gesellschaft *und* Familie und sie können sich so in dem amoralischen Sowjetsystem ein Stück Liebe und Moral erhalten. Weder Männer noch Frauen werden indes von der Erzähler- oder impliziten Autorstimme entschuldigt, denn die Frauen reproduzieren in ihren Familien, wie gezeigt, die gestörten, unreifen Männer, und die Männer entziehen sich dann wiederum der Familie und leisten damit ihren Anteil daran, diesen verhängnisvollen Kreislauf immer weiterzuführen. Ljudmila Petruševskaja macht so eine Zustandsbeschreibung von Männlichkeiten und Geschlechterverhältnissen in einer Dauerkrise.

2.2 *Machos weinen nicht*

Wie sieht es nun 30 Jahre später aus? Haben sich nach dem Zusammenbruch des Sowjetsystems die Männlichkeitskonstrukte verändert und, wenn ja, wie? Der Roman Ilja Stogoffs liest sich zunächst ganz ähnlich wie das Theaterstück von Ljudmila Petruševskaja, die genaue Textanalyse offenbart indes, dass die Themen in den Texten der jüngeren Generation anders gestaltet werden als im Werk Petruševskajas aus den 1970er Jahren, so dass meine Antwort heißt: 1. Der Rahmen für die Konstrukte von Männlichkeiten und Geschlechterbeziehungen hat sich verändert und steht in Wechselbeziehung mit diesen Konstrukten, 2. die Imagines selbst haben keine sehr starke Veränderung, aber signifikante Verschiebungen erfahren, und 3. auf der Suche nach Hilfe wird auf uralte, „bewährte“ Rezepte zurückgegriffen, welche indes die erhoffte Lösung nicht bieten können.

Männer und Frauen in zwei Welten

Anders als bei Petruševskaja treten in Stogoffs Roman *Machos weinen nicht* Männer und Frauen in Interaktion. Dennoch behaupte ich, dass auch sie in zwei voneinander getrennten Welten leben, sogar noch drastischer als eine Generation zuvor.

Der erste und dritte Teil des Romans besteht aus den Erlebnissen eines Ich-Erzählers, welcher als Journalist in Petersburg lebt, allerdings kaum seiner Arbeit nachgeht, sondern sich stattdessen von Club zu Club und von Session zu Session treiben lässt und sich in einem permanenten Alkoholrausch befindet. Wenn der Erzähler durch die Stadt zieht oder bei irgendwelchen Leuten sitzt und trinkt, ist er nicht alleine oder nur unter Männern, sondern es sind stets beide Geschlechter vorhanden und vor allem auf Seiten der Männer werden erotische Phantasien und Wünsche formuliert und Avancen gemacht. Dabei ist bezeichnend, dass es zum einen nur selten zum Vollzug des Aktes kommt, weil die Männer, vor allem der Erzähler, viel zu betrunken sind, um ihre Wünsche in die Tat umzusetzen. Zum anderen tauchen die Objekte des Begehrens völlig wahllos auf, um genauso schnell wieder zu verschwinden. Der Erzähler und die anderen Männer versuchen, Frauen „abzuschleppen“, egal, ob sie ihnen eigentlich gefallen oder nicht – in dem permanenten Zustand von Trunkenheit wird alles beliebig.

Bei Stogoff öffnet sich noch aus einem anderen Grund auf eine besonders traurige Art und Weise eine Kluft zwischen Männern und Frauen: Während in Petruševskajas Stück die Männer- und Frauenfiguren immerhin übereinander und über ihre Beziehungen reden, entsteht eine Textspannung, welche die Tatsache,

dass Männer und Frauen emotional nicht zusammenkommen, als Problem darstellt, und zwar nicht nur ein Problem, das von einer oder mehreren Figuren so empfunden und artikuliert wird, sondern eines, das als allgemeine Textaussage ausgedrückt wird. Darin kann man ex negativo etwas Positives entdecken, ein Stück Hoffnung darauf, dass die Situation anders sein könnte oder zumindest sollte. Diese Textspannung aber fehlt bei Stogoff. Das Zerbrechen der Beziehungen wird in erster Linie im zweiten Teil des Romans problematisiert, in dem der Ich-Erzähler als Protagonist einer Er-Erzählung auftritt. Es wird die gescheiterte Liebesbeziehung zu einer namenlos bleibenden Frau geschildert, die Handlungen des jungen Mannes und der jungen Frau bestehen wiederum in dem Sich-Treiben-Lassen von Alkoholrausch zu Alkoholrausch. In der Verbindung dieser beiden Personen zeigt sich auf Seiten der männlichen Figur der Wunsch, eine stabile und dauerhafte Partnerschaft aufzubauen. Der Mann leidet darunter, dass ihm dies nicht gelingt, mit diesen Gefühlen und Wünschen ist er jedoch alleine. Dass Männer und Frauen emotional nicht zusammenfinden, wird von den anderen Figuren – und hier ist besonders die Freundin des Protagonisten zu nennen, die ihn verlässt – nicht als Problem empfunden, so dass der Ich-Erzähler bzw. Protagonist innerhalb seiner eigenen Textwelt einsam und beziehungslos ist.

Männlichkeitskonstrukte, Weiblichkeitskonstrukte, Kinder

Der männliche Protagonist in Stogoffs Roman kann mit denselben Attributen beschrieben werden, wie die Männerfiguren in Petruševskajas Welt: Er ist schwach, passiv, labil, unselbständig, lässt sich sinn- und ziellos auf Sauf Touren und Orgien treiben, und er hat keine positiven Beziehungen zu irgendjemandem oder irgendetwas. Er hat ein Alkoholproblem, ist verantwortungslos, kommunikationsgestört, liebesunfähig und beziehungsgestört. Dieser „Versagertyp“ trifft im Laufe des Textgeschehens auf andere Männerfiguren, die man in die Kategorien „Karrieremänner“, „Betrüger“ und „Gewalttätige“ einordnen kann. Somit werden in Stogoffs Text ganz ähnliche Männlichkeitstypen verhandelt wie bei Petruševskaja (ich erinnere: „Versager“ und „Karrierist“, beide mit Elementen des Betrugs, nicht jedoch von Gewalt). Die Elemente von Betrug und Gewalt haben bei Stogoff ganz neue, mit denen bei Petruševskaja nicht zu vergleichende Dimensionen erlangt.

Vor allem das Konstrukt der „Karrieremänner“ scheint in der neuen russischen Gesellschaft die hegemoniale Position zu vertreten. Es handelt sich dabei um starke Männer mit Unternehmergeist, die unter den gegebenen Umständen Erfolg haben, den sie notfalls mit Betrug und Gewalt durchsetzen. Der männliche Protagonist stellt hierzu das Gegenbild dar, er ist ein hilf- und erfolgloser

Versager, was die Interpretation nahe legt: Wenn der Mann dem hegemonialen Konzept, aus welchen Gründen auch immer, nicht entspricht, so hat er es unter den gegebenen Umständen (also dem gesellschaftlich veränderten Russland nach dem Zusammenbruch des Sozialismus) schwer, ein adäquates und lebbares Männlichkeitskonstrukt für sich zu definieren. Der Text, der weitestgehend nur eine spannungslose Zustandsbeschreibung ist, formuliert diese Auseinandersetzung an einigen Stellen dezidiert: „Die Welt, in die wir geraten sind, ist nicht schlecht. Nur hat man vergessen, uns ihre Spielregeln zu erklären. . .“ (Stogoff 2003, 253), sagt der Protagonist.

Das Männlichkeitskonstrukt der Hauptfigur bei Stogoff, welches dem Konzept bei Petruševskaja so verblüffend ähnlich ist, erhält nun dadurch eine neue Wendung, dass sich – und dies ist in den gesellschaftlichen Zusammenhang des neuen, postsozialistischen Systems eingebunden – die Weiblichkeitskonstrukte stärker verändert haben als die Männlichkeitskonstrukte selbst. Bei Petruševskaja war die Frau die Familienmanagerin, die Arbeit, Haushalt und Kinder „unter einen Hut“ bekommt, für ihre Kinder lebt und darüber trauert, dass sie ihren Mann nicht halten kann, die also unter dem Misserfolg ihrer Beziehungsarbeit leidet, obwohl de facto der Mann das größere Nachsehen aus dem Scheitern der Beziehung hat. Die Textwelt Stogoffs dagegen führt uns in das postsozialistische Russland, in dem das Ende des sozialistischen Systems auch die bis dahin herrschende offizielle Norm der Geschlechterordnung außer Kraft gesetzt hat. In dem im Roman vorgeführten neuen System sind die Frauen selbständiger und egoistischer geworden, sie leiden nicht unter den schwachen, unzuverlässigen Männern, sondern sie gehen ihren eigenen Weg, ohne eine feste Beziehung zu einem Mann. Der Mann stürzt daneben – wie bei Petruševskaja ja bereits angedeutet – in ein „Pennerdasein“ ab. Während die Freundin des Protagonisten in *Machos weinen nicht* Karriere bei der Regierung macht, ein eigenes Büro mit italienischen Möbeln bezieht und sich teuer kleidet, verliert der junge Mann zeitgleich seine Arbeit und zieht im Dauerrausch von Wohnung zu Wohnung. Die Freundin wendet sich anderen Männern zu, die für sie die Funktion von Sexualobjekten und Geldgebern einnehmen. Stogoff schildert uns eine Welt, in der sich die Frauen ihre Rolle neu definiert haben, sich weiterentwickeln und dabei Konstrukte übernehmen, die bis dahin dem Männlichkeitskonzept zugehörig waren. Viele Männer sind in dem neuen System dagegen völlig orientierungslos geworden. Sie übernehmen zwar punktuell traditionell den Frauen zugeschriebene Konzepte – so ist es in Stogoffs Text der Mann, der zumindest versucht, Beziehungsarbeit zu leisten – man kann aber nicht von einem Rollentausch sprechen: Traditionelle männliche Konzepte können an-

scheinend ohne Probleme in ein neues Weiblichkeitskonstrukt integriert werden, traditionelle Konzepte von Weiblichkeit dagegen nicht in ein neues Männlichkeitskonstrukt. In der sozialpsychologischen Forschung wird vielfach darauf hingewiesen, dass Männer, im Unterschied zu Frauen, einem „Identitätszwang“ und einem „Differenz-Tabu“ unterlägen, also einer rigide festgelegten Männlichkeitsnorm entsprechen müssten, die keine Abweichungen vor allem in Richtung homoerotischer und weiblicher Anteile zulasse (Knapp 1995, 180). Das oben beschriebene Problem des Helden scheint demnach kein „typisch russisches“ zu sein. Die Geschlechter- und Männlichkeitskonflikte des postsozialistischen Russland entsprechen vielmehr denen Westeuropas, wo ebenfalls die Frauen in traditionell männliche Territorien eindringen und der Mann gezwungen ist, sich mit einer Neudefinition seiner Identität und Aufgaben auseinander zu setzen.

Der Protagonist Stogoffs ist einerseits nicht in der Lage, eine dauerhafte Beziehung herzustellen – so wendet er sich beispielsweise anderen Frauen als Sexualpartnerinnen zu, als sich seine Freundin ihm einmal verweigert (Stogoff 2003, 198) – und er ist viel zu kraft- und hilflos, um für sein heiß ersehntes Ziel zu kämpfen, aber gleichzeitig thematisiert er immer wieder sein Leiden und seine hilflosen, scheiternden Versuche, die Freundin dauerhaft und stabil an sich zu binden:

Das war die Zeit, als er nicht wusste, was er sich noch ausdenken sollte, damit das Mädchen niemals wegginge. Als er jeden Abend nur eins wollte: sie bis zur Bewusstlosigkeit abfüllen, nach Hause fahren, sie neben sich legen, sich mit dem ganzen Körper an sie schmiegen, ihre Haut berühren. (Ebd., 214)

Hat der Protagonist zu Beginn seiner Beziehung noch Größenphantasien, fühlt sich stark und seiner Freundin überlegen und imaginiert sich als einen Helden aus einem Actionfilm, greift also auf kulturelle Ideale von männlicher Hegemonie zurück, formuliert er am Ende des Romans sein Scheitern und den Hauptgrund für dieses Scheitern: „[...] und ich – bin nur so ein kleiner Pisser ... Ich kann nicht lieben [...]“ (ebd., 354). Er sieht seine Liebesunfähigkeit selbst als sein Hauptproblem und als ursächlich für sein Scheitern an. Er ist nicht der Macho, als der er sich phasenweise gefühlt hat – ich erinnere an den Titel *Machos weinen nicht* –, sondern er weint am Ende und bittet um Mitleid und Hilfe.

In seinen hilflosen Versuchen, die Freundin an sich zu binden, greift der Protagonist auf das älteste und konventionellste Konstrukt zurück. Er macht seiner Freundin einen Heiratsantrag und möchte mit ihr eine Familie gründen:

Ich will sie heiraten. Ich will, dass sie nur mir gehört ... Ich bin es müde, so zu leben, müde zu fürchten, dass ich sie verliere ... Alles soll jetzt anders werden. Bitte ... [...] Er wollte ohne Ende definitive, alles erklärende Worte hören. Er forderte und verlangte, sie konnte nicht begreifen, was. (Ebd., 217)

Auf der Straße kauerte er vor ihr nieder und schnürte ihr die Schuhe zu. Er sagte, er wolle von ihr Kinder, und sie antwortete, wenn er das unbedingt brauche, solle er sie doch selber zur Welt bringen. Würde es so weitergehen? (Ebd., 251)

Der männliche Protagonist will Kinder, die Frau indes will keine, denn sie hat andere Werte für sich und ihr Leben definiert, nämlich Karriere, Freiheit und materiellen Reichtum. Warum aber will der Mann Kinder, welche Rolle spielen sie im Rahmen des Männlichkeitskonstrukts bei Ilja Stogoff?

Bei Petruševskaja waren die Kinder das Symbol für Leben, für Hoffnung und Konstruktivität und der Lebenssinn für die Frauen, bei Stogoff müssen wir den vom Mann geäußerten Wunsch, mit der Freundin eine Familie zu gründen, dagegen als einen hilflosen Versuch deuten, einen stabilisierenden Orientierungsrahmen in einem ansonsten haltlosen Leben herzustellen. Der Protagonist bei Stogoff erhofft sich durch ein Kind Stabilität und Dauerhaftigkeit in der Beziehung zu der Frau, dies ist ein Rückgriff auf alte, Erfolg versprechende Normen. Hierin drückt sich aber umso mehr die völlige Hoffnungslosigkeit aus, als der Protagonist bereits ein Kind *hat*, nämlich mit seiner Ehefrau, die er für die junge Frau verlässt. Er ist indes völlig unfähig, sich um dieses Kind zu kümmern und Verantwortung für es zu übernehmen. Bezeichnenderweise thematisiert der Erzähler dieses Kind erst auf den letzten fünf Seiten des 367 Seiten langen Textes: Der Erzähler/Protagonist fasst den Plan, sein Leben zu ändern, die Sucht zu bekämpfen, seinem Kind ein guter Vater zu werden und zu seiner Ehefrau zurückzukehren. Das Kind wird so Hoffnungsträger für ein besseres Leben. Doch gleich nachdem diese kleine Hoffnung geboren wurde, bricht sie wieder zusammen, der Mann greift erneut zum Suchtmittel Alkohol und alles beginnt wieder von vorne, so dass in Ilja Stogoffs trauriger Welt – anders als bei Ljudmila Petruševskaja – sogar die Kinder als Verkörperungen von Lebenssinn und Hoffnung nicht zu einer Gegenwelt werden.

Ursachenforschung: Die Rolle der Gesellschaft und der Generationen

Auch in Stogoffs Text wird in tieferen Textschichten auf die Ursachen für das Dilemma der Männlichkeiten eingegangen. Während in Ljudmila Petruševskajas Textwelt das sowjetische System, also ein schlechtes System und falsche Werte, als ursächlich für die geschilderten Probleme verantwortlich zeichnet, besteht bei

Stogoff das Problem in dem Wegfall jeglicher Werte und Normen. Der Zusammenbruch des sowjetischen Systems hinterlässt eine Leerstelle und ein Wertevakuum, in das vor allem die Männer der von Stogoff beschriebenen Generation hineinfallen, ohne es mit positivem Sinn auffüllen zu können.

Russland hat sich verändert, und sein neues Gesicht ist westlich beeinflusst, wie der Text immer wieder beschreibt. In diesem neuen Russland ist der Protagonist unbehaust, was sich ganz konkret darin ausdrückt, dass er und seine Freundin ohne gemeinsame Wohnung sind, und stattdessen von Ort zu Ort ziehen: Vom *französischen* Konsulat zur *deutschen* Kirche, bis hin zum Witebsker Bahnhof, dem „*europäischsten* aller Petersburger Bahnhöfe“, wie es heißt (ebd., 181; Hervorhebungen W. W.). Auf das mit dem Ende der vom Sowjetsystem gesetzten Normen entstandene Vakuum und die teilweise kritiklose Übernahme westlicher Kultur versucht der männliche Protagonist/Erzähler zunächst, mit einem Rückgriff auf russische Traditionen und Werte zu reagieren, denn die neue, importierte Identität, die sich in westlichen Marken, wie Pepsi, Levi's, Doc Martens usw. manifestiert, eignet sich für ihn und seine Generation nicht zur Identifikation. Zu den alten Konstrukten besitzen er und seine Altersgenossen indes keinen positiven Bezug. Dieser doppelte Verlust reißt vor allem dem Mann seinen Orientierungsrahmen weg, was ihn Zuflucht in der Scheinwelt der Drogen suchen lässt. Nicht Normen und Werte verbinden die Menschen miteinander – die einzige Form der gemeinsamen Identität besteht im Alkohol als trügerischem Kitt. Der Ich-Erzähler/Protagonist lebt als passiver Mitspieler dieser Welt im totalen Hier und Jetzt, einem historischen Niemandsland, dem Traditionen und bindende Werte genauso fehlen wie Perspektiven für die Zukunft.

Als Teil des sowjetischen Systems werden bei Petruševskaja die Beziehungskonstellationen und die Reproduktion psychischer Dilemmata im Laufe von bis zu vier Generationen gestaltet. Ex negativo sind die Generationen auch bei Stogoff bedeutsam: Bei ihm nämlich treten nur junge Leute zwischen 20 und 30 Jahren auf, deren Leben sich ohne Eltern oder Großeltern und ohne eigene Kinder abspielt. Es gibt keine andere Generation außer der des Erzählers/Protagonisten und seiner Bekannten.⁷ Teil von Stogoffs Männlichkeitskonstrukt ist daher eine erschreckende *Wurzellosigkeit*, und zwar nicht nur, wie eben dargestellt, in Bezug

⁷ Dies gilt auch für andere Texte junger russischer Autoren, wie Eva Marz (2003) in ihrer Rezension von Irina Denežkinas Erzählensammlung *Komm* feststellt. In der Textwelt Denežkinas lebten die Jugendlichen in einer „Welt ohne Erbe und ohne Geschichte“, ohne Zukunft, „rein in der Gegenwart“.

auf die nationale, kollektive, sondern auch in Bezug auf die individuelle und familiäre Identität.

Auf der Suche nach Hilfe wendet sich der Erzähler ganz am Ende bezeichnenderweise dann doch an eine Vaterfigur, allerdings nicht an seinen leiblichen Vater, sondern an Buddha. In einem langen Gebet an die Götterfigur bittet er sie um Hilfe und Heilung: „Komm herunter! Sei bei mir! Und wenn nicht, dann töte mich! Weil ich nicht mehr kann ...“ (ebd., 358). Damit greift der Text auf der Suche nach Werten und Orientierungsmustern auf das älteste Konstrukt der Menschheit zurück, nämlich die Religion und den Glauben. Der Protagonist versucht es indes mit dem fernöstlichen Buddhismus und nicht mit der russischen Orthodoxie, also einer alten russischen Tradition, zu der er, wie oben geschildert, insgesamt keine positive Beziehung besitzt. Doch selbst der Rückgriff auf alte, stabile Normen kann keine Heilung für das hier entworfene Männlichkeitskonstrukt liefern:

Was für ein beschissener Vater bist du denn?! Nicht mal ich springe so mit meinem Kind um. Obwohl ich ein Wichser bin. Und du stark und klug. Nur zu faul, um die Augen aufzumachen. Wenn es auf der Welt eine Hölle gibt, dann weiß ich, wie sie aussieht. Aber du! Hast du auch nur irgendwas getan, um mich da rauszuholen?! (Ebd., 356)

Und so endet dann der Text mit der Wiederholung einer früheren Szene: Der Protagonist bestellt Bier statt Abendessen. Es wird sich nichts ändern, es geht immer so weiter ...

3 Resümee

Bei dem Versuch einer Zusammenfassung der Transformationen von Männlichkeitskonstrukten nach dem Systemwechsel in Russland, wie sie sich in der jungen Literatur niederschlagen, greife ich auf die drei zu Beginn des letzten Kapitels gegebenen Antworten zurück:

1. Der Rahmen für die Konstrukte von Männlichkeiten und Geschlechterbeziehungen hat sich verändert und steht in Wechselbeziehung mit diesen Konstrukten: Das Ende des totalitären, sozialistischen Systems hat ein Vakuum von Werten und Normen hervorgerufen, das bei den Männern, die nicht dem hegemonialen Konzept von Männlichkeit entsprechen, eine große Orientierungslosigkeit verursacht hat. Die Notwendigkeit von Neuorientierung und Neudefinition individueller, familialer und nationaler Identität wird durch die Importe westlicher Kultur forciert, da diese die Orientierungslosigkeit nur verschlimmern. Galten die Spannungen zwischen den Generationen vor der Wende als

ursächlich für die problematischen Männlichkeitskonstrukte, ist nun das (emotionale, moralische oder auch konkrete) Fehlen der älteren Generation Teil der nationalen und individuellen Wurzellosigkeit.

2. Die Imagines selbst haben keine sehr starke Veränderung, aber signifikante Verschiebungen erfahren: Die in den 1970er Jahren vorgestellten Männlichkeitskonstrukte umfassten den „Versager“- und den „Karriere-Mann“, jeweils mit einem Hang zum Betrügerischen. Beide Konzepte finden sich auch nach der Wende wieder, nun nehmen indes Betrug und sogar Gewalt einen größeren Raum ein (man kann auch von den zusätzlichen beiden Konstrukten des „Betrügers“ und des „Gewalt-Mannes“ sprechen). Alle Männlichkeitskonstrukte besitzen ähnliche Eigenschaften und Defizite im Bereich des menschlichen Miteinanders (Beziehungs-, Liebes- und Kommunikationsstörung). Wurde der „Versager“-Typ zu sowjetischen Zeiten gewissermaßen vom System aufgefangen, fällt er in der postsozialistischen Zeit ins Bodenlose. Dies wird besonders dadurch auffällig, dass die Weiblichkeitskonstrukte eine starke Veränderung erfahren haben. Viele Frauen verweigern nun die Identifikation mit traditionellen Weiblichkeitskonzepten, wie denen der Mutter und Hausfrau, und übernehmen stattdessen männliche Rollenmuster. Da der Mann seinerseits nicht in derselben Weise Weiblichkeitskonzepte für seine Identitätsbildung adaptieren kann, gestaltet sich die Neudefinition des Männlichkeitskonstrukts besonders schwierig.
3. Auf der Suche nach Hilfe wird auf uralte, „bewährte“ Rezepte zurückgegriffen, welche indes keine Lösung bieten können. Vor allem aus zwei Bereichen erhofft sich der orientierungslos gewordene Mann eine Lösung – dem des traditionellen Familien- und Geschlechterkonzepts (Ehe, Kinder) und dem der Religion/des Glaubens. Ersteres entpuppt sich als hilfloser und von Seiten des Mannes keineswegs lebbarer Versuch, dem sich zudem die Frau verweigert, zu Letzterem findet er keinen positiven Bezug. Der hier untersuchte Text aus dem postsozialistischen Russland ist die Zustandsbeschreibung einer orientierungslos gewordenen Generation junger Männer, die bisher keine Lösungen – nur Scheinlösungen in der Welt der Drogen – gefunden hat.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

- Erofeev, Viktor (2004): *Mužčiny* (Männer). Moskva.
- Jerofejew, Viktor (2000): Männer. Ein Nachruf. Aus dem Russischen übersetzt von Beate Rausch. Köln.
- Ikonnikov, Aleksandr (2004): *Lizka i eë mužčiny* (Liska und ihre Männer). Moskva.
- Ikonnikow, Alexander (2004): Liska und ihre Männer. Roman. Aus dem Russischen von Annelore Nitschke. Reinbek bei Hamburg.
- Petruševskaja, Ljudmila (1996): *Sobranie sočinenij v pjati tomach* (Gesammelte Werke in fünf Bänden). Tom 1: Proza. (Darin: *Vremja noč'*, 311–396). Tom 2: *Iz pjati knig*. (Darin: Gripp, 33–37). Tom 3: *P'ecy*. (Darin: Činzano, 111–128; *Den' roždenija Smirnovoj*, 129–146). Hg. v. V. V. Gladenev. Moskva.
- Petruschewskaja, Ljudmila (1984): *Meine Zeit ist die Nacht*. Aufzeichnungen auf der Tischkante. Deutsch von Antje Leetz. Reinbek bei Hamburg.
- Petruschewskaja, Ljudmila (1989): *Cinzano*. Theaterstück in zwei Teilen. Deutsch von Rosemarie Tietze. Frankfurt a. M.
- Petruschewskaja, Ljudmila (1992): *Unsterbliche Liebe*. Erzählungen. Aus dem Russischen von Antje Leetz und Renate Landa. Reinbek bei Hamburg. (Darin: *Die Grippe*, 47–53.)
- Stogoff, Ilja (2004): *Mačo ne plačut*. Sankt-Peterburg.
- Stogoff, Ilja (2003): *Machos weinen nicht*. Aus dem Russischen von Margret Fieseler. München.

Sekundärliteratur

- Brockhaus, Gudrun (1991): *Männerbilder und weibliche Sehnsüchte*. Beispiele aus der NS-Literatur von Frauen. In: *Die Philosophin*. Forum für feministische Theorie und Philosophie 3, 25–50.
- Connell, R. W. (2000): *Der gemachte Mann*. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Hg. und mit einem Geleitwort versehen von Ursula Müller. Opladen.
- Connell, R. W./Messerschmidt, James W. (2005): *Hegemonic Masculinity*. Rethinking the Concept. In: *Gender & Society* 19, 829–859.

- Erhart, Walter (2005): Das zweite Geschlecht: „Männlichkeit“, interdisziplinär. Ein Forschungsbericht. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 30, 156 – 232.
- Gilmore, David D. (1991): Mythos Mann. Rollen, Rituale, Leitbilder. Mit einem Vorwort von Maya Nadig. München/Zürich.
- Hielscher, Karla (1996): Alltag und Mythos. Zur Prosa Ljudmila Petruschewskajas. Ein Diskussionsbeitrag. In: Cheauré, Elisabeth (Hg.): Jenseits des Kommunismus. Sowjetisches Erbe in Literatur und Film. Berlin, 49 – 58.
- Jäger, Siegfried (2004): Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. Münster.
- Kaufmann, Michael (2001): Die Konstruktion von Männlichkeit und die Triade männlicher Gewalt. In: BauSteineMänner (Hg.): Kritische Männerforschung. Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie. Hamburg, 138 – 171.
- Keupp, Heiner (Hg.) (1993): Zugänge zum Subjekt. Perspektiven einer reflexiven Sozialpsychologie. Frankfurt a. M.
- Keupp, Heiner/Höfer, Renate (Hg.) (1997): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt a. M.
- Knapp, Gudrun-Axeli (1995): Unterschiede machen: Zur Sozialpsychologie der Hierarchisierung im Geschlechterverhältnis. In: Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt a. M./New York, 163 – 194.
- Leetz, Antje (1992): Gespräch mit Ljudmila Petruschewskaja. In: Petruschewskaja, Ljudmila: Unsterbliche Liebe. Erzählungen. Reinbek bei Hamburg, 235 – 249.
- Lotman, Jurij (1993): Die Struktur literarischer Texte. München.
- Martschukat, Jürgen/Stieglitz, Olaf (2005): „Es ist ein Junge!“ Einführung in die Geschichte der Männlichkeiten in der Neuzeit. Tübingen.
- Marz, Eva (2003): „Komm“: Irina Denezkina zieht von Party zu Party, von Couch zu Couch, von Mund zu Mund. Rezension. In: Süddeutsche Zeitung, 06.10.2003.
- Mayer, Verena (2003): Rezension zu Irina Denezkina: Komm. In: <http://www.falter.at>, Falter 41.
- Mensing, Kolja (2003): Am Morgen nach der Schlacht. Kommentar. In: die tageszeitung, 24.09.2003, 15 – 16.
- Schmid, Wolf (1992): Laudatio auf Ljudmila Petruševskaja. Rede, gehalten am 17.5.1992 im Deutschen Theater zu Göttingen aus Anlaß der Verleihung des Alexander-Puschkin-Preises der Stiftung F.V.S. für 1991 an Ljudmila Stefanovna Petruševskaja. In: Wiener Slawistischer Almanach 29, 175 – 184.

- Tëmkina, Anna/Zdravomyslova, Elena (2001): Die Krise der Männlichkeit im Alltagsdiskurs. Wandel der Geschlechterordnung in Rußland. In: Berliner Debatte Initial 12, 78 – 90.
- Willms, Weertje (2000): Die Suche nach Lösungen, die es nicht gibt. Gesellschaftlicher Diskurs und literarischer Text in Deutschland zwischen 1945 und 1970. Würzburg.
- Wörn, Dietrich (2000): Die Mutter-Sohn-Beziehung in „Slučaj Bogorodicy“ von L. Petruševskaja und „Noč“ von T. Tolstaja in tiefenpsychologischer Sicht. Tübingen.

Von Memmen und Machos. Das Männerbild in der spät- und postsowjetischen populären Kultur

Elena V. Müller

1 Einleitung

Im Bereich der Geschlechterbeziehungen scheint das postkommunistische Russland gegenwärtig einen Sonderweg zu beschreiten. Während die westlichen Gesellschaften sich seit dem Zweiten Weltkrieg kontinuierlich in Richtung einer Angleichung der Geschlechter bewegen und dieser Prozess beispielsweise in den neuen EU-Staaten aktuell politisch massiv unterstützt und forciert wird, so feiert in Russland nach dem Zusammenbruch des Kommunismus das Patriarchat seine Auferstehung. Im vorliegenden Beitrag sollen einige historische Gründe für diese abweichende Entwicklung beleuchtet werden. Im Zentrum der Untersuchung stehen dabei die sowjetische und postsowjetische populäre Kultur, insbesondere Belletristik und Kino, die seit der Stalinzeit als Leitmedien gelten. Die Periode, in der die Kultur einer umfassenden staatlichen Kontrolle unterlag, beschreibt allerdings der Ausdruck „repräsentative Kultur“ angemessener, denn bei der sowjetischen populären Kultur handelt es sich nicht – wie im Westen – um einen kommerziellen Gegenentwurf zur Hochkultur der Elite, sondern um einen Kompromiss zwischen der von staatlicher Seite verordneten ideologisierten Kunst und den von einer breiten Anzahl von Rezipienten akzeptierten Kunstformen. Dieser Kompromiss wurde in den 1930er Jahren ausgehandelt, als die kommunistischen Ideologen feststellten, dass man mit der revolutionären Avantgarde-Kunst die breiten Massen nicht erreichen konnte, die sich weiterhin für die ideologisch zweifelhafte vorrevolutionäre oder westliche Unterhaltung wesentlich mehr begeisterten als für die ideologiekonformen sowjetischen Kunstwerke (Dobrenko 1997). Dass dieser Kompromiss erfolgreich war, beweist die bis heute anhaltende Popularität vieler Kunstwerke aus der Stalinzeit vor allem im Bereich des Films. Selbst

die neu entstandene Filmproduktion im heutigen Russland knüpft zum Teil an deren Traditionen an (Müller 2007). Der Kunststil, den dieser Kompromiss hervorgebracht hatte, ist unter der Bezeichnung Sozialistischer Realismus bekannt geworden (Günther 1990).

2 Die Wurzeln der Heldenkonstrukte – Die Kultur der Stalinzeit

Die realen Machtverhältnisse in der Sowjetunion werden in Forschung und Publizistik als „Staatspatriarchat“ oder als „Gerontokratie“ beschrieben (Köbberling 1997, 22 f.). Die reale politische und wirtschaftliche Macht lag im Verlauf der beinahe gesamten Sowjetgeschichte in den Händen ergrauter Männer. In der repräsentativen Kultur allerdings dominierte eine andere Männlichkeitsform, nämlich die des Helden. Die Darstellung der Männlichkeit ist in der sowjetischen Kultur mit dem Heldenmythos untrennbar verbunden, denn in erster Linie sollte ein sowjetischer Mann ein Held sein. Der sowjetische Held, der „neue Mensch“, wurde in der Forschung bereits umfassend untersucht (Günther 1993). Die wichtigsten Aspekte des stalinistischen männlichen Helden waren dabei seine Makellosigkeit und seine Jugend (was im Übrigen auch für den faschistischen und den nationalsozialistischen Helden zutrifft und nur eine der Parallelen innerhalb der totalitären Kulturen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts darstellt). Die stalinistische Kultur war zumindest in ihrer Blütezeit eine Kultur der Söhne, die bedingungslos dem einzigen Patriarchen des Landes gehorchten – dem Genossen Stalin. Der von der amerikanischen Literaturwissenschaftlerin Katerina Clark ausgemachte „Master-Plot“ der stalinistischen Erzählung stellt den Werdegang eines jungen Helden dar, seinen Übergang von spontan-richtigen zu bewusst-kontrollierten Handlungen (Clark 1981, 159–176). Der fertige stalinistische neue Mensch, der disziplinierte Held und erwachsene Mann wurde jedoch in der Kunst kaum dargestellt. In den Erzählungen und Filmen dieser Zeit gab es neben dem Jüngling noch obligatorisch einen älteren Lehrer, der ihn zum Kommunismus bekehrte und oft als Gegensatz zum rückständigen biologischen Vater konzipiert wurde, vom Alter her jedoch eher ein Großvater war, ein weiser Alter, der die Jugend unterwies. In der Kultur des Hochstalinismus mangelte es ganz entschieden an erwachsenen Männern und Familienvätern, die im Westen die eigentliche Stütze der bürgerlichen patriarchalen Gesellschaft ausmachten. Wie die anderen totalitären Kulturen infantilisierte die stalinistische Kultur ihre Bürger; im Rückblick scheint es, als habe es im Land nur noch einen einzigen erwachsenen Mann geben können – eben jenen Genossen Stalin an der Spitze (Dobrenko 1993, 273 f.).

Selbst wenn man im Bereich der Gesetzgebung in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre eine Wende beobachten kann, die die traditionelle Familie stärken sollte und die familienpolitischen Experimente der früheren Sowjetzeit beendete (Erschwerung der Ehescheidung, Abtreibungsverbot, Strafverfolgung von Homosexuellen etc.), so ist zu beachten, dass die Stellung der Familie im stalinistischen Staat eine gänzlich andere als in der bürgerlichen Gesellschaft war (Hoffmann 2003, 52–53). Die Familie war im Stalinismus keineswegs eine autonome Einheit, die es unter allen Umständen zu schützen galt, sondern lediglich eine funktionelle Einheit. Die Rückbesinnung auf die traditionelle Familie war in der Sowjetunion vor allem aus den Zwängen der Bevölkerungspolitik geboren, denn der Versuch des Staates, die Aufgaben in der Organisation des Alltags (Kommunen und Küchen-Fabriken der 1920er Jahre), der Altenpflege und vor allem der Kinderaufzucht und -erziehung zu übernehmen, war komplett gescheitert. In der repräsentativen Kultur fand diese Wende jedoch kaum einen angemessenen Ausdruck. Werke, die statt des jungen Sohnes den neuen pflichtbewussten Vater zum Helden hatten, konnten nie die Popularität der stalinistischen Klassiker erreichen (Clark 1981, 191–209).

Die dramatischen Veränderungen in der Gesellschaft, die durch den Zweiten Weltkrieg ausgelöst wurden, fanden auch in der Kultur ihren Ausdruck. Die Kulturpolitik der Kriegszeit ist durch eine weitgehende Liberalisierung gekennzeichnet, da es in der aktuellen Bedrohungssituation weniger bedeutsam erschien, welche Lieder die Soldaten hörten und welche Filme sie ansahen, sondern nur, dass sie gut kämpften. Die populären Künstler dieser Zeit, die stalinistischen „Stars“, berichteten in ihren Erinnerungen einhellig darüber, dass bei ihren Frontauftritten die Soldaten alles Ideologische ablehnten und sich nach reiner Unterhaltung und Ablenkung von ihrem schrecklichen Alltag sehnten (Šul'ženko 1981, 41 ff.). Mit dem Krieg endete auch diese aus der Not geborene Lockerung der Sitten. Politisch äußerte sich das in der zweiten großen Welle von Massenverhaftungen, die 1947–48 das Land überrollte; im Bereich der Kultur war diese Epoche durch aufgeheizte antiwestliche und antisemitische Stimmungen gekennzeichnet. Die verordnete Konfliktlosigkeit in der Kunst, die lediglich den Kampf des Guten mit dem Besseren darstellen durfte, bewirkte eine Verflachung der Werke, die dadurch nicht mehr an die Popularität ihrer Vorgänger aus den 1930er Jahren anknüpfen konnten (Dobrenko 1993, 122–145). Clark spricht in diesem Zusammenhang von der „Barockisierung“ der Stalinistischen Kultur, von der Inflation des „Master-Plots“, vom Verlust der klaren Struktur und von ausschweifenden Ausschmückungen in den Sujets (Clark 1981, 206). Im Bereich des Films konnten z. B. die sichtlich

gealterten Schauspieler kaum noch überzeugend junge Menschen auf der Suche nach dem richtigen Partner darstellen. Versuche, Familienväter und -mütter zu Protagonisten zu machen, waren ebenfalls erfolglos geblieben.

Anzumerken ist, dass in dieser Zeit, kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, auch die Teilnehmer dieses Krieges wenig Anerkennung fanden. Solange sie noch relativ junge Männer waren, die an der Front grausame Erfahrungen gesammelt hatten und einiges von ihrer Angst gegenüber der Obrigkeit verloren haben durften, war der Staat bemüht, sie zu disziplinieren. Der maßlose Kult der Veteranen des Zweiten Weltkriegs war eine wesentlich spätere Erscheinung in der Sowjetgeschichte, der aufkam, als diese Männer zu Greisen wurden und so keine Bedrohung mehr für die offizielle Autorität darstellten.¹

Das wesentliche Merkmal des offiziellen sowjetischen Helden bestand während der gesamten sowjetischen Kulturgeschichte darin, dass es sich um einen kollektivistischen Menschen handelte, der stets das Gemeinwohl über seine persönlichen Belange stellte. Darin unterscheidet er sich grundsätzlich vom Helden der amerikanischen populären Kultur, dem Protagonisten der Hollywoodfilme, der in der Regel ein Individualist ist und sich nur aufgrund persönlicher Betroffenheit für die Belange der Allgemeinheit zu interessieren beginnt. Seit der Etablierung des Sozialistischen Realismus wurde das Private in der populären sowjetischen Kultur konsequent dem historisch-politischen Kontext untergeordnet. So wurden beispielsweise in den zahlreichen Kriegsgeschichten die Konflikte zwischen der öffentlichen Verpflichtung, der Erfüllung der Mission und der privaten Verpflichtung, z. B. der Rettung der Geliebten, kaum thematisiert. Die vielfach angebotene Lösung lautete: Wenn der Held seinem Land dient, kommt das auch ihm selbst und seinen Angehörigen zugute.

3 Nachstalinzeit – Die Pluralisierung der Helden

Die relativ kurze Periode der Liberalisierung in der Sowjetgeschichte nach Stalins Tod bezeichnet man in der Geschichtsschreibung als die „Tauwetterzeit“. Sie ist durch eine Öffnung nach Westen und eine massive Erneuerung im kulturellen Leben des Landes gekennzeichnet. Die verkrusteten Formen der pompösen spätstalinistischen Kunst ließ man hinter sich, stattdessen wollten die jungen Künstler

¹ Der 9. Mai, der Tag der offiziellen Feierlichkeiten des Sieges über Hitlerdeutschland in der Sowjetunion, wurde beispielsweise erst in den 1960er Jahren, in der Regierungszeit von L. I. Breschnew, zum arbeitsfreien Feiertag.

eine wirklich akzeptierte Massenkunst schaffen. Die Erneuerungen betrafen alle Bereiche des kulturellen Lebens: In der Literatur knüpften die damals jungen Dichter Andrej Voznesenskij (geb. 1933), Robert Roždestvenskij (1932 – 1994) und Evgenij Evtušenko (geb. 1933) an die Traditionen der russischen revolutionären Avantgarde an, in der Prosa wurde der sozialistisch-realistische „Master-Plot“ endgültig verworfen und stattdessen wirklichkeitsnahe Texte verfasst, in der Malerei entdeckte man die gegenstandslose Malerei neu, in der Musik begann in dieser Zeit das „Dreigestirn“ der modernen russischen klassischen Musik zu wirken – Alfred Schnittke (1934 – 1998), Edison Denisov (1929 – 1996) und Sofja Gubajdulina (geb. 1931). Schauspielstudenten gründeten in den Großstädten experimentelle Theater, wo zeitgenössische aktuelle Stücke aufgeführt wurden, und im Kino verdrängten endlich natürlich wirkende junge Schauspieler die gekünstelten und gealterten Stars der Stalinzeit von den Leinwänden.

Diese Zeit brachte auch neue Helden mit sich. Neben den bereits erwähnten Dichtern, die in dieser Zeit mit ihren Lesungen ganze Fußballstadien zu füllen vermochten, sind hier selbstverständlich die Kosmonauten und die Spitzensportler zu erwähnen, die durch die politische Öffnung der Sowjetunion ihr Können nun bei internationalen Wettbewerben unter Beweis stellen konnten. Das erwies sich als letztes Aufgebot der offiziellen sowjetischen Helden, denn insbesondere nach dem abrupten Ende der Tauwetterpolitik wurden die Helden und ihre Heldentaten zunehmend aus der historischen Gegenwart in eine sakralisierte Vergangenheit verlegt. In dieser Zeit begann auch die massive Instrumentalisierung der Veteranen des Zweiten Weltkriegs in der repräsentativen Kultur. Außer dem Zweiten Weltkrieg wurde auch die Oktoberrevolution mit dem anschließenden Bürgerkrieg der „Roten“ (Kommunisten) gegen die „Weißen“ (Anhänger der Monarchie und/oder der privaten Wirtschaft) gern als die große heroische Zeit verwendet. Dagegen wurde die Gegenwart in der Zeit der Stagnation unter Breschnew immer ärmer an Helden.

Die zunehmende Enttäuschung vor allem der *Intelligencija* führte zur Entfremdung dieser Schicht vom eigenen Staat und zur Entstehung der inoffiziellen Kultur der Dissidenten, die sich als Kultur der privaten Zirkel und Auftritte und der *Sam-* und *Tamizdat*-Werke² etablierte. Aus heutiger Sicht erkennt man in der

² Unter *Samizdat* (wörtlich „selbst verlegt“) versteht man die in den totalitären Staaten Osteuropas inoffiziell veröffentlichten Werke, z. B. in Form von maschinenschriftlich verfassten Texten. Als *Tamizdat* (wörtlich „dort verlegt“) werden solche Werke bezeichnet, die im kapitalistischen Ausland jenseits des „Eisernen Vorhangs“ publiziert und in die Ostblockstaaten geschmuggelt wurden.

Dissidentenkultur der spätsowjetischen Zeit eine Anzahl heterogener Subkulturen, die unter den Bedingungen des autoritären Staates in die Rolle einer Gegenkultur gedrängt und durch ihren oppositionellen Charakter geeint wurden. Auch diese Kultur hatte ihre Codes und ihre Helden. Bezeichnenderweise waren auch ihre Helden „ohne Furcht und Tadel“, wenn auch dafür andere historische Vorbilder verwendet wurden als in den repräsentativen Werken. Sehr populär waren in den Dissidentenkreisen beispielsweise die „Dekabristen“, eine Gruppe adeliger Freidenker, die im Dezember 1825 einen Aufstand gegen die Zarenmacht probten (Tëmkina et al. 2001, 84 f.). Fünf ihrer Anführer wurden gehängt, die restlichen verloren ihre Adelstitel und damit alle Privilegien und wurden nach Sibirien verbannt. Zu ihnen spürte man eine geistige Verwandtschaft, da deren Lebenssituation mit der eigenen vergleichbar schien.

Zu Helden dieser Gegenkultur avancierten sowohl die „Weißen“, also die Gegner der Bolschewiken im Bürgerkrieg von 1918 bis 1922, als auch die Protagonisten der offiziell abgelehnten westlichen Kultur. Zu nennen sind hier vor allem Charaktere aus den Werken von Ernest Hemingway und Erich Maria Remarque, mit denen der sowjetische Leser erst im Zuge der Chruschtschowschen Tauwetterpolitik bekannt wurde. Die wenigen westlichen Leinwandhelden, die während der Tauwetterzeit ihren Weg ins sowjetische Kino fanden, wie *Fanfan la Tulipe* alias Gérard Philippe oder *Die glorreichen Sieben* aus dem gleichnamigen Western, haben bis heute ihren Platz in den Herzen der Zuschauer behalten (Tëmkina et al. 2001). Alle diese Gruppen waren durch eine weit größere Individualität als die offiziellen sowjetischen Helden gekennzeichnet.

In der Dissidentenkultur hatten immer die Charaktere Heldenpotential, die sich gegen den *mainstream* stellten. Sie verkörperten die Sehnsüchte der *Intelligencija* als der Trägerschicht dieser Kultur nach mehr Individualität und Freiheit. In den 1970er Jahren konnte sich das historische Genre in der Literatur und vor allem im Film als ein Kompromiss zwischen der offiziellen und der inoffiziellen Kultur etablieren, als ein Ort, wohin man unverdächtig den Zwängen des real existierenden sozialistischen Alltags entfliehen konnte. Die Protagonisten erfolgreicher Kostümfilme wie *D'Artanjan i tri mušketera* (D'Artagnan und die drei Musketiere, 1978), die bereits erwähnten Dekabristen (*Zvezda plenitel'nogo ščastja* [Der Stern des fesselnden Glücks, 1975]) oder beispielsweise die Helden der *Schatzinsel*-Verfilmung (*Ostrov sokrovišč* [Die Schatzinsel, 1982]), verkörperten den Habitus der Gegenkultur-Helden. Starke Individualisten, frei von allen und vor allem von familiären Verpflichtungen, oft undisziplinierte „Haudrauf-Typen“ – so waren die Männer in der wirklich populären spätsowjetischen Kultur,

die die Sehnsüchte der überregulierten Gesellschaft, die ihre heroische Perspektive verloren hatte, verkörperten. Liest man heute die Interviews der Darsteller aus den *D'Artagnan*-Verfilmungen, gewinnt man den Eindruck, dass diese Wirklichkeit und Fiktion während der Dreharbeiten durcheinanderbrachten, sich auch privat wie freiheitsliebende Musketiere zu verhalten versuchten, was vor allem im starken Alkoholkonsum und in unzähligen erotischen Abenteuern seinen Ausdruck fand.³

Die reale Welt dagegen war arm an Helden. Die Charaktere in Darstellungen der historischen Gegenwart waren das absolute Gegenteil der Dekabristen, Rotarmisten oder Musketiere. Die Protagonisten der Filmkomödien der 1960er und 1970er Jahre waren nichts anderes als „Memmen“. Sie wollten keinem wehtun, konnten sich deshalb nicht zwischen der Geliebten und der Ehefrau entscheiden (wie z. B. der Philologiedozent Andrej Busykin in dem Film *Osennij marafon* [Herbstmarathon, 1979]), zitterten vor ihrer weiblichen Chefin (wie der Buchhalter Novosel'cev in *Služebnyj roman* [Dienstromanze, 1977]) oder wohnten noch mit knapp 40 Jahren bei Müttern in deren Miniwohnung und waren deshalb nicht in der Lage, eine eigene Familie zu gründen (wie der Chirurg Ženja Lukašin in *Ironija sud'by ili s legkim parom* [Ironie des Schicksals oder Gut Dampf, 1975]).

In diesen Werken wurden die realen Machtverhältnisse des spätsowjetischen Alltags dargestellt, wo die Macht, im Unterschied zum repräsentativen Bereich, mehr und mehr in die Hände der Frauen überging. Die Lehrerinnen und Erzieherinnen der Kindheit, die Abteilungsleiterinnen und die rüstigen und resoluten Mütter und Schwiegermütter dominierten zunehmend den Alltag dieser Zeit, sowohl in der Wirklichkeit als auch in der populären Kultur.

In der Dissidentensubkultur war die Situation kaum anders. In den *Sam-* und *Tamizdat*-Werken dominierte das Bild von Männern als Antihelden, als Verweigerer im klassischen Sinne, die wesentlich unreifer und egoistischer waren als die pflichtbewussten Protagonisten der offiziellen Kultur. Während Letztere im Zwiespalt zwischen privaten und öffentlichen Verpflichtungen dargestellt wurden, übernahmen die Helden der Gegenkultur weder Verantwortung für die Familie noch für die Gesellschaft insgesamt. Trotzdem wurden sie von den Frauen oft bedingungslos geliebt und bewundert. Beispielhaft dafür steht der infanti-

³ Vgl. dazu z. B. das Interview mit dem Aramis-Darsteller Igor Starygin, das er anlässlich seines 60. Geburtstags und der geplanten vierten Fortsetzung des Films der Zeitung *Segodnja* am 08.08.2007 gab. Auch andere Musketier-Darsteller wie Michail Bojarskij (*D'Artagnan*), Veniamin Smechov (*Athos*) und Valentin Smertinskij (*Portos*) erinnern sich heute noch gern in ihren Interviews und Memoiren an die gute alte Zeit, als sie den Kultfilm gedreht haben.

le Edička (Eduardchen) in dem autobiographischen Roman *Éta ja, Edička* (Hier bin ich, Edička, 1993⁴) von Eduard Limonov, der sich vor dem gerechten Zorn der Schwiegermutter versteckt. In dieser Hinsicht war die spätsowjetische Gegenwartskultur eine Zeit liebenswerter Memmen. In ihnen erkannte sich die spätsowjetische *Intelligencija* gern wieder.

Zusammenfassend ist festzustellen, dass in der Nachstalinzeit zwei gegensätzliche Männerbilder in der Gesellschaft existierten: Dem strahlenden Helden aus einem anderen Zeit- und Raumkontinuum standen der Schwächling oder die Memme aus dem Hier und Jetzt gegenüber. Für Helden schien in der spätsowjetischen Kultur kein Platz zu sein. Die staatlich gelenkte repräsentative Kultur konnte kein neues zeitgemäßes Heldenkonstrukt entwerfen, das in der Bevölkerung Akzeptanz hätte finden können. Das Erscheinen und die Popularität der Memme ist in diesem Zusammenhang als eine Kritik an der herrschenden Elite zu verstehen, die Männer nicht zu Helden werden ließ. Symptomatisch ist in diesem Zusammenhang, dass die Stellvertreterkriege, die die Sowjetunion in dieser Zeit in der Dritten Welt führte, und die ihre eigenen militärischen Helden produzierten, für die sowjetische Gesellschaft unsichtbar blieben; von ihnen erfuhr man nur aus dem ausländischen Rundfunk. Auch diejenigen, die beispielsweise bei Katastrophen aller Art Heldenmut bewiesen, konnten nicht gebührend gefeiert werden, denn diese Katastrophen wurden der breiten Öffentlichkeit verschwiegen. Das Heldenkonstrukt stellte nach wie vor die hegemoniale Männlichkeit in der populären Kultur im Sinne Connells (2000) dar, die Sehnsucht nach Helden blieb in der Gesellschaft groß und konnte sich nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion auch frei entfalten, was im nächsten Kapitel erläutert wird. Die Gegenüberstellung der Helden von damals mit den Memmen aus dem Hier und Jetzt ist als Ausdruck der Unzufriedenheit der spätsowjetischen Gesellschaft mit ihrer aktuellen Situation zu werten.

4 Die Renaissance der Machos in der Gegenwart

Der Zusammenbruch der Sowjetunion 1991 war eine wichtige Zäsur für die russische Gesellschaft, die sich seitdem auf der Suche nach ihrer Identität befindet. In den letzten beinahe zwanzig Jahren gab es mehrere Versuche, das von der kommunistischen Ideologie hinterlassene Wertevakuum zu füllen. Allerdings konnten

⁴ 1993 ist das Jahr der offiziellen Erstveröffentlichung in Russland, das Werk entstand allerdings viel früher, bereits 1974, konnte jedoch nicht in der UdSSR publiziert werden.

weder die Rückbesinnung auf das vorkommunistische Russland mit starker Betonung der russisch-orthodoxen Tradition, noch die unkritische Übernahme der westlichen kulturellen Muster diese Aufgabe lösen. Gegenwärtig hat die Betonung der kulturellen Eigenständigkeit Konjunktur, wobei der so genannte „besondere russische Weg“ in der Geschichte nicht eindeutig bestimmt ist. In dieser Situation fällt der spätsowjetischen populären Kultur, in der die meisten heute lebenden Russen sozialisiert wurden, die Rolle einer sinnstiftenden nationalen Mythologie zu. Der gegenwärtige russische Diskurs ist geprägt durch Zitate und Verweise auf bekannte Werke der 1960er bis 1980er Jahre (Trickfilme, Filmkomödien und Chansons). Sie dienen als Erkennungszeichen der Menschen im postsowjetischen Raum von Klaipeda bis Wladiwostok, und zur Unterscheidung der gleichartig sozialisierten „Eigenen“ von den „Fremden“.

Rückblickend kann man feststellen, dass die chaotische Zeit der Jelzinschen Regierung vor allem für viele junge Männer die Chance zu einem enormen wirtschaftlichen und sozialen Aufstieg bot. Die festgefrorenen gerontokratischen Strukturen wurden aufgebrochen, es musste nicht mehr das Rentenalter abgewartet werden, um eine selbstbestimmte Karriere zu starten, stattdessen bekamen auch junge Menschen die Möglichkeit, durch Cleverness und Rücksichtslosigkeit sehr viel Geld zu verdienen. Statistiken belegen, dass vor allem junge Männer von diesen Möglichkeiten Gebrauch machten; in den in den Medien regelmäßig veröffentlichten Listen der reichsten Menschen oder der jüngsten Milliardäre der Welt sind Russen stark vertreten. Die Biographien der so genannten Oligarchen, die ihr Vermögen in den Wirren der Jelzin-Ära gemacht haben, zeigen, dass die meisten von ihnen kaum 30 Jahre alt waren, als ihr Aufstieg begann.⁵

In Bezug auf die Geschlechterverhältnisse war die Zeit des Zusammenbruchs der Sowjetunion eine „Revolte gegen die Macht der (Schwieger-)Mütter“ (Müller 2006), in der wagemutige junge Männer Anfang der 1990er Jahre die Chance ergriffen, die Macht der oft älteren, bestimmenden und sehr selbstbewussten Frauen zu stürzen. Als einzige Frau wird unter den heutigen Superreichen in Russland Elena Baturina geführt, die Gattin des Moskauer Bürgermeisters Jurij Lužkov, also eine stellvertretende Milliardärin.

Den Wandel in der Gesellschaft spiegelte auch die populäre Kultur wider, wobei die klassische Heldenverehrung eine Renaissance feierte, die liebenswerten Memmen der spätsowjetischen Zeit aber verurteilt wurden. Jenen Werken wurde

⁵ Vgl. z. B. über den als das unschuldige Opfer der Putinschen Politik geltenden Michail Chodorkovskij: Satter 2002, 65 f., oder über den Grenzgänger zwischen Russland und der Ukraine Vadim Rabinovič: Roth 2001.

eine Verherrlichung des Infantilismus vorgeworfen, nationalistisch gesinnte Publizisten gingen in ihren Angriffen sogar so weit zu behaupten, dass diese Gestalten eine Verweichlichung der russischen Jugend, speziell der russischen jungen Männer, hervorgebracht hätten. Nicht über solche „Schlappschwänze“, sondern über die wahren Helden der damaligen Zeit, beispielsweise die Afghanistankämpfer oder Teilnehmer anderer „unsichtbarer Kriege“, die die Sowjetunion damals führte, hätte man Filme machen sollen. Die – wenn auch ironische – Darstellung von Softies wäre mit schuld daran, dass die Sowjetunion den Kalten Krieg verloren und ihre geopolitische Stärke Ende der 1980er Jahre so schnell und ruhmlos verspielt hätte (Limonov 2003, 249–254; Kalašnikov 2003, 221 f.; Veller 2007, 28 f.).

Exemplarisch zeigte den Umgang mit den liebenswerten *Intelligencija*-Schwächlingen aus der spätsowjetischen Zeit die Fernsehshow von Silvester 2005: *Pervyj skoryj* (Der erste Schnellzug). Darin wurden zahlreiche landesweit bekannte filmische Sujets aufgegriffen und teilweise mit denselben, wenn auch sichtbar gealterten Schauspielern neu umgesetzt. Der signifikante Unterschied zum Original bestand allerdings darin, dass nicht der *Intelligencija*-Schwächling, sondern in Umkehrung der Werte und Erziehungsabsichten sich sein Widersacher, ein rücksichtsloser, erfolgsorientierter Macho, das jeweilige Streitobjekt, meist ein von beiden begehrtes Mädchen, sichern konnte. Diese Konstellation entsprach wohl mehr den Erfahrungen und Erwartungen des aktuellen russischen Publikums.

Die Tradition der Heldenverehrung feiert im heutigen Russland ihr Comeback. Die Sturm-und-Drang-Zeit des russischen Frühkapitalismus brachte ihre eigenen Helden, die Kriminellen, hervor. Die Protagonisten der nach den Titelhelden benannten Fernsehserien und Bücherreihen *Palač* (Der Henker, 2006), *Slepoj* (Der Blinde, 1998) und *Volkodav* (Der Wolfshund, 1999) waren allesamt starke Männer, die sich in dieser brutalen Zeit durchzusetzen vermochten, und wenn schon nicht dem Gesetz, dann wenigstens sich selbst und den engsten Freunden, den „Brüdern“, wie sie im heutigen kriminellen Jargon heißen, wahre Treue bewiesen. In diesen Gestalten ist ein starker Einfluss der Bilder und Werte Hollywoods festzustellen, die in den 1990er Jahren auch in Russland die populäre Kultur dominierten, aber auch einige Elemente der *Intelligencija*-Subkultur der Stagnationszeit: Die Helden sind starke Individuen, die sich vom russisch-sowjetischen Kollektivismus verabschiedet haben.

Die Zeit der Putinschen Stabilisierung brachte einen erneuten Paradigmenwechsel in der Darstellung der Männlichkeit mit sich. Die kriminellen *outlaws*

wurden zunehmend in die kulturelle Peripherie gedrängt und durch den gesetzes-treuen Helden, den Soldaten oder den Polizisten ersetzt. Der Dienst an der Allgemeinheit, die Sorge um sein Land und sein Volk sind erneut *en vogue*, der rücksichtslose Individualismus und eine Verweigerungshaltung gegenüber der Gesellschaft erneut verpönt. In den vergangenen Jahren schuf die sich wirtschaftlich erholende Filmindustrie in Russland mehrere Filme hin zu einer neuen Mythologie des Zweiten Weltkriegs, frei sowohl vom Pomp der Breschnew-Zeit als auch von der Schwarzmalerei der *Perestroika*-Jahre. Die Soldaten der Roten Armee werden jetzt als diejenigen dargestellt, die unter sehr schwierigen Bedingungen und oft auf sich allein gestellt ihre Pflicht gegenüber der Heimat selbstlos erfüllen, wie beispielsweise die Protagonisten der elfteiligen Fernsehserie *Štrafbat* (Strafbatallion, 2004), an vorderster Front eingesetzte Sträflinge, die weder von den deutschen Feinden, noch von ihren sowjetischen Vorgesetzten Gnade erwarten können und dennoch ihre Heimat vor den Fremden verteidigen.

Im Unterschied zur Breschnew-Zeit ist das Heldentum jetzt nicht nur in einer sakralisierten Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart möglich, was die zahlreichen Polizisten und Angehörigen von Sondereinheiten auf den russischen Leinwänden und Bildschirmen beweisen. Übrigens wurde so die Übermacht Hollywoods in den Kinos eindrucksvoll in ihre Schranken gewiesen und der einheimische Markt zurückerobert. Die heutigen Helden haben die harte Schule der 1990er Jahre hinter sich, sie sind keineswegs zimperlich, wenn es um das Erreichen ihrer Ziele geht, zeigen sich skeptisch gegenüber der offiziellen Macht und Autorität und sind in erster Linie den eigenen Freunden gegenüber loyal. Sie sind mehr die Erben von Mad Max oder Rambo als die der strahlenden Helden des Hochstalinismus oder der hyperpolitisch korrekten Breschnew-Zeit. Bezeichnend dafür sind auch die Protagonisten der erfolgreichen Fernsehserie *Specnaz* (Sondereinheit, 2001–2003), die gleich in der ersten Episode den Terroristen, der am Tod ihres Kumpels schuld ist, umbringen und nicht etwa verhaften, denn Vertrauen in die heutige russische Justiz haben sie nicht. Später zerquetschen sie auch die Verräter aus den eigenen Reihen wie Ungeziefer mit einem gepanzerten Fahrzeug.

Der Konflikt zwischen privaten und öffentlichen Verpflichtungen, zwischen der Liebe zur Heimat und der Liebe zum Mädchen wird in der aktuellen russischen populären Kultur nach dem Vorbild Hollywoods gelöst. Das heißt, dass der Held nicht vor die Wahl zwischen diesen beiden Loyalitäten gestellt wird, sondern der Allgemeinheit nützt, indem er seine privaten Angelegenheiten regelt. Oder andersherum interpretiert: Die privaten Probleme der Helden sind ein Teil der Probleme der Gesellschaft, und indem der Held die Gefahr für alle beseitigt, hilft er unter an-

derem auch seinen eigenen Angehörigen. Nur ein besonders drastisches Beispiel dafür ist der russische Blockbuster des Jahres 2004, der Mystery-Thriller *Nočnoj dozor* (Die Wächter der Nacht, 2003). Dessen Protagonist, Anton Gorodeckij, ist ein gebürtiger Moskauer mit Hochschulabschluss, ein *Intelligencija*-Angehöriger also, der in der neuen Zeit einen „coolen“ Beruf erlernt hat und ein erfolgreicher Dämonenjäger auf den Straßen Moskaus geworden ist. Sein Lebensweg stand so sinnbildlich für den vieler junger Russen, die nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion etwas ganz anderes machen mussten, als ihnen anerzogen worden war, wobei einige damit sehr schnell und extrem erfolgreich waren, wie der Protagonist Anton im Film. Die moralischen Skrupel und die als Schwäche ausgelegte typische Lebenseinstellung der *Intelligencija* lässt der Held hinter sich, er wird von seinen Chefs als derjenige geschätzt und eingesetzt, der im Notfall auch töten kann. Auch diesem neuen brutalen Helden sind gewisse Zweifel an der Rechtmäßigkeit seines Handelns nicht fremd, das neue Leben treibt ihn aber ständig vorwärts. Er ist das genaue Gegenteil der schusseligen, aber liebenswerten Identifikationsfiguren der 1960er und 1970er Jahre.

5 Resümee

Zusammenfassend ist zu konstatieren, dass sich im Verlauf der sowjetischen und russischen Geschichte unterschiedliche Modelle der hegemonialen Männlichkeit abgewechselt haben. Die in der Gesellschaft entstandenen Männlichkeitsmodelle in der russischen populären Kultur waren während der gesamten sowjetischen und nachsowjetischen Zeit stark mit einem Heldenkonstrukt verknüpft. Jede Epoche verlangte dabei nach eigenen Helden: Die Stalinzeit produzierte ewig junge strahlende Helden ohne Furcht und Tadel, die sich bedingungslos dem Diktat der kommunistischen Partei und den Interessen ihrer sowjetischen Heimat unterwarfen. In der Nachstalinzeit wurden diese aus der historischen Gegenwart in die sakrale Vergangenheit verdrängt und durch das untergeordnete Männlichkeitskonstrukt des zeitgenössischen Schwächlings ergänzt, was die Spaltung der sowjetischen Kultur und die wachsende Unzufriedenheit mit der aktuellen Situation verdeutlicht. Die „wilden Jahre“ der Regierung Jelzins mit einer Neuformierung der russischen Gesellschaft forderten den expansionsartigen Kult des „starken Mannes“ und Einzelkämpfers, des so genannten „neuen Russen“, der jetzt, während der Putinschen Stabilisierung und der erneuten Erstarkung des russischen Staates, wiederum von einem staatstragenden offiziellen, wenn auch modernisierten Helden abgelöst wird.

Gegenwärtig lässt sich in der russischen populären Kultur die auch aus dem Westen bekannte Verschmelzung von Manager- und Helden-Männlichkeit beobachten. Die Ober- und Unterschichtenmodelle von Männlichkeit – das eine mehr auf intellektuelles Potential und die symbolische Macht des Geldes ausgerichtet und das andere primär auf körperliche Kraft – bekämpfen einander nicht mehr, sondern verbünden sich im Kampf um die Dominanz, im Falle Russlands um die Wiederherstellung der Größe ihres Landes. Prominentestes Beispiel für diese hybride hegemoniale Männlichkeit ist der russische Staatspräsident selbst, der öffentlich seinen durchtrainierten Körper zeigt, gelegentlich Kraftausdrücke verwendet, sich im Kampfjet und beim Kampfsport filmen lässt, sich andererseits aber international als knallharter und gewiefter Verfechter russischer Interessen profiliert hat und im eigenen Land durch kluge Machtpolitik die jungen Superreichen in ihre Schranken verweisen konnte.

Die neue russische Kultur geht nicht in die vom Westen eingeschlagene Richtung hin zu Metrosexualität und einer politischen Korrektheit in den Geschlechterbeziehungen. Der signifikante Unterschied zwischen den Geschlechtern wird als natürlich gegeben postuliert und durch gesellschaftliche Umgangsformen zementiert (Kurpatov 2005; Protapopov 1993). Nach kurzer Annäherung Ende der 1980er Jahre scheint sich die russische Gesellschaft noch weiter vom aktuellen westlichen Wertekanon entfernt zu haben als es vor der Gorbatschow-Zeit der Fall war. Gegenwärtig beklagen insbesondere westliche Männer, die mit Russland Kontakte pflegen, einen äußerst rauen Umgangston und ein übertriebenes Konkurrenzdenken ohne jeglichen Ansatz zu dem im Westen bekannten *win-win*-Bestreben. Das aggressive Zurschaustellen des eigenen Reichtums, wie auch der extrem aggressive Stil Auto zu fahren gehören zum neuen gesellschaftlichen Leben auf den Straßen Russlands.

Wohin dieser Weg Russland führen wird, ist noch nicht absehbar. Das Land, welches sich selbst früher hauptsächlich weiblich wahrnahm (vgl. den Begriff „Mütterchen Russland“), ist heute überwiegend männlich konnotiert. Die Helden-Renaissance dient sicherlich dazu, die Rolle des russischen Staates innen- und außenpolitisch wieder zu stärken. Es bleibt allerdings fraglich, ob für die neue Propaganda ein fruchtbarer Boden in dieser krisengeschüttelten Gesellschaft vorhanden ist.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Filme und Fernsehserien

- Fanfan la Tulipe (Fanfan der Husar, 1952), Regie: Christian- Jaque.
 The Magnificent Seven (Die glorreichen Sieben, 1960), Regie: John Sturges.
 D'Artanjan i tri mušketera (D'Artagnan und die drei Musketiere, 1978), Regie: G. Jungvald-Chilkevič.
 Zvezda plenitel'nogo ščastja (Der Stern des fesselnden Glücks, 1975), Regie: V. Motyl.
 Ostrov sokrovišč (Die Schatzinsel, 1982), Regie: V. Vorobjev.
 Osennij marafon (Herbstmarathon, 1979), Regie: G. Danelia.
 Služebnyj roman (Dienstromanze, 1977), Regie: E. Rjazanov.
 Ironija sud'by ili s legkim parom (Ironie des Schicksals oder Gut Dampf, 1975), Regie: E. Rjazanov.
 Nočnoj dozor (Die Wächter der Nacht, 2003), Regie: T. Bekmambetov.
 Palač (Der Henker, 2006). [Fernsehserie]
 Štrafbat (Strafbatallion, 2004). [Fernsehserie]
 Specnaz (Sondereinheit, 2001 – 2003). [Fernsehserie]

Primärliteratur

- Kalašnikov, Maksim (2003): Slomanyj meč imperii (Das gebrochene Schwert des Imperiums). Moskva.
 Limonov, Eduard (1993): Èto ja, Edička (Hier bin ich, Edička). Russland.
 Roth, Jürgen (2001): Der Oligarch. Vadim Rabinowitsch bricht sein Schweigen. Hamburg/Wien.
 Seměnova, Marija (1999): Volkodav (Wolfshund). Moskva.
 Šul'ženko, Klavdija (1981): Kogda vy menja sprositate... (Wenn ihr mich fragen werdet...). Moskva.
 Veller, Michail (2007): Velikij poslednij šans (Die große letzte Chance). Sankt-Peterburg.
 Voronin, Andrej (1998): Slepoj (Der Blinde). Moskva.

Sekundärliteratur

- Clark, Katerina (1981): The Soviet Novel. History as Ritual. Chicago.

- Connell, R. W. (2000): *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise der Männlichkeit*. Opladen.
- Dobrenko, Evgenij (1993): *Metafora vlasti. Literatura stalinskoj èpochi v istoričeskom osvešenii* (Die Metapher der Macht. Die Literatur der Stalinzeit in historischer Betrachtung). München.
- Dobrenko, Evgenij (1997): *The Making of the State Writer: Social and Aesthetic Contexts of the Reception of Soviet Literature*. Stanford.
- Günther, Hans (1990): *The Culture of the Stalin Period*. Basingstoke et al.
- Günther, Hans (1993): *Der sozialistische Übermensch. M. Gor'kij und der sowjetische Heldenmythos*. Weimar.
- Hoffmann, David L. (2003): *Stalinist Values. The Cultural Norms of Soviet Modernity, 1917 – 1941*. Ithaca/London.
- Köbberling, Anna (1993): *Zwischen Liquidation und Wiedergeburt. Frauenbewegung in Rußland von 1917 bis heute*. Frankfurt a. M./New York.
- Köbberling, Anna (1997): *Das Klischee der Sowjetfrau. Stereotyp und Selbstverständnis. Moskauer Frauen zwischen Stalinära und Perestrojka*. Frankfurt a. M./New York.
- Kurpatov, Andrej V. (2005): *5 Velikich tajn mužčiny i ženčšiny* (5 große Geheimnisse der Männer und Frauen). Moskva.
- Limonov, Eduard (2003): *My – strana velikoj kul'tury* (Wir sind ein Land der großen Kultur). In: Limonov, Eduard: *Kontrol'nyj vystrel*. Moskva, 249 – 254.
- Müller, Elena V. (2007): *Die sowjetische Filmkomödie der Nach-Stalinzeit in ihrer historischen Entwicklung*. In: Karl, Lars (Hg.): *Leinwand zwischen Tauwetter und Frost. Der osteuropäische Dokumentarfilm im Kalten Krieg*. Berlin, 93 – 112.
- Müller, Elena V. (2006): *War der Zusammenbruch der Sowjetunion Ausdruck eines lange verdrängten Generationenkonflikts?* In: Bürgel, Tanja (Hg.): *Generationen in den Umbrüchen postkommunistischer Gesellschaften. Erfahrungstransfers und Differenzen vor dem Generationenwechsel in Russland und Ostdeutschland*. SFB-580-Mitteilungen 20, Universität Jena, 13 – 20.
- Protapopov, Anatolij (1993): *Traktat o ljubvi, kak eë ponimaet žutkij zanuda* (Traktat über die Liebe, wie sie ein schrecklicher Langweiler versteht). Moskva.
- Satter, David (2002): *Darkness at Dawn. The Rise of the Russian Criminal State*. New Haven/London.
- Tëmkina, Anna/Zdravomyslova, Elena (2001): *Die Krise der Männlichkeit im*

Alltagsdiskurs. Wandel der Geschlechterordnung in Russland. In: Berliner Debatte Initial 12, 78–90.

Soziologische Untersuchungen der Maskulinität: ¹Das männliche Geschlecht im öffentlichen und privaten Bereich in Russland

Elena Roždestvenskaja ²

1 Genderkultur in Osteuropa als Hintergrund für Männerforschung

Die sowjetische Genderordnung, welche als ein historisch geprägtes Muster der Machtbeziehungen zwischen den Geschlechtern zu verstehen ist, war in sich ausgesprochen widersprüchlich. Vom Staat wurde das Prinzip der Gendergleichheit deklariert, gleichzeitig wurden Mutterschaft und eine traditionelle Arbeitsteilung in der Familie als Werte proklamiert und ideologisiert. Diese ambivalente Position des Staates war ein Resultat der Ressourcenmobilisierung: Wie konnten die Frauen in der patriarchalen Kultur als billige Arbeitskräfte genutzt werden? Der Staat beschritt zwei Wege: Er zerstörte erstens zielstrebig die ökonomische Abhängigkeit der Frau vom männlichen Familienernährer, indem er die Frauen in die öffentliche Produktion integrierte und ihnen einen eigenen, wenn auch geringen, Arbeitslohn zur Verfügung stellte. Darüber hinaus wurde eine öffentliche Infrastruktur mit institutionellen Sozialisationsinstanzen geschaffen, welche den Frauen half, ihre mütterlichen Pflichten zu erfüllen. Zweitens erhielten die Frauen als soziale Gruppe in der sowjetischen Gesellschaft den Zugang zu bürgerlichen Rechten, was zu Gleichheitserwartungen und langfristig zu emanzipatorischen Verhaltensweisen führte. Auch wenn man darüber streiten kann, wie real die proklamierte Gleichheit zwischen den Geschlechtern während der sowjetischen Periode der russischen

¹ Der Begriff Maskulinität wird von der Autorin im Sinne des englischen *masculinity* benutzt. Da in der russischen Geschlechterforschung die Verwendung englischer Begriffe gängig ist, wurde der Begriff beibehalten und nicht durch „Männlichkeit“ übersetzt.

² Die Autorin Elena Roždestvenskaja hat früher unter den Namen Meščerkina und Meščerkina-Roždestvenskaja veröffentlicht. In englischsprachigen Publikationen werden die Namen folgendermaßen transliteriert: Meshcherkina, Mesherkina und Rozhdestvenskaya.

Geschichte war, bleibt unbestritten, dass durch die Maßnahmen für die Mehrheit der Frauen damit die historische Erfahrung der Teilnahme am Prozess der öffentlichen Produktion verbunden war. Als Folge entstand das Leitbild der arbeitenden Mutter als zentraler Bestandteil des russischen Genderkontrakts.

Die postsowjetischen Transformationen haben dazu geführt, dass sich die vormalige Pflicht der Frauen zur Arbeit bei gleichzeitiger Orientierung an Familie und Mutterschaft dahingehend veränderte, dass die Frauen nun die ökonomische Aufgabe haben, die Familie zu ernähren. Der dominierende sowjetische Genderkontrakt der arbeitenden Mutter diversifiziert und multipliziert sich durch die Rehabilitierung anderer Lebensweisen in der Marktgesellschaft. Die Spannweite bewegt sich zwischen der beruflich erfolgreich arbeitenden Frau und der überzeugten Hausfrau. Aber im Unterschied zur westlichen bleibt in der russischen Genderkultur eine wesentliche Diskrepanz zwischen den alltäglichen Praktiken der Geschlechter und ihren diskursiven Abbildungen bestehen. In den öffentlichen Darstellungen leiden die beruflich erfolgreichen Frauen oft an unrealisierten Familien- und Mutterschaftswünschen und die Hausfrauen an Minderwertigkeitskomplexen. Ob und wie sich jedoch der Genderkontrakt für die russischen Männer verändert, bleibt im Dunklen, darüber wird öffentlich geschwiegen. Diese „Undiskursivität“ korrespondiert auch mit den wenigen akademischen Bemühungen, dieses Problem theoretisch und empirisch zu klären. Ziel dieses Artikels ist es, einen Überblick über die Situation und die Lebenslage von russischen Männern zu geben.

Die sich auch im russischen Kontext entwickelnde Soziologie der Maskulinität fokussiert ihre Untersuchungen auf die soziale Ungleichheit der Geschlechter oder auf die Unterschiede zwischen den Geschlechtern in alltäglichen Interaktionen. Wie in Westeuropa und Nordamerika dominiert auch in Russland auf dem Feld der Männerforschung die praxeologische (*practice-based*) Theorie von R. W. Connell. Connell betrachtet die soziale Lage des Mannes als eine Kombination aus Macht und Machtlosigkeit. Dabei unterscheidet sich jedoch die Erfahrung einer partiellen Machtlosigkeit bei einem Mann von der systematischen Unterordnung der Frau durch den Mann. Connells zentrale Kategorie ist die der hegemonialen Maskulinität, die als ein kulturelles Vorbild verstanden wird, eine Art herrschendes Ideal, das der Geschlechtspraxis zugrunde liegt. Wenn auch in der Praxis von vielen Männern nicht realisiert, ist das Modell der hegemonialen Maskulinität ein effektives symbolisches Mittel zur Aufrechterhaltung der Machtbeziehungen zwischen den Geschlechtern. Auf diese Weise kann ein Mann, der aufgrund praktischer Umstände nicht in der Lage ist, seine Rolle als Familienernährer zu erfül-

len, nichtsdestoweniger diese Rolle verteidigen und sich selbst für einen solchen halten. Connell nennt dies „Maskulinität der Mittäter“ (Connell 1995, 79). Mit diesem Begriff soll die Differenz zwischen dem kulturellen Ideal und der alltäglichen Realität betont werden sowie die Wirkungskraft eines sogar unterrealisierten kulturellen Maskulinitätsmusters.

Im Vergleich dazu hat der von Pierre Bourdieu vorgeschlagene Terminus „Habitus“ eine tiefere heuristische Bedeutung, weil er den Anspruch erhebt, Dimensionen der sozialen Struktur und der sozialen Interaktion mit der Beschreibung des männlichen Alltags in einer widerspruchsvollen sozialen Praxis zu verbinden. Unter dem Habitus versteht man nicht nur ein System stabiler Dispositionen und eine Art und Weise, Handlungsstrategien zu produzieren, die es ermöglichen, unvorhergesehene Situationen zu bewältigen, sondern auch einen Mechanismus, um die soziale Ungleichheit zu reproduzieren. Akteure, die einer gemeinsamen sozialen Lage angehören, nehmen soziale Situationen ähnlich wahr und handeln auf eine ähnliche Weise, weil der mit ihrer sozialen Lage korrespondierende Habitus als „eine Matrize der Handlung, der Wahrnehmung und des Denkens“ funktioniert (Bourdieu 1979, 169). Der Habitus hat auch eine geschlechtliche Dimension. Er erzeugt verschiedene performative Formen von Maskulinum und Femininum. In dieser Hinsicht spricht Bourdieu von einem geschlechtlichen Habitus.

Dieser theoretische Aspekt in Bourdieus Arbeiten wurde von Michael Meuser vertieft. In seinen empirischen Analysen zeigt er, dass sich die Lebenssituationen der Männer vor allem dadurch unterscheiden, inwieweit das Gefühl der Habitus-sicherheit bei ihnen zum Ausdruck kommt (Meuser 1998, 108). Seine Konzeption des „männlichen Habitus“ beinhaltet sowohl den Aspekt, wie sich das männliche Sein im Unterschied zum weiblichen reproduziert (Unterscheidungsdimension), als auch denjenigen, wie die männliche Dominanz im Reproduktionsprozess der sozialen Unterschiede entsteht (Ungleichheitsdimension). Der männliche Habitus zeigt sich in vielen Formen: als eine gemeinsame Verantwortung für das Wohl der Familie (Familienoberhaupt), als körperliche Gewalt, als Verteidigung und Schutz der nahen Verwandten und als ein Hypermaskulinität in der Art von Rambo oder eines lateinamerikanischen Machos. Ein Leben entsprechend dem männlichen Habitus im Rahmen einer bestimmten sozialen Ordnung ruft das Gefühl der Habitus-sicherheit hervor. Aus der Habitus-sicherheit folgt nach Janning „eine bewusste Zustimmung zu dem Habitus-schicksal“, deren Zwangscharakter nicht negativ wahrgenommen wird (Janning 1991, 31).

Mit welchen Mitteln wird nun diese Habitus-sicherheit geschützt, wenn sich die Strukturen der Genderordnung ändern? Als kognitive Mittel der Unterstützung

der Habitusordnung gelten nach Bourdieu und den Ethnomethodologen Garfinkel und Dewey Strategien der Normalisierung: Im Alltag konstruieren die Akteure bestimmte Vorstellungen hinsichtlich der Frage, was normal ist, sowie Strategien, um Widersprüche zwischen den Vorstellungen und Handlungen zu verdecken. Gerade die Normalisierungsstrategien beinhalten einen kollektiv geteilten Bedeutungsinhalt von Maskulinität und verlangen als eine notwendige Bedingung ihrer Realisierung die homosoziale Atmosphäre männlicher Gemeinschaften. In einem von Frauen „befreiten“ sozialen Raum werden kollektiv geteilte Bedeutungen des männlichen Lebens typisiert und besondere zwischenmenschliche Beziehungen unter Männern hergestellt. Die männliche Homosozialität ist relativ autonom und bei weitem besser strukturiert und bedeutsamer als weibliche Homosozialität. Vor dem Hintergrund von Emanzipation und Individualisierung, der Zerstörung ehemaliger und der Entstehung einer Vielfalt neuer Genderkontrakte gerät der homosoziale Raum unter Spannung. Der Verlust der bisherigen Habitusicherheit verwandelt sich in ein Suchen nach neuen Habitusformen oder nach der Erneuerung der alten Formen. Insbesondere bezieht sich das auf die Geschlechterbeziehungen und auf Praktiken der Maskulinität, in denen sich die Ungleichzeitigkeiten in Modernisierungsprozessen und der kulturelle Widerstand gegen die Zerstörung von Habitusicherheit widerspiegeln.

Im folgenden Artikel wird der Frage nachgegangen, welche Strategien die russischen Männer als soziale Akteure entwickeln, um ihre Habitusicherheit unter Bedingungen der sich verändernden sozialen Strukturen zu gewährleisten. Dabei beziehe ich mich auf unterschiedliche Studien, die an der *Russischen Akademie der Wissenschaften* von mir gemeinsam mit Kolleginnen und Kollegen durchgeführt wurden. Es handelt sich um eine Untersuchung männlicher Lebensläufe (2.2), eine Studie über männliche Gruppenidentität (2.3), eine Untersuchung zum Wandel von Professionalität (2.4) sowie eine Analyse der privaten Situation von Männern (2.5). Bevor die Ergebnisse der einzelnen Studien vorgestellt werden, wird kurz auf die demographische Situation in Russland eingegangen.

2 Empirische Untersuchungen der Maskulinität

2.1 Ein wenig zur Demographie³ oder „Wer soll die Männer schützen?“

Einer der markantesten sozial-demographischen Messwerte, der in der Öffentlichkeit bezüglich russischer Männer diskutiert wird, ist ihre Lebenserwartung. Die Diskrepanz zwischen der Lebensdauer von Männern und Frauen in Russland betrug im Jahr 1999 12,6 Jahre (Naselenie Rossii 2000), gegenwärtig sind es bereits 13 Jahre. Die Sterblichkeitsrate liegt bei Männern im arbeitsfähigen Alter um das drei- bis vierfache höher als bei Frauen. Diese Situation erinnert an die Zeit des Großen Vaterländischen Krieges. Im Folgenden wird analysiert, warum das im traditionellen Sinne starke Geschlecht so schwach ist.

Zentrale Ursachen für die geringe Lebenserwartung der Männer finden sich in ihrem Gesundheitsverhalten (vgl. Palosuo et al. 1998). Subjektiv schätzen Männer ihre eigene Gesundheit viel positiver ein als Frauen. Nur 17% der Männer sind gegenüber 34% der Frauen über ihren Gesundheitszustand beunruhigt (ebd., 31). Männer nehmen viel weniger Rücksicht auf ihre Gesundheit als Frauen, sei es hinsichtlich gesunder Ernährung, des Schlafverhaltens, der Vermeidung von schädlichen Gewohnheiten oder in Bezug auf Arztbesuche mit prophylaktischen Zielen und regelmäßige Untersuchungen beim Zahnarzt. Nur bei Sport und Fitness kommen die Männer den Frauen zuvor. Gefragt nach den Gründen für ein solches selbstschädigendes Verhalten, gaben die befragten Männer an, es wäre nicht nötig, für die Gesundheit etwas zusätzlich zu tun, weil sie sich ohnedies gesund fühlten (ebd., 42 f.). Bei der Frage nach ihren Vorstellungen vom Ruhestand zählen für die Männer weniger die Rollenveränderungen durch Altersrente oder Geburt von Enkeln als vielmehr somatische Charakteristika wie Arbeitsfähigkeit, Sexualität und nun auch Gesundheit. Die Frauen schenken dem Gesundheitszustand der Männer mehr Beachtung als die Männer selbst (ebd., 112 f.). Männer sorgen sich erst, wenn eine Gesundheitsverschlechterung de facto eingetreten ist, wenn es also bereits zu spät ist, über Prophylaxe zu sprechen (ebd., 130).

Man kann den Schluss ziehen, dass die Gesundheitsqualität der Männer und folglich ihre Lebensdauer vor allem von ihrer fehlenden Bereitschaft abhängen, eine Praxis selbsterhaltenden Verhaltens zu entwickeln. Dabei ist indes der Trend zu beobachten, sich der Gesundheit als Wert allmählich bewusster zu werden,

³ Obwohl dieses Sujet nicht unmittelbar zur soziologischen Analyse gehört, ist diese Thematik wichtig zum Verständnis des russischen Kontextes, in dem sich die Lebenswege der untersuchten Männer entfalten.

jedoch nicht wegen der Gesundheit selbst, sondern wegen der Gesundheit als eines Instruments zur Sicherung der Arbeitsfähigkeit. Dieser Trend offenbart das kulturelle Maskulinitätsmuster „Sei stark!“, in dessen Rahmen die Gesundheitsprophylaxe eher als Kennzeichen von Schwäche betrachtet wird. Wie gestaltet sich nun die Lebenspraxis von Männern, die solch ein Verhalten gegenüber ihrer Gesundheit und Arbeitsfähigkeit teilen?

2.2 *Das Konzept des männlichen Lebenslaufs oder „Wie soll man leben, ohne sich dabei abzuquälen?“*

Die im Folgenden präsentierte Studie untersuchte die Struktur, die Regelung und die subjektiven Bedeutungen von Lebensplänen in Biographien russischer Männer und Frauen.⁴ Die Forschungsziele bestanden darin, die Struktur der Lebensläufe und die biographischen Handlungsmöglichkeiten von Frauen und Männern zu beschreiben, den Grad der Realisierung ihrer Lebenspläne zu untersuchen sowie das Spektrum ihrer Lebensthematisierungen auszuloten. Analysiert wurde auch der Institutionalisierungsgrad der Biographie, womit der Frage nach der Individualisierung russischer Lebensläufe nachgegangen werden sollte. Das von uns analysierte Material dieser quantitativ-qualitativen Untersuchung gab uns die Möglichkeit, die biographische Strukturierung des männlichen Lebenslaufs auf einer für Russland im Großen und Ganzen repräsentativen Ebene kennenzulernen und davon ausgehend zu untersuchen, inwieweit die Männer habituell sicher oder unsicher sind. Die repräsentative Umfrage *Ihre Biographie* wurde im Auftrag der Stiftung *Öffentliche Meinung* im Jahr 2001 in 27 Städten⁵ Russlands durchgeführt. Es wurden insgesamt 360 Frauen und 280 Männer im Alter von 18 bis 60 Jahren befragt.

Der Ausgangspunkt der schriftlichen Befragung lautete: „Über einige Menschen sagt man, sie hätten eine ungewöhnliche Biographie, über andere, sie hätten einen gewöhnlichen Lebenslauf wie viele andere auch.“ Hieran schlossen sich zehn Fragen, welche die Lebensplanung, ihre Realisierung, die Erfolge und Misserfolge und deren Ursachen fokussierten. Auch ein Vergleich mit den Biographien

⁴ Im Folgenden werden vorrangig die Ergebnisse zu den Männern dargestellt.

⁵ Es handelt sich um die Städte Moskau, Sankt Petersburg, Archangelsk, Wladiwostok, Wladimir, Wolgograd, Woronesch, Jekaterinburg, Kasan, Kaliningrad, Kemerowo, Krasnodar, Krasnojarsk, Kursk, Murmansk, Nischni Nowgorod, Nowosibirsk, Omsk, Perm, Rostow am Don, Samara, Stawropol, Twer, Uljanowsk, Chabarowsk, Tscheljabinsk und Jaroslawl.

der Eltern und den Vorstellungen hinsichtlich der Lebensgestaltung der eigenen Kinder wurden miteinbezogen.⁶

Der Fragenbogen wurde offen beantwortet, das heißt, es gab keine vorgefertigten Antwortmöglichkeiten, sondern die Respondenten antworteten nach ihrer eigenen Logik und in ihrer eigenen Sprache. Ziel eines solchen qualitativen Vorgehens ist es, die Relevanzstrukturen der Befragten zu erfassen, die mit den Erfahrungen und dem Vorwissen der Forschenden nicht übereinstimmen müssen. Sie können nur entdeckt werden, wenn die Antworten nicht vorstrukturiert sind. Die Narrativantworten wurden qualitativ nach den Regeln der *Grounded Theory* (Strauss/Corbin 1990) ausgewertet, zunächst codiert und abschließend typisiert.⁷ Das Ergebnis der Analyse ist eine Typologie der Strukturiertheit biographischer Lebensverläufe russischer Männer (und Frauen).

Die wesentlichen Ergebnisse der Biographieanalyse der befragten Männer kann man folgendermaßen zusammenfassen: Die Männer stellen ihr Leben aus der Perspektive der absolvierten Ausbildung und des ausgeübten Berufs dar. Der private Bereich wird minimiert, seine Beschreibung erinnert an Personalien aus einem Fragebogen: bin verheiratet, habe Kinder. Die Männer gehen dementsprechend in ihren Erzählungen weniger auf Beziehungen mit anderen ein. Insofern kann man das männliche biographische Konstrukt als ein „selbstgenügendes Ich“ bezeichnen, im Unterschied zum biographischen Konstrukt eines „Ich-in-Beziehungen“ bei Frauen. Dieses Ergebnis deckt sich mit einer Untersuchung

⁶ Die Fragen lauteten im Einzelnen: 1. Was können Sie über Ihre Biographie sagen? 2. Könnte sich Ihre Biographie anders gestalten? 3. Was beeinflusste Ihre Biographie mehr – Besonderheiten Ihres Charakters, die Umgebung oder irgendwelche Umstände? 4. Worin sehen Sie den größten Erfolg Ihres Lebens? 5. Worin sehen Sie den größten Misserfolg? 6. Was ist Ihrer Meinung nach in Ihrem Leben gewöhnlich und was ungewöhnlich? 7. Wodurch ließe sich das erklären? 8. Gestaltete sich Ihr Leben glücklicher als das Leben Ihrer Eltern oder nicht? 9. Möchten Sie, dass das Leben Ihrer Kinder Ihrem Leben ähnlich wird? In welcher Hinsicht sollte es ähnlich und in welcher unterschiedlich sein? 10. Haben Sie früher Ihre Zukunft geplant, planen Sie sie jetzt? Welche Lebenspläne haben Sie zurzeit? Was, denken Sie, werden Sie sich erfüllen und was nicht?

⁷ Die Codierung bei der qualitativen Bearbeitung der biographischen Angaben bestand in der Kondensation der typologischen Strukturen des Lebenslaufs. Jede Sequenz wurde einem entsprechenden Code zugeordnet. Da sich das Repertoire möglicher Ereignisse und ihre Einschätzung seitens der Respondenten ab einem bestimmten Moment zu wiederholen beginnen, tritt in der Forschung ein Punkt ein, bei dem der Code-Thesaurus gesättigt ist und zum Abschluss kommt. Die Codes werden entsprechend ihrer Häufigkeit in Bezug gesetzt und typologisch verdichtet.

von Biographien westdeutscher Arbeiterinnen und Arbeiter von Bettina Dausien (1996).

Im Gegensatz zu den befragten Frauen formulieren die befragten Männer doppelt so häufig eine Zufriedenheit oder ein Sich-Abfinden mit ihrer Biographie. Die häufigsten inhaltlichen Codes lauten: „es gestaltete sich eben derart“; „die Umgestaltung und eine allgemeine Verschlechterung der wirtschaftlichen Situation im Lande übten Einfluss aus“; „versäumte Möglichkeiten, darunter auch Bildung“. Mit großem Abstand folgt „Familie und Kinder“. Dieser Code ist in den Biographien der Männer insgesamt marginal. Auch hier bestätigt sich das biographische männliche Konstrukt „selbstgenügendes Ich“.

Bei der Erklärung ihres Lebenslaufs schreibt sich der größte Teil der befragten Männer die Steuerung ihrer Biographie selbst zu. Diese Sichtweise rangiert auf dem ersten Platz (38%). Einen ähnlich hohen Anteil hat die Sichtweise, die eigene Biographie durch die Beeinflussung äußerer Umstände zu erklären (37,5%), darauf folgen der Einfluss anderer Personen (16,8%) oder Sonstiges (7,1%). Während sich die Männer im Gegensatz zu den Frauen insgesamt einen größeren Einfluss auf die eigene Biographie zuschreiben, haben dennoch wichtige Personen wie Eltern und Freunde eine höhere Bedeutung für sie als dies bei den Frauen der Fall ist.

Einem Zehntel der interviewten Männer und Frauen gelingt es, ihr biographisches Projekt, das auf eine Kombination von Berufstätigkeit und vollständiger Familie ausgerichtet ist, erfolgreich zu realisieren. Insgesamt halten 28,6% der Männer ihr Leben für unglücklich; 28,2% der Männer sehen ihr Glück in der Heirat und gemeinsamen Kindern; 17,9% in einem auf Arbeit ausgerichteten Leben; 11,8% sowohl in der Arbeit als auch in der Familie; 8,9% in sonstigen Aspekten wie der Beschaffung einer Wohnung, einer guten Beziehung zu den Eltern oder den Freunden oder dem Überleben im Krieg. Etwa 2,5% messen dem Glück keine Bedeutung bei. Im Unterschied zu Frauen erwähnen Männer dreimal so häufig ihre mit der Arbeit und dem Beruf zusammenhängenden Misserfolge.

Nach dem Ungewöhnlichen/Besonderen in ihrem Leben befragt, geben nur 11,4% der Männer an, dass ihr Leben ungewöhnlich sei. Das Besondere sehen sie in erster Linie in territorialer Mobilität oder beruflich bedingter Migration, gefolgt vom Wechsel der Berufstätigkeit oder der Wahl eines wenig verbreiteten Berufs (z. B. Fischer, Flieger, Untersuchungsführer). Hinzu kommen Kriegserfahrung, Hunger, Repressalien, die Abwesenheit der Eltern, Elend, Vorstrafe und Invalidität. Ausgehend von diesen Angaben kann man auf eine männliche biographische Norm schließen, die in Sesshaftigkeit, Treue zum gewählten Beruf,

Stabilität der sozialen Zusammenhänge, Durchschnittlichkeit, einer vollständigen Familie sowie dem Einhalten von Gesundheits- und Verhaltensnormen besteht.

Hinsichtlich der Ursachen für den Verlauf der Biographie glaubt die Hälfte der befragten Männer an eine Vorbestimmtheit der Biographie, ein Drittel glaubt an Zufälle. Und obwohl die Hälfte der Männer an die Vorbestimmtheit des Lebens glaubt, meinen sie noch doppelt so häufig wie die Frauen, dass sie selbst Schmiede ihres Schicksals sind.

Die Männer wiederholen halb so häufig wie Frauen das biographische Projekt ihrer Eltern. Die von ihnen gewählte Kombination von Studium und kontinuierlicher Berufstätigkeit an einem Ort schließt nicht an Familienvorbilder an, welche dagegen für die Frauen bedeutend sind. Bezüglich der Weitergabe biographischer Pläne an die folgende Generation wünschen 37,1% der Männer eine partielle Ähnlichkeit, jedoch unter Berücksichtigung der neuen Umstände; 32,1% wünschen keine Wiederholung ihrer Biographie bei ihren Kindern; 10,7% geben an, dass ihr Schicksal eine Wiederholung wert ist; Kinderlose (17,1%) geben keine Antwort. Der wesentliche Unterschied zu den Frauen besteht darin, dass die Männer halb so häufig auf die Wiederholung ihres Schicksals bei ihren Kindern orientiert sind und viele sich eine andere Biographie für ihre Kinder wünschen.

Hinsichtlich der Frage nach dem Verhältnis der Männer zur Planung ihrer eigenen Biographie zeigt sich ein Kontinuum zwischen denen, die ihr eigenes biographisches Projekt immer ernst genommen haben, indem sie die Zeit und die Ziele planten, und denen, die dies prinzipiell nicht tun und sich stattdessen auf das Schicksal, die Umstände oder den Willen Gottes verlassen. Wenn man dieses Kontinuum auf zwei Pole reduziert, so planen 51,5% der Männer ihre Biographie gegenüber 48,2%, die dies nicht tun. Die sozialen Veränderungen, die im Verlauf des Lebens unserer Respondenten stattgefunden haben, führten dazu, dass 20% den Glauben an die Möglichkeit, die eigene Biographie beeinflussen zu können, verloren haben.

2.3 Männliche Gruppenidentität oder „Was bedeutet es, ein Mann zu sein?“

Die folgende Untersuchung richtete sich auf die Analyse kollektiver Problemlösungen von Männern. Bei dieser Studie wurde die Methode der Focus-Gruppe (Gruppendiskussion) angewendet, denn unser Interesse galt der Rekonstruktion eines kollektiven Bedeutungsinhalts, und eine Gruppendiskussion gewährleistete uns einen direkten Zugang dazu. Es wurden bestehende Männergruppen ausgewählt, denn die Männer solcher Gruppen vereint eine gemeinsame Geschichte

sowie eine bestimmte Gruppendynamik. Außerdem gehört zur Charakteristik von Gruppen das typische Milieu, das nach Karl Mannheim als „verlängerter Erfahrungsraum“ verstanden werden kann (Mannheim 1970, 108). Die erste Gruppe gehörte zur Mittelklasse, ihre Mitglieder hatten eine technische oder wirtschaftliche Hochschulausbildung absolviert und arbeiteten im nichtstaatlichen Wirtschaftssektor. Die zweite, kontrastierende Gruppe bestand aus Vertretern der Arbeiterklasse des gleichen Alters mit einer Mittel- und Fachschulausbildung. Bei der Auswertung der Gruppendiskussionen wurde das Material mit der Methode der Fallkontrastierung bearbeitet, mit dem Ziel, die Gemeinsamkeiten und die Unterschiede zu rekonstruieren und auf dieser Grundlage theoretische Verallgemeinerungen im Sinne einer empirisch begründeten Theorie (Strauss/Corbin 1990) zu treffen.

Die Gruppendiskussionen wurden mit der Frage eingeleitet: „Was bedeutet es für Sie, ein Mann zu sein?“ Zunächst wurde die Frage von den Interviewten hinsichtlich ihrer Angemessenheit in Zweifel gezogen. Dann stellten die Gruppenmitglieder fest, dass es in der Gesellschaft keine Unterschiede zwischen Frauen und Männern gebe. Danach entfalteten sich Beschreibungen von Beziehungen bekannter Männer und Frauen, die einen modellhaften Charakter hatten, wobei sich die Gruppe bezüglich ihrer Annahme oder Ablehnung des jeweiligen Modells solidarisierte. Besonders wichtig ist, dass bereits auf der Grundlage dieser empirischen Bilder die Schlussfolgerung gezogen wurde, dass alle Männer und Frauen jeweils sehr unterschiedlich sind. Diese Erkenntnis kann als „Lebenswahrheit“ bezeichnet werden, sie ist das Ergebnis der kollektiven Arbeit der Gruppenmitglieder.

Trotz dieser vermeintlichen Unterschiedlichkeit der Menschen lässt sich aus der Gruppendiskussion der Vertreter der Mittelklasse ein kollektiv geteilter männlicher Habitus extrahieren (ausführlicher vgl. Meščerkina-Roždestvenskaja 2002a):

1. Es fällt einem Mann leichter, sich im Verhältnis zu Frauen zu bestimmen, denn der Mann an und für sich erscheint rätselhaft und archaisch.
2. Die Lebenswelten des Mannes und der Frau unterscheiden sich wie „zwei Universen“.
3. Ihre Bestimmung formulieren die Männer als Verantwortung für die nahen Verwandten bzw. die Familie, was gleichzeitig ein hierarchisches System erzeugt, bei dem Verantwortung zu einem Recht wird und mit Macht verbunden ist.
4. Aus aktuellen Schwierigkeiten des Mannes mit der Genderidentifikation folgen Habitusunsicherheiten. Diese resultieren zum einen daraus, die Rolle ei-

nes Ernährers erfüllen zu sollen und nicht zu können, und zum anderen aus den gestiegenen Gleichheitserwartungen der Frauen.

5. Der Genderkontrakt ist nicht starr, er kann in der alltäglichen Praxis der Geschlechterverhältnisse revidiert werden, was eine erhöhte Spannung und Frustration im Fall unerfüllter Erwartungen zur Folge hat.
6. Man beobachtet eine Krise der Ideologie des Maskulinismus, wenn etwa klassische Formeln wie „einen Baum pflanzen, ein Haus bauen, einen Sohn großziehen“ keiner Prüfung durch die sozialen Umstände mehr standhalten.
7. Die Homosozialität spielt sowohl für die kollektiven Erfahrungen der Maskulinität als auch der alltäglichen Erklärungsmodelle eine außerordentlich große Rolle. Gemeinsam werden Normalisierungsstrategien erarbeitet, die dem Schutz der Genderordnung dienen.

Was die Diskussionsergebnisse in der Focus-Gruppe der Vertreter der Arbeiterklasse angeht, so kann Folgendes zusammengefasst werden:

1. Das Konzept der Maskulinität wird hier auf individuellen Fertigkeiten und auf Unabhängigkeit („der Mann ist ein Köhner“) gebaut, die sich jedoch nur unter den „harten“ Bedingungen einer Männergemeinschaft und durch eine homosoziale Erziehung entwickeln.
2. Diesem Habitus der Maskulinität liegt ein traditionelles Rollengerüst zugrunde, welches aber in geringerem Maße als in der Mittelklasse ein Verhältnis-konstrukt (*relationship concept*) darstellt, weil es hier weniger von der Zustimmung der Partnerin abhängt.
3. In dieser Schicht ist die durch die Nichterfüllung der männlichen Rolle bedingte Habitusunsicherheit weniger ausgeprägt.
4. Auch die veränderte Rolle der Frau wird pragmatisch und nicht ideologisch begründet und wirkt somit nicht verunsichernd. Ein im Vergleich zur Ehefrau geringeres Gehalt etwa führt angesichts der allgemeinen existentiellen Unsicherheit nicht zu Frustrationen.

Im Vergleich beider Focus-Gruppen kann man feststellen, dass die Vertreter der Mittelklasse (ehemalige technische Intelligenz) stärker als die Vertreter der Arbeiterklasse zu ideologischen, von Patriarchatsstereotypen belasteten Vorstellungen von der Rolle der Frau neigen. Sinn und Bedeutung von Maskulinität liegen für sie in der Verantwortung für die Familie und die nahen Verwandten. Auf diese Weise konstituiert sich Maskulinität in einem komplizierten Beziehungsprozess zwischen Männern und Frauen. Die ideologische Last und die soziale Krisenzeit führen dazu, dass sich der maskuline Habitus von einer Selbstverständlichkeit

in eine Aufgabe verwandelt.⁸ Bei Vertretern der Arbeiterklasse ist diese Differenz kleiner: Diese Männer sind weniger geneigt, über ihre Beziehungen zu Frauen zu sprechen als diejenigen der Vergleichsgruppe. Über die Vorbestimmung des Mannes wie auch über die Lösung der konkreten Aufgaben des Überlebens in einer schweren sozialen Zeit urteilen sie in einem pragmatischen Sinne. Es scheint, dass ihr maskuliner Habitus nicht so patriarchal ist wie von Vertretern der traditionellen Genderkultur erwartet worden ist. Daraus folgt – so paradox es auch klingen mag –, dass die Vertreter der Mittelklasse mehr zu Sexismus und Frustration bezüglich der Problematisierung der Männerrolle neigen als die Vertreter der Arbeiterklasse.

Aufgrund des durchgeführten Vergleichs kann man auch die Schlussfolgerung ziehen, dass die Habitussicherheit dann real gefährdet ist, wenn Männer die eigenen Handlungen als etwas wahrnehmen, das eine spezifische Geschlechtsbedeutung („Männer“-Bedeutung) hat. Die Frage „Kann ich es als Mann, als Kerl, oder nicht?“ wird in der Situation der sozialen Verluste aktualisiert, weil das Geschlecht zu einer Quelle wird, auf dessen Grundlage Bewältigungsstrategien für Familien-, Berufs- und andere Krisen ausgearbeitet werden. Wahrscheinlich ist die maskuline Sicherheit der Vertreter der Arbeiterklasse dank ihrer Genderkultur mit traditionellen kognitiven Strategien der Normalisierung, die sich unter den Bedingungen der sich ändernden sozialen Ordnung als effektiv erwiesen haben, weniger gefährdet.

2.4 Professionalität und Berufstätigkeit als zentrale Kategorien der Maskulinität oder „Ich arbeite, also existiere ich“

Von der Strukturierung männlicher Biographien und der Bestimmung der maskulinen Gruppenidentität gehen wir nun zum Kern der maskulinen Identität: die berufliche Tätigkeit/Professionalität. Untersucht wurden die Veränderungen in den Berufskarrieren nach dem Zusammenbruch des Sozialismus. Bei der Analyse der Professionalität, die das erreichte Niveau von Bildung und Qualifikation sowie berufliche Weiterbildung umfasst, interessierte uns die Dynamik der männlichen Berufslaufbahnen. Wie beeinflusst der soziale Wandel, der in den beiden letzten Jahrzehnten stattgefunden hat, den beruflichen Habitus der Männer?

⁸ Anzumerken ist in dieser Hinsicht, dass die maskuline Ethik und die Geschlechterpraxis häufig nicht übereinstimmen (vgl. Connell 1995), was jedoch nicht zu einer Verunsicherung des männlichen Habitus führen muss.

Vor der politischen Umgestaltung hatten die russischen Männer eine höhere soziale Mobilität als die Frauen (Prokofjeva et al. 2000, 75). Der totale Mobilitätsaldo (die Differenz zwischen der positiven und der negativen Mobilität) betrug bei Männern +53,5% (+18% bei Frauen). Dies verweist auf die Vorherrschaft eines vertikalen Karrieretyps bei Männern. Die soziale Mobilität hing sehr stark mit dem Alter zusammen: In der Altersgruppe unter 30 Jahren waren Männer sechsmal so mobil wie Frauen. In den nachfolgenden Altersgruppen reduzierte sich diese Differenz auf das 2,2- bis 2,7-fache. Diese Verringerung der sozialen Mobilität bei Männern verweist auf die Suche nach zusätzlichen Verdienstmöglichkeiten, auf illegale oder informelle Einkommen sowie auf Alkoholabhängigkeit, Gesundheitsverschlechterung (s. o.) und, daraus resultierend, auf eine Verringerung des beruflichen Könnens. Dies führte zu einer Problematisierung der männlichen Identität, weil der Mann vor der existentiellen Wahl stand, sich in seinem alten Beruf zu beweisen, sich für einen neuen zu entscheiden oder nach anderen Verdienstmöglichkeiten zu suchen, um seine Familie zu ernähren.

Die postsozialistische Umgestaltungssituation ist nicht nur durch eine Reduzierung sozialer Aufstiegsmöglichkeiten für Männer charakterisiert, sondern auch durch einen Einbruch der sozialen Mobilität um 50 Prozent (von 53,3% auf 3,3%), der teilweise durch einen Anstieg horizontaler Mobilität ausgeglichen wurde (ebd., 77). Bemerkenswert ist auch die Dynamik in Bezug auf das Bildungskapital, insbesondere die Hochschul- und Fachschulbildung. In der Zeit des Sozialismus sicherte eine hohe Bildung keineswegs eine berufliche Karriere. So war z. B. ein großer Anteil von Ingenieuren wegen der besseren Entlohnung als Arbeiter tätig. Der kapitalistische Markt wertet trotz des weiter vorhandenen gesellschaftlichen Prestiges viele hochqualifizierte Berufe ab, indem er neue, mit der technischen Modernisierung und wirtschaftlichen Kompetenz Schritt haltende Anforderungen stellt. Eine Folge dessen ist eine hohe Arbeitslosigkeit und vielfältige Beschäftigungen, in denen die Männer ihre Professionalität zugunsten der Erfüllung der Familienernährerrolle herabsetzen. Die Situation auf dem Arbeitsmarkt ist zum Untersuchungszeitpunkt durch einen Konkurrenzkampf unter den Männern gekennzeichnet. Es konkurrieren diejenigen Männer, welche die Modernisierung des Arbeitsmarktes und der Berufe „einholen“ wollen, mit denjenigen, die bereits über eine den aktuellen Bedürfnissen des Arbeitsmarktes entsprechende Bildung verfügen und sich in die Stratifikationsnetze, die immer stabiler werden, eingefügt haben.

Im Folgenden werden die Ergebnisse der Typenbildung anhand von narrativen Interviews dargestellt, die im Rahmen eines Projekts über Berufsstrategien in

der Umgestaltungsepoche im Zuge der *Perestroika* von mir durchgeführt wurden (Meščerkina-Roždestvenskaja 2001). Die dabei entdeckte Typenreihe ist das Ergebnis der Analyse der biographischen Praktiken. Die im Folgenden dargestellten Beschäftigungsstrategien sind charakteristisch für die Wendeepoche im modernen Russland.

Der erste Typ ist der „*einholende Professionelle*⁹ *in staatlichen Strukturen*“ („verdeckter *freelancer*“). Die Berufsstrategie dieses Typs orientiert sich an Schöpfertum und Selbstverwirklichung. Um eine strenge Unterordnung und eine hierarchische Abhängigkeit zu vermeiden, werden Position und Status in einer „ökologischen Nische“ gesucht. Dieser Typ sucht nach materieller Kompensation außerhalb seiner Hauptbeschäftigung, da das Einkommen sehr gering ist. Gleichzeitig ist für ihn eine vorsichtige, unmerklich betriebene Taktik der Investition in die berufliche Zukunft und die Erschließung eines beruflichen Raumes an der Grenze zwischen staatlichen und nichtstaatlichen Strukturen charakteristisch.

Den zweiten Typ bildet der „*gebremste Arbeitnehmer*“. Die „gebremste“ berufliche Strategie dieses Typs hängt mit der bewussten Einschränkung seiner professionellen Mobilität zusammen: Er würde gerne sein eigenes Geschäft organisieren, verfügt aber nicht über hinreichendes Startkapital. Mit dem ersten Typ verbindet ihn eine nach und nach reifende Bereitschaft, völlig selbständig zu arbeiten, für den Fall dass sich entsprechende Möglichkeiten eröffnen. Allmählich wächst das Kapital an sozialen Beziehungen und es häuft sich die marktwirtschaftliche Kompetenz. Berechnung und Vorsicht drängen jedoch ein Handeln „aufs Geratewohl“ zurück. Das Argument „die Zeit ist jetzt anders“ spiegelt den Zustand eines Individuums wider, das sich mit Makroveränderungen abgefunden und für sich die Idee der individuellen Bereicherung rehabilitiert hat.

Davon zu differenzieren ist der dritte Typ, der „*einholende Professionelle in nichtstaatlichen Strukturen*“ („loyaler technischer Profi“). Dieser Typ schildert seine Karriere sowohl vom Standpunkt des Arbeitnehmers aus als auch von dem des Arbeitgebers/Firmenbesitzers. Arbeitnehmer und Arbeitgeber starteten mit einer ähnlichen Bildung, nämlich der Ausbildung in einer technischen Hochschule mit breiter Spezialisierung, die es ermöglichte, sich auf dem Arbeitsmarkt zu etablieren und mangelnde Kompetenzen durch Selbstbildung und Erfahrung einzuholen. Eine professionelle Statusmobilität schuf bereits in der Vor-Umgestaltungszeit das nötige soziale Kapital an Beziehungen und Bekanntschaften; die Erschließung der halblegalen Handelssphäre in der halbliberalisier-

⁹ Der Begriff „Professioneller“, der im Folgenden verwendet wird, meint einen Berufstätigen mit einer hohen beruflichen Qualifikation.

ten Wirtschaft bereitete das Startkapital für die Eröffnung eines eigenen Unternehmens. Ein zentraler Faktor waren persönliche Bekanntschaften: Die „Türen öffnen“ und das „gegebene Wort“ hatten eine hohe Bedeutung. Die Ethik der Geschäftsbeziehungen erinnert an die Atmosphäre in einer dörflichen oder kleinstädtischen Gemeinde. Diese Besonderheit des Geschäftslebens wirkt sich auf die betriebliche Hierarchie aus: Vom Standpunkt des Arbeitnehmers sind Anständigkeit und Treue wichtiger als Qualifikation. Dies führt zu einzigartigen Erfahrungen in Bezug auf bürokratische Kompetenzen und einem nicht zertifizierbaren Können auf dem postsowjetischen Markt. Der Typ des „einholenden Professionellen in nichtstaatlichen Strukturen“ ist ein unentbehrlicher Spezialist im „Hier und Jetzt“, der sich seines Wertes in der wirtschaftlichen Dynamik bewusst ist.

Den vierten Typ bildet der „*ehemalige Intellektuelle auf dem Markt*“. Die Eigentümlichkeit dieses Typs besteht vor allem darin, dass seine Bildung – verstanden als eine Summe von Wissen, Fertigkeiten und Fähigkeiten – durch die allgemeine sozio-ökonomische Krise entwertet wurde. Da seine Bildung für ihn nicht mehr von direktem Nutzen ist, hat sie nur noch einen instrumentellen Wert. Während unmittelbar nach der *Perestroika* Basisbedürfnisse wie Essen, Wohnen und Kleidung zentral waren, richten sich die Bedürfnisse zum Untersuchungszeitpunkt stärker auf soziale Anerkennung. Diese Entwicklung beruht sowohl auf einem wachsenden Selbstrespekt „als ein Geldschmied“ als auch auf der Integration in das System des neuen sozialen Gewebes.

Diese Typologie wird im Folgenden ergänzt durch eine Untersuchung von Michail Černiš (2002). Der von ihm beschriebene „*Professionelle, der zur rechten Zeit in die Marktwirtschaft eindrang*“ kann als ein fünfter Typ verstanden werden. In seine Untersuchung wurden sowohl Frauen als auch Männer einbezogen, so dass anhand dieses Typs auch die Differenzen zwischen den Geschlechtern dargestellt werden können. Dieser Typ findet sich insbesondere in den auf Informationsbearbeitung spezialisierten professionellen Gruppen in innovativen Wirtschaftsbereichen. Diese Informationsfachleute haben gegenüber anderen Wirtschaftsbereichen eine hohe Statusposition, Prestige und hohe Einkommen (ebd., 62). Černiš vergleicht die Arbeitsplätze der Männer und Frauen. Dabei zeigt sich, dass unter den männlichen Informationsfachleuten vorrangig Verwalter und Geschäftsführer verschiedener Ebenen vertreten sind, danach folgen Fachleute mit Hochschulbildung und zuletzt Angestellte ohne Hochschulbildung. Im Unterschied zu ihnen sind die weiblichen Informationsfachleute fast zur Hälfte Angestellte ohne Hochschulbildung. Sie üben am Computer einfache schematische Tätigkeiten

aus. Unter den Managern, welche die Computer für ihre Arbeitsaufgaben nutzen, gibt es fast fünfmal mehr Männer als Frauen.

Nach Černiš „findet das statt, was man als das Auflegen einer kulturellen Matrize auf den Bereich der neuen Technologien bezeichnen kann“ (ebd., 64). Die Genderungleichheit zugunsten der Männer bezieht sich in dieser Gruppe auf solch wichtige Kriterien wie Autonomie und Selbstständigkeit, die in der russischen Produktion eine besondere Bedeutung haben, da die Arbeit durch einen hohen Grad an Unstetigkeit in Bezug auf die Arbeitsselbstständigkeit charakterisiert ist. Die höchsten Hierarchiestufen sind von der Geschäftsführung unabhängig, die nachfolgenden haben die von ihr gestellten Aufgaben zu erfüllen (ebd., 65). Den Angaben nach sind die Männer in ihrer Zeitverfügung wesentlich autonomer als die Frauen (in Bezug darauf, wann sie kommen, gehen oder Überstunden „abfeiern“ können), aber es gibt nur wenige unter ihnen, die die Arbeitsaufgaben selbst bestimmen. Wir können annehmen, dass diese Angaben indirekt davon zeugen, dass die Männer im Verhalten zueinander (denn die Spitze der hierarchischen Verwaltung ist immer noch homosozial) als Spieler eines institutionellen Feldes eher nach der Aufsichtsausführung streben. Im öffentlichen Beschäftigungsbereich sind die Beziehungen zwischen Männern vor allem durch hierarchische Regeln charakterisiert, die eine Dominanz der einen und die Unterordnung der anderen vorsehen. Dabei sind Statusvorteile wie Bildungskapital, institutionelle Positionen, Image, Beziehungen, Ethnie usw. an sich geschlechtslos, aber ihre Träger sind Männer, die über Macht und ein hohes Einkommen verfügen. Eine personale Dominanz setzt sich in unpersönlichen dienstlichen Anordnungen um, das Streben nach Dominanz und Macht zielt auf den Karriereaufstieg.

Einige Ähnlichkeiten mit den hier festgestellten Mustern der maskulinen professionellen Identität finden sich auch in sozialpsychologischen Untersuchungen des Unternehmertums. Kornilova (1993) zählt folgende Persönlichkeitsmerkmale von Unternehmern auf: Bereitschaft zu Innovation und Risiko; Standfestigkeit bei Druck durch Autoritäten; das Bestreben, sich auf sich selbst zu verlassen; innere korporative Ethik. Spätere Forschungen derselben Autorin (Kornilova 1997) zeigen, dass Ausdauer, die Bereitschaft zu überlangen Arbeitszeiten und Zielstrebigkeit den höchsten Index besitzen, danach folgen die Fähigkeit, sich selbst einzuschätzen und Durchsetzungsvermögen. In Čirikovas (1997) Forschungen zu Persönlichkeitsmerkmalen von Unternehmern zeigt sich, dass Männer Leitungsaufgaben erfüllen, indem sie sich vor allem auf ihr Durchsetzungsvermögen stützen, unter Bedingungen der Ungewissheit und des Risikos handeln und andere Menschen für ihre Zwecke ausnutzen. Sie neigen zu einer starken Selbstpräsen-

tation (ebd., 114). Den Motivationskern der Persönlichkeit eines Unternehmers bildet das Vertrauen in die eigenen Kräfte, Dominanzstreben und Zielstrebigkeit. Wenn wir diese Züge mit der maskulinen Ethik in der Deutung Connells (1995) vergleichen, so zeigt sich ein übergreifendes Kulturmuster des Unternehmers, das Connell mit dem Begriff der hegemonialen Maskulinität fasst.

2.5 *Privater Bereich:*

Mann und Vater im Familienkreis oder „Unser Ernährer“

Abschließend gehe ich auf unsere Forschung aus der Mitte der 1990er Jahre über das private Leben in Russland ein, für die knapp 1.000 Familien befragt wurden. Diese Untersuchung bestätigt, dass in der russischen Bevölkerung traditionelle Vorstellungen von der biologischen Vorbestimmtheit der Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau weit verbreitet sind (Rimaševskaja et al. 1999). Obwohl für den Unterhalt der Familie zwei Einkommen notwendig sind und trotz des Umstands, dass 70% der interviewten Frauen selbst berufstätig sind, sehen beide Geschlechter die materielle Familienversorgung als wichtigste Aufgabe des Mannes an. Die Rolle des männlichen Familienernährers unterliegt somit bei der Mehrheit der Männer und Frauen keiner Revision. Dabei unterscheiden sich die patriarchalen Genderstereotype der Eheleute kaum: Zwischen einem Viertel und der Hälfte der Respondenten sind der Meinung, dass das jeweils andere Geschlecht nicht fähig wäre, die traditionell dem eigenen Geschlecht zugeschriebenen Eigenschaften und Verhaltensweisen zu entwickeln. Nur die Hälfte der Männer ist mit der Aussage einverstanden, dass Frauen genauso viel wie sie selbst arbeiten können, dabei bleiben die normativen Erwartungen bestehen, nach denen die Frauen ihre Hauptaufmerksamkeit der Familie widmen sollen. Je niedriger der Bildungsgrad der Männer ist, desto liberaler sind sie in ihren Gendervorstellungen. Dieses paradoxe Ergebnis konnten wir bereits bei der Analyse der Focus-Gruppen mit Vertretern der Arbeiterklasse und der Mittelklasse feststellen.

Hinsichtlich der Teilung der Hausarbeit haben wir es immer noch mit dem Phänomen des „abwesenden Vaters“ zu tun, d. h., wenn es in der Familie überhaupt einen Vater gibt, so ist er am Prozess der Sozialisation der Kinder nicht wesentlich beteiligt. Auch in Bezug auf Entscheidungen innerhalb der Familie dominiert der Mann als Familienoberhaupt de facto nicht. Im Großen und Ganzen ist die Situation sehr traditionell: Die Frauen sehen ihre Vorbestimmung im Privatleben, die Männer im öffentlichen Leben. Dennoch hängt die Zufriedenheit mit dem Familienleben vom Grad der Beteiligung der Männer an den Familienangelegenheiten ab. Der Empirie nach reproduziert die in der Krisengesellschaft wie

in der stabilen Gesellschaft traditionelle, auf den Erwerb der Existenzmittel (d. h. Lebensmittel, Kleidung, Wohnung) gerichtete Rolle des Mannes dieselben Regeln des „Familienspiels“: Der Mann hilft der Frau, die Familienangelegenheiten zu meistern, übernimmt sie aber nicht. Dabei sind, bei allen Meinungsverschiedenheiten, mit dieser Arbeitsteilung unter den Eheleuten drei Viertel der Ehepaare zufrieden.

Diese Angaben vom Ende der 1990er Jahre „verdichten“ die Empirie einer früheren vergleichenden repräsentativen Forschung über die russische Familie (Sass/Jäckel 1996). Nach den Angaben dieser Studie besteht zwischen den Geschlechtern in Russland buchstäblich ein Abgrund: Die Männer streben danach, den sozialen und professionellen Einfluss der Frauen zu vermindern, die Frauen wollen ihn dagegen vergrößern. Für die russischen Männer sind Frauen in erster Linie ein Objekt der Bewunderung und eine Quelle der emotionalen Unterstützung, ein Lebensstimulus. Was die russischen Männer, insbesondere professionell orientierte, von anderen Europäern unterscheidet, sind ihre noch intensiveren homosozialen Beziehungen. Diese Beziehungen dienen als eine Quelle des gegenseitigen Verständnisses, der Motivation und der professionellen Unterstützung, sie sind zugleich potentiell konfliktreich und konkurrenzorientiert. Insgesamt belegen die repräsentativen Studien, dass Frauen und Männer in ihren Erwartungen an die Rolle der Frau nicht übereinstimmen.

3 Schlussfolgerung

Wie man anhand der dargestellten Studien sehen kann, stimmen beide Geschlechter in Russland bezüglich der Männerrolle überein, nicht jedoch in Bezug auf die Frauenrolle. Folglich ist der Genderkontrakt – verstanden als ein Kulturvertrag zwischen den Geschlechtern – im russischen Kontext sehr widersprüchlich. Er sichert die Rolle des Mannes als Familienernährer, die Frauenrolle ist aufgrund der eroberten Freiheiten verwischt und problematisch. Neben den makrosozialen Veränderungen in der russischen Gesellschaft könnte dies einer der Gründe sein, die insgesamt zu einer Verunsicherung des maskulinen Habitus führen. Die Lebensbedingungen während der Umgestaltung lösten die Übereinstimmung zwischen dem hegemonialen Muster und den realen biographischen Praktiken der Männer im Wesentlichen auf. Je nach dem Stabilisierungsgrad beruflicher Professionalität auf dem postsowjetischen Arbeitsmarkt und dem Erfüllen der Ernährerrolle wird diese Differenz reduziert. Der stärker werdende Markt ist geschlechtsspezifisch segregiert und diskriminiert Frauen. Trotz der aktuellen Verunsicherungen

des maskulinen Habitus legen die biographischen Untersuchungen nahe, dass in den Lebenspraxen der Männer vielfältige Möglichkeiten der Erneuerung bestehen, was für den weiblichen Habitus in dieser Weise nicht zutrifft.

Literaturverzeichnis

- Bourdieu, Pierre (1979): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft. Frankfurt a. M.
- Černiš, Michail (2002): Novaja socialnaja grupa – „informacionnye rabotniki“ (Eine neue soziale Gruppe – die „Informatiker“). In: *Socis* 11, 61 – 68.
- Čirikova, Alla (1997): Lidery rossijskogo predprinimatel'stva: mentalitet, smysli, cennosti (Die Führer der russischen Unternehmerschaft: Mentalität, Bedingungen, Werte). Moskva.
- Connell, R. W. (1995): *Masculinities*. Cambridge/Oxford.
- Dausien, Bettina (1996): *Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten*. Bremen.
- Janning, Frank (1991): *Pierre Bourdieus Theorie der Praxis. Analyse und Kritik der konzeptionellen Grundlegung einer praxeologischen Soziologie*. Opladen.
- Kornilova, Tatjana (1997): *Diagnostika i motivacija gotovnosti k risku (Diagnostik und Motivation der Risikobereitschaft)*. Moskva.
- Kornilova, Tatjana/Bulygina, Vera/Kornilov, Aleksandr (1993): *Ličnostnye predposylki uspešnosti dejatel'nosti brokera (Die Persönlichkeit des Brokers: Die Bedingungen des Erfolgs)*. In: *Psichologičeskij žurnal* 1, 90 – 99.
- Mannheim, Karl (1970): *Wissenssoziologie*. Neuwied/Berlin.
- Meščerkina-Roždestvenskaja, Elena (2001): *Ličnostnyj opyt peremeny professional'nych zanjatij (Persönliche Erfahrungen beim Wechsel beruflicher Beschäftigungen)*. In: Drobiževa, Leokadia (Hg.): *Rossija: transformirujuščeesja obščestvo*. Moskva, 449 – 462.
- Meščerkina-Roždestvenskaja, Elena (2002a): *Sociologičeskaja konceptualizacija maskulinnosti (Soziologische Konzeptualisierung der Maskulinität)*. In: *Socis* 11, 15 – 25.
- Meščerkina-Roždestvenskaja, Elena (2002b): *Bytie mužskogo soznanija: opyt rekonstrukcii maskulinnoj identičnosti srednego i rabočego klassa (Die Existenz des männlichen Bewusstseins: Die Rekonstruktion der männlichen Identität bei Vertretern der Mittel- und Arbeiterklasse)*. In: Ušakin, Sergej (Hg.): *O muže(N)stvennosti*. Moskva, 268 – 287.

- Meuser, Michael (1998): *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*. Opladen.
- Naselenie Rossii (Russlands Bevölkerung) (2000): *Vos'moj ežegodnij demografičeskij doklad*. Hg. v. Anatolij Višnevskij. Moskva.
- Palosuo, Hannele et al. (1998): *Vosprijatie zdorovja i svjazannyh s nim privyček i ustanovok (sravnitel'no issledovanie vzroslogo naselenija v Chel'sinki i Moskve) (Gesundheitswahrnehmung von Erwachsenen im finnisch-russischen Vergleich)*. Moskva.
- Prokofjeva, Lidia/Festi, Pierre/Muračeva, Olga (2000): *Professional'naja kar'iera mužčin i ženščin (Die Berufskarriere bei Männern und Frauen)*. In: *Voprosy ekonomiki* 3, 74–84.
- Rimaševskaja, Natalia et al. (1999): *Okno v ruskuju častnuju žizn' (Fenster ins russische Privatleben)*. Moskva.
- Sass, Jürgen/Jäckel, Monika (Hg.) (1998): *Leben mit Kindern in einer veränderten Welt. Einstellungen und Lebensplanung von Eltern im Ost-West-Vergleich*. München.
- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1990): *Basics of Qualitative Research. Grounded Theory Procedure and Techniques*. Newbury Park.
- Tartakovskaja, Irina (2002): *Mužčiny na rynke truda (Männer auf dem Arbeitsmarkt)*. In: *Sociologičeskij žurnal* 3, 112–125.

Polen

Abschied von Rittern (und Damen)? Literarische und bildnerische Dekonstruktionen der traditionellen Männlichkeit in der polnischen Kultur nach 1989

Monika Szczepaniak

1 Kultur in der Transformation

Der brillante polnische Schauspieler Gustaw Holoubek erinnert sich an sein Gespräch mit dem 81-jährigen berühmten polnischen Schriftsteller Tadeusz Konwicky:

Tadeusz Konwicky ist ein Mann, weil sein Verhältnis zu Frauen außerordentlich rein ist. Konwicky geht jeden Tag dieselbe Strecke spazieren und seit über zwanzig Jahren macht er Beobachtungen. Er sagt zu mir: Weißt du, Gucio, noch vor zehn Jahren haben die Jungs in den Parks Mädchen angemacht. Und jetzt, stell dir das mal vor: Die Jungs liegen rücklings, auf ihnen liegen die Mädchen und fummeln da etwas rum. Gucio, war das zu unseren Zeiten nur denkbar? Wir waren es doch, die rumgefummelt haben, nicht die Mädchen! Konwicky fühlt sich einfach als Mann beleidigt und er interpretiert das als ein Beispiel für eine mentale Wandlung des Menschen in der globalen Dimension. (Janowska 2006, 66)¹

In diesem Zitat wird ein globaler Wandel im polnischen kulturellen Kontext diagnostiziert. Auch die Männerforscher konstatieren, dass der „alte Adam“ langsam ausstirbt – jene Mischung aus patriarchalischer Suprematie, Selbst- und Fremdunterdrückung, Liebesunfähigkeit (und fehlende Verführerfähigkeiten) und Gewaltaffinität. Toni Tholen (2005, 7) stellt die Diagnose, dass „wir uns gegenwärtig im Prozess der Ablösung der alten Formen des Patriarchats durch eine neue, in der kritischen Wissenschaft noch wenig erforschte Form vagabundierender männlicher Positionierungen, Macht- und Erfolgspraktiken befinden“. Tholen (ebd.)

¹ Diese und alle anderen Übersetzungen aus dem Polnischen stammen von Monika Szczepaniak.

erblickt in dieser Situation der Verunsicherung die Chance für ein „Pausieren“ des beschleunigten Denkens und für ein Erkunden von neuen Möglichkeiten im Rahmen der Männlichkeitskonstruktionen. Und trotzdem wäre in Polen der Ruf „Neue Männer braucht das Land!“ nicht fehl am Platze – Männer, die demokratischer, zärtlicher, empfindsamer und freundlicher sind. Denn gleichzeitig lässt sich eine Reaktivierung traditioneller Männlichkeitsmuster beobachten, die sich als politisches Programm (oder politischer *mainstream*-Diskurs) etablieren und die in die kollektive und private Sphäre Einzug halten (Sport, Cliques, Vereine, Berufstätigkeit, Sexualität).

Veränderte familiäre und öffentliche Erziehungspraktiken gehen einher mit hartnäckigen Versuchen, das „altbewährte“, von der traditionellen patriarchalen Ordnung geprägte Geschlechtermodell aufrechtzuerhalten bzw. zu retten. Als Beispiel können offene Aussagen von Politikern über die Notwendigkeit harter Erziehungsmaßnahmen inklusive Körperstrafen gelten oder die spektakuläre Idee des Bildungsministers Roman Giertych, in den polnischen Schulen emeritierte Offiziere zu engagieren, welche die männliche Jugend disziplinieren könnten. Man sieht an diesen Beispielen, dass die Diskursgrenzen in der öffentlichen Debatte über das Geschlechterverhältnis in Polen wesentlich anders verlaufen als in den westlichen EU-Ländern.

In Polen werden die private und die öffentliche Sphäre nach wie vor einander gegenübergestellt, so dass die Selbstverwirklichung von Frauen und Männern in einer der Sphären einen Erfolg in der jeweils anderen Sphäre nahezu ausschließt. Dieses konservative Universum von „männlichen“ Männern und „weiblichen“ Frauen wird politisch aufrechterhalten und gesellschaftlich weitgehend akzeptiert. Es präsentiert sich geradezu als Ergebnis einer Gender-Politik seit der Wende, die wirksame Agenden der symbolischen Macht etablieren und für die Inkorporation des „altbewährten“ Konzepts der Geschlechtscharaktere und der traditionellen Arbeitsteilung sorgen konnte. Polen ist ein Land, an dem sich der Misserfolg der scheinbaren Zwangsemanzipation von Frauen unter den Bedingungen des real existierenden Sozialismus gut beobachten lässt. Von diesem Emanzipationsdiskurs war die private Sphäre gänzlich ausgeschlossen. Der Transformations- und Modernisierungsprozess verläuft in Polen paradoxerweise parallel zu einer Festigung einer starken Geschlechterdifferenz. Folgerichtig werden konservative Männlichkeits- und Weiblichkeitsbilder festgeschrieben. Nicht nur in diesem Sinne kann und muss auch in Polen von Männlichkeiten (im Plural) die Rede sein, die miteinander konkurrieren und die auf lokal tradierte und global kursierende Männlichkeitsmuster rekurren.

Der Paradigmenwechsel manifestiert sich im eher unspektakulären Wandel der Familienverhältnisse und wird auf der Ebene der Repräsentation durchgespielt. Hohe Kunst und populäre Kultur dekonstruieren traditionelle Rollenmuster und Geschlechterzuschreibungen, wobei sie natürlich nicht selten auf harte Widerstände in der Öffentlichkeit stoßen.

Das Ziel des vorliegenden Beitrags ist es, einige künstlerische Darstellungen, die sich als Dekonstruktionen der polnischen Männlichkeitskonstruktion verstehen, zu analysieren. Anvisiert werden verschiedene Texte der Kultur, die in Bezug auf traditionelle Männlichkeit polnischer Prägung, d. h. auf die gesamte sarmatisch-patriarchale Tradition, ein subversives Potential entfalten. Der Begriff der Dekonstruktion wird grundsätzlich nicht als eine für die Analyse der literarischen und bildnerischen „Texte“ nützliche Kategorie verwendet, sondern als Strategie dieser „Texte“ selbst – als die Art und Weise, kulturelle Konstrukte, Symbole, Traditionen (bzw. andere Texte der Kultur) zu „lesen“ und zu interpretieren.

Die folgende Analyse bildnerischer und literarischer Darstellungen beruht theoretisch auf Connells Konzept der Geschlechterverhältnisse, das kurz dargestellt wird. In dem dynamischen Konzept des sozialen Geschlechts als „körperreflexiver“ Praxis unterscheidet R. W. Connell (1999, 94 f.) drei Dimensionen, die sich zu „Geschlechterregimes“ konstellieren: Es sind Produktionsbeziehungen (mit solchen Aspekten wie geschlechtliche Arbeitsteilung, Akkumulation des Reichtums etc.), Machtbeziehungen (wobei die wichtigste Achse der Macht die allgegenwärtige Unterdrückung von Frauen darstellt) und die emotionale Bindungsstruktur (*cathexis*: Begehren und die Praktiken, die es formen und realisieren). Im Jahre 2000 kommt noch eine vierte Dimension zu dieser Struktur hinzu, nämlich die Symbolisierung oder die globale Zirkulation der Männlichkeitsmuster trotz lokaler Unterschiede (z. B. die Diskurse von Sport, Mode, Werbung etc.) (vgl. Connell 2000).

Ich möchte versuchen, die Connellschen Kategorien auf die polnische Kultur anzuwenden, um feststellen zu können, wie die polnische Männlichkeitskonstruktion auf globale Muster reagiert, inwiefern diese lanciert und übernommen werden und wie sie sich zu den traditionellen Männlichkeitskomponenten polnischer Prägung verhalten. Besonders interessant scheinen mir die Versuche, die traditionelle polnische Männlichkeit auf der Ebene der Repräsentation zu dekonstruieren, die sich ja gelegentlich als Konstruktionsversuche der modernen „globalen“ Maskulinität erweisen. Die literarischen und bildnerischen Dekonstruktionen der polnischen Männlichkeit werden auf den Ebenen der Produktionsbeziehungen, der Macht und der emotionalen Struktur verfolgt. Zunächst werden jedoch histori-

sche polnische Männlichkeiten dargestellt, welche den Hintergrund der Analyse bilden.

2 Polnische Männlichkeitstradition

Der historische Prozess der Konstruktion polnischer Männlichkeit verlief anders als etwa in Deutschland. Die spezifisch polnische Männlichkeitstradition wird in den Gedichtzeilen des berühmten Offiziers und Lebemanns Bolesław Długoszowski-Wieniawa (1881 – 1942) kurz umrissen:

Und wenn ich nach einem düsteren Urteil
Zum zweiten Leben auf die Erde kommen sollte,
Dann würde ich die alte Haut mit Uniform anziehen –
Und wieder ... ein Liebhaber sein von Frauen, Kampf und Schnaps.
(Długoszowski-Wieniawa 2002)

Das Gedicht wird von Maria Ossowska (1986, 176), die das Ritterethos in Europa analysiert, als paradigmatisch für den polnischen kulturellen Kontext zitiert. Die polnische hegemoniale Männlichkeit² war immer verbunden mit einem symbolisch-romantischen Muster sarmatischer Prägung und mit Werten wie Patriotismus, Katholizismus, Familie, Liebe zum Vaterland oder Sehnsucht nach einem souveränen polnischen Staat. Die Männlichkeit *à la polonaise* unterscheidet sich von der harten Maskulinität westeuropäischer Prägung dadurch, dass ihr stets ein gewisser sentimentaler Diskurs eingeschrieben war.

Seit dem 18. Jahrhundert konstituiert und entwickelt sich die polnische Männlichkeit ohne Staat; sie kann aber auf eine nationale Tradition zurückblicken und ist in den aktuellen nationalen Diskurs verwickelt, der natürlich die Unabhängigkeit Polens als Staat stets anvisiert. Ein Diskurs, der den Staat als Sehnsuchtsfigur charakterisiert, bringt andere Männlichkeitskonzepte hervor als die Konfrontation mit dem Staat als disziplinierender, vermännlichender Instanz, die nach Gehorsam und Opfer verlangt. Aber der polnische Mann ist immer bereit, für die Sache der Nation zu kämpfen und sich zu opfern.

Ślawomira Walczewska hat in ihrem Buch *Damen, Ritter und Feministinnen* das in Polen dominierende Geschlechterverhältnis in historischer Perspektive folgendermaßen definiert:

² Hegemoniale Männlichkeit wird von R. W. Connell (1999, 98) als „jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis“ definiert, „welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimationsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterdrückung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll)“.

Die allgemein gültige Form der Relation zwischen Mann und Frau in der polnischen Kultur ist das Ideal von Dame und Ritter. Die berühmten Paare König Jan Sobieski und Marysieńka, Kmicic und Oleńka, der Ulan auf Reiterwache und ein bildhübsches Mädchen, Herr Tadeusz und Zosia wandeln durch historische und literarische Texte und organisieren die Vorstellungen über das Geschlechterverhältnis. Typisch für dieses Verhältnis ist der Imperativ der männlichen Fürsorglichkeit in Bezug auf Damen, die von Männern umworben und angebetet werden. (Walczewska 2000, 93)

Die ritterliche Kompetenz befähigt den Mann dazu, durch besondere Verdienste beim Kampf oder im Staatsdienst die Gunst der Frauen zu gewinnen. Die Aufgaben des ritterlichen Mannes bestehen im Kampf und in der Pflege und Verteidigung von Damen. Letztere sollen – komplementär dazu – die Männer unterstützen, ihnen beistehen und ihre Erfolge belohnen. Dieser historisch verbürgte polnische „adelig-ritterliche Vertrag“ (ebd., 94) erwies sich als ein Konstrukt von besonderer Zählebigkeit. Unter den Bedingungen der Teilungen Polens konstituierte sich ein sentimentaler Diskurs, in dessen Rahmen die immer wieder kämpfenden und Niederlagen erleidenden Aufständischen und Partisanen melancholische Lieder von den unerreichbaren Damen gesungen haben. Da die Erfolge auf dem Schlachtfeld ausblieben, konnten die Frauen nur aus der Distanz angebetet werden, und die Männer beriefen sich oft auf weibliche symbolische Figuren wie die „Mutter Polen“ oder das „Krieglein“ als eine „schöne Dame“.³

Das ritterliche Ideal hat den Zweiten Weltkrieg überlebt und wurde auch nach 1945 weiter verbreitet: Die Frauen werden vorgelassen, in der Garderobe bedient, ihnen wird die Hand geküsst und sie werden mit besonderer Pietät behandelt, was zwar manchmal belächelt wird, aber dennoch allgemein als ein Inbegriff von Eleganz gilt. „Im liberalen Diskurs ist der Ritter ein seine *lady* anbetender *gentleman*, im sozialistischen Diskurs ist er ein charmanter Aktivist, der ‚unsere schönen Damen‘ zum Frauentag mit roten Nelken beschenkt“, heißt es bei Walczewska (2000, 187). Allerdings ist die polnische Männlichkeit nach 1945 nicht immer konservativ-anachronistisch bzw. bezaubernd-romantisch, obwohl ihr dieser Ruf oft vorausgeht (vgl. „der polnische Kavalier“, „der charmante Pole“). Auch wenn die polnische Männlichkeitskonstruktion Elemente von Weichheit und Sentimentalität in sich trägt, kann dies nicht darüber hinwegtäuschen, dass die polnische Kultur immer eine patriarchale Kultur war, in der Männerbünde (besonders Kampfgemeinschaften) dominieren.

³ So die populären Kriegslieder, die fast jeder Pole kennt und die heute noch gesungen werden.

3 Dekonstruktionen der traditionellen Männlichkeit

3.1 Produktionsbeziehungen

In der Sphäre der Produktion dominiert in Polen – wie bereits angedeutet – das traditionelle Modell der Arbeitsteilung, d. h. der Erwerb und die Zirkulation des Kapitals gelten als maskulin, der Konsum und die Hausarbeit als feminin. Nach wie vor werden die Frauen in die häusliche und die Männer in die öffentliche Sphäre verwiesen, was sich beispielsweise an einer Tendenz zur Verlängerung des Mutterschaftsurlaubs ablesen lässt. Die Abwesenheit des Vaters oder seine schwache Position in der Familie werden als Symptome der Männlichkeitskrise eingestuft, und auf der Ebene der Gesetzgebung ist eine Überwindung der Krise nicht in Sicht. Seit einiger Zeit jedoch wird in den Massenmedien und in der populären Kultur ein Partnerschaftsmodell lanciert, in dem der Vater eine wichtigere Rolle im Familienleben und bei der Kindererziehung übernimmt. Das neue Vaterschaftsmodell konkurriert mit dem autoritären Muster des *pater familias*.

Die polnische androzentrische Kultur befindet sich in einer Phase der Transformation, der Umbewertung nationaler Tradition, historischer Mythen und Legenden. Sie hat das spezifisch polnische, einheitliche, symbolisch-romantische Männlichkeitsmuster verworfen und übernimmt nun stattdessen die globalen Männlichkeitsattitüden. Das hegemoniale Muster ist – wie in der ganzen westlichen Welt – der Typ des Managers in einem einwandfrei geschneiderten Anzug mit Laptop, der eine große Verantwortung zu übernehmen hat und unter hohem Stress arbeitet. Immer häufiger werden die negativen Auswirkungen eines solchen Lebenswandels diskutiert.

Das Gedicht *Powroty* (Gewohnte Heimkehr) von Wisława Szymborska dekonstruiert das hier kurz umrissene Modell *working man* im Sinne einer essentialistischen Identität, die maximale Aktivität und Effizienz in der beruflichen Sphäre impliziert. Der Text betont die Instabilität dieser Konstruktion, stellt das Schema der Konstruktion bloß und deutet an, dass die Männer sich mit diesem Muster nicht immer identifizieren:

Er kam zurück. Sagte nichts.
 Es war aber klar, dass er Ärger hatte.
 Legte sich hin in Klamotten.
 Verbarg den Kopf unter der Decke.
 Zog die Knie an.
 Er ist etwa vierzig, doch nicht in diesem Moment.
 Er ist – aber nur so viel wie damals im Mutterleib,

unter den sieben Häuten, im schützenden Dunkel.
Morgen wird er den Vortrag halten über Homeostase
in der metagalaktischen Kosmonautik.
Vorläufig liegt er zusammengerollt und schläft.
(Szyborska 1997, 156)

Adam Buczkowski (2005, 208) hat polnische Schulbücher analysiert und festgestellt, dass Jungen in ihnen immer bei manuell-technischen oder intellektuellen Tätigkeiten dargestellt werden: „Der Junge vollzieht heldenhafte Taten, löscht Feuer, rettet ein Mädchen. Zum Abendbrot isst der richtige Junge soviel wie Mutter und Schwester zusammen [...] Er hat immer Erfolge, es sei denn, seine Aktivität betrifft die Sphäre, die den Mädchen vorbehalten ist.“ (Buczkowski 2005, 208) Der neueste Roman von Dawid Bieńkowski, *Biało-czerwony* (Weiß-Rot, 2007), setzt sich mit dieser Tradition der Arbeitsteilung auseinander. Der Protagonist – ein erfolgreicher Jurist in einer Großstadt – nimmt zwar moderne Männlichkeitsmuster zur Kenntnis, ist aber im Grunde ein durch und durch „traditioneller“ Mann, der „große Ziele“ verfolgt (vor allem Geld zu verdienen) und als Familienoberhaupt Dankbarkeit und Gehorsam der Frau und des Kindes erwartet. Es ist für ihn nicht zu fassen, dass heutige Ehefrauen außerhalb des Hauses arbeiten wollen bzw. dass die Männer Kinder betreuen müssen. Paradigmatisch dafür steht ein Ausdruck männlicher Empörung über die „Schande der Verweiblichung“: „Sind wir etwa die Ammen?“ (Bieńkowski 2007, 142)

Einer der wichtigsten Bereiche männlicher Aktivität in Polen war traditionell der Kampf. Das Ideal des Ritters, Offiziers, Soldaten und Aufständischen hatte enormen Einfluss auf die Konstituierung des polnischen maskulinen Verhaltensrepertoires.

Charakteristisch für die polnische Literatur vor 1989 ist ein besonderer historischer Determinismus: Sie war so intensiv mit dem Schicksal der eigenen Nation beschäftigt, dass sie oft als hermetisch klassifiziert wurde. Die polnische martyrologisch-messianische Tradition, polnische Geschichtsauffassungen und Nationalmythen bzw. die romantische Legende von polnischen Nationalkämpfern und Aufständischen sorgten für relativ geringe Resonanz oder sogar Unverständnis im internationalen Diskurs. Dies versuchen die Autoren nach 1989 zu ändern, indem sie sich von den Nationalmythen weitgehend distanzieren, eine Befreiung von diversen politischen und gesellschaftlichen Fesseln postulieren und sich der Gegenwart und Alltagsproblematik zuwenden. Die Schriftsteller treiben ein ironisch-sarkastisches Spiel mit Versatzstücken historischer und kultureller Mythen aus der Zeit des Kampfes oder des Engagements, die heute noch in der

Überzeugung von der Armee als „Schule der Männlichkeit“ und in der Vorliebe der Regierenden für militärische Paraden fortwirken.

Charakteristisch für die literarischen Männerbilder nach 1989 ist die Attitüde der Desertion, die Ablehnung der militärischen bzw. soldatischen Männlichkeit und des Ethos des Dienstes und der Unterordnung unter eine kollektive Idee (Vaterland, Tradition, Religion, Ehre). Die Last der Legende wird abgeschüttelt. Der polnische Deserteur nach 1989 weigert sich, den Dienst am Vaterland anzutreten: „Polen und Polnisch-Sein – das ist für ihn eine eigenartige Kaserne, ein enger Raum der Uniformierung, der Hässlichkeit, aber auch eine Hölle der Verlorenen, ein von Niederlage stigmatisierter Raum.“ (Urbanowski 2006, 14) Eine Ausnahme davon bildet der historische Roman *Warunek* (Bedingung, 2005) von Eustachy Rylski, in dem zwei polnische Soldaten im napoleonischen Krieg desertieren. Der eine versucht, nur sich selbst und das Geld zu retten, der andere ist eine lebende Legende, ein wahrer Held mit vielen Verdiensten. Nach dem Tode des Letzteren versucht sein Kamerad, ein „Hüter der Legende“ zu werden und den Verstorbenen zu rehabilitieren. Gott, Ehre und Vaterland gewinnen an Bedeutung, und der Roman endet mit der überraschenden, irrationalen, romantischen Haltung von Treue und Traditionsverbundenheit. Dies scheint ein vorsichtiger Schritt in Richtung der Restauration der polnischen romantisch-ethnischen Idee der Nation mit der zentralen Gestalt des Soldaten, Aufständischen oder Kämpfers um die Freiheit zu sein. Daran lässt sich nicht zuletzt eine erstaunliche Zählebigkeit von lange andauernden Bildern und Imaginationen festmachen, „mit denen eine Kultur die geschlechtliche Differenzierung steuert, begleitet und kontrolliert“ (Erhart 2006, 86). Im Falle der polnischen Kultur wäre dies – vorsichtig formuliert, denn zu historischen Männlichkeitsmustern gibt es in Polen so gut wie keine Forschung – die „Meistererzählung“ vom verwegenen Ulanen, der, von Phantasie und Patriotismus geleitet, bereit ist, ungeachtet der Lebensgefahr auch eine völlig aussichtslose Reiterattacke zu beginnen (vgl. Szczepaniak 2007). Im bereits erwähnten Roman *Biało-czerwony* (Weiß-Rot) erscheint der „Großvater und vielleicht Vater in einer Person“ als lächerlicher Hüter der polnischen patriotisch-romantischen Tradition: „Denn wir Polen sind hart und mutig! Und deshalb, mein Sohn, gibt es in der Welt keine richtigeren Männer als die Polen!“ (Bieńkowski 2007, 29) Für den Großvater ist die Ehre des Mannes und seiner Familie am wichtigsten – sie wird durch Arbeit und Kampf gewonnen: Die Berufung des Mannes sei entweder das Schwert oder das Recht, „Ritter oder Gesetzgeber“ (ebd., 47). Dies hat der Großvater (und für den Vater gilt dies in gleicher Weise) immer wieder demonstriert, er war stets „draußen“, hatte wichtige Missionen zu erfüllen: „Sei es eine Kam-

pagne oder ein Aufstand, sei es ein Wiederaufbau oder ein Streik oder Schnaps mit den Kumpels“ (ebd., 113) – immer wurde er durch etwas Bedeutendes von zu Hause „fern gehalten“, er war immer im Dienst, immer im Einsatz. Folgerichtig versucht er, dieses Lebensmodell in seine Familie zu verpflanzen: Sein Enkel muss kämpfen lernen, er muss männliche Spiele beherrschen, sich „an der Front“ bewähren können. Und dass ein Mann keinen Militärdienst leistet, ist schlicht unvorstellbar: „Jeden, absolut jeden verwandelt das Militär in einen richtigen Mann. Beim Militär lernt man Ordnung und Disziplin und alle Knöpfe zumachen und regelmäßig Schuhe putzen.“ (Ebd., 196) Im Angesicht der um sich greifenden Verweiblichung der Welt und des in das Leben seines Sohnes eindringenden modernen Lebensmusters formuliert der Großvater die verzweifelte Frage: „Wohin wird das alles führen?! [...] Was wird aus unserer männlichen Härte und aus unserem Mut, wenn wir so am Herd stehen?! [...] Was wird aus dem Polnisch-Sein? Und ein wahres Polnisch-Sein bedeutet doch ein Mann-Sein!“ (Ebd., 161)

In der Arbeit *KRWP* (2000) nimmt sich der polnische Künstler Artur Żmijewski das Ideal der militärischen Männlichkeit vor. Bemerkenswert ist die argumentative Anstrengung des Künstlers, um die ehemaligen Soldaten der Ehrenkompanie der polnischen Armee für sein dekonstruktives Projekt zu gewinnen. Es ging darum, das Training nackt vor der Kamera zu demonstrieren. Indem er nackte Soldatenkörper zeigt, die in dem engen Raum einer kleinen Sporthalle das Gewehr präsentieren, verspottet Żmijewski vor allem das Ritual der militärischen Übung. Darüber hinaus wurde aus dem künstlerischen Projekt ein Akt des Entwaffnens – exponiert werden ja nur militärische Requisiten (Gewehr, Schuhe, Mütze), welche die Armee – eine programmatisch den männlichen Körper disziplinierende Institution – zur Verfügung stellt. Die Kunsthistorikerin Izabela Kowalczyk (2005, 202) konstatiert: „Der Künstler hat sehr gut gezeigt, dass der männliche Körper zum Gegenstand der größten Versklavung und Disziplinierung wird. Undisziplinierter Körper (nackt, unbewaffnet, schwach) entzieht sich der Macht der militärischen Konvention, jener Disziplin, die er so exhibitionistisch entlarvt.“ Die Auflockerung des militärischen Habitus manifestiert sich in der Haltung und Sprache des Körpers (die Akteure lächeln, sie haben Distanz zu ihren Rollen, sie amüsieren sich). Es geht nicht zuletzt darum, zu zeigen, dass der männliche Körper, „der gewöhnlich durch die Uniform in die Nähe des idealen männlichen Körpers rückt, eben kein idealer Körper ist“ (Schmale 2003, 254). Den Körper aus der Uniform „auszupacken“ bedeutet, den „Betrug“ zu demonstrieren, der dem Mythos des wehrhaften und bewaffneten Mannes eingeschrieben

ist. Die Attraktivität eines entwaffneten Ritters bzw. nicht uniformierten Soldaten sinkt rapide. Was würden die Damen denn dazu sagen?

Auch wenn dies ein wenig provokant klingt: Man kann mit Fug und Recht behaupten, dass es nicht Artur Żmijewski ist, der eine Performance der Demilitarisierung veranstaltet; vielmehr ist jedes Anziehen der Uniform ein Akt der Performanz, um im Theater der uniformierten, gut geübten, disziplinierten Männlichkeit aufzutreten. Die hier formulierte These korrespondiert mit den in kulturwissenschaftlichen Forschungen favorisierten (de-)konstruktivistischen Ansätzen der *Gender Studies*, nach denen Männlichkeit in performativen Akten, theatralischen Gesten und Maskeraden hergestellt wird (vgl. Benthien/Stephan 2003). Übrigens: Der Historiker Wolfgang Schmale (2003, 254) verweist auf die Arbeit *KRWP*, um zu zeigen, dass die Männerbilder in der Kunst mit den gelebten oder politisch propagierten Männlichkeitsmustern wenig zu tun haben (derzeit engagiert die polnische Regierung starke militärische Kräfte im Irak-Krieg).

3.2 Machtbeziehungen

Die Sphäre der Macht ist in Polen traditionell mit dem gut trainierten männlichen Körper verbunden. An diesen Körper sind die Dimensionen der Gewalt, der militärischen Fähigkeiten (Kampfbereitschaft, Wehrhaftigkeit), der Kriminalität und nicht zuletzt der Sexualität geknüpft. Neuerdings werden körperliche Energien von den internationalen Unternehmen und Kapitalmärkten funktionalisiert. Die körperliche Macht durch Technologien entzieht sich der sozialen Kontrolle lokaler Geschlechterordnungen (vgl. Connell 2000, 84).

In der kritischen Kunst wird der männliche Körper immer präsenter, allerdings in einer ironisch-dekonstruktivistischen Absicht: Die Künstler versuchen, das traditionelle Paradigma „Muskel ist Macht“ (E. Jelinek) zu hinterfragen und zu zeigen, dass die kulturelle „Dressur“ zur so genannten „wahren Männlichkeit“ ein Muster darstellt, welches die Männer unterdrückt. Das Gedicht *Konkurs piękności męskiej* (Schönheitskonkurrenz der Männer) von Wisława Szymborska geht mit der Vorstellung einer Männlichkeit des Herkules-Typus ins Gericht:

Gespannt vom Spann bis an den Kiefer.
Von Oliofirmamenten triefend.
Nur der bekommt die Mister-Note,
der wie ein Striezel zugeknotet.

Er fürchtet einen Bären nie, bewahre,
den bedrohlichsten nicht (obwohl der nicht zugegen).

Drei unsichtbare Jaguare
Erlegt er mit drei schnellen Schlägen.

Der Grätsche Meister und der Hocke.
Sein Bauch hat fünfundzwanzig Mienen.
Ein Vielgeschwulst – der Saal frohlockte –
dank seiner Zaubervitamine.
(Szymborska 2005, 213)

Diese „Zaubervitamine“ sind durchaus wörtlich zu nehmen – es geht um Anabolika, die für die Kraft und Schönheit der männlichen Muskeln sorgen, welche dann das Publikum in Ekstase versetzen. In globaler Dimension haben wir es nach wie vor mit den „lebenden Zeugnissen“ der fortdauernden Attraktivität der Männlichkeit eines Herkules-Typus zu tun.

Eine ähnliche Karikatur des Muskeltrainings stellt die Arbeit des Warschauer Künstlers Zbigniew Libera *Body master. Zestaw zabawowy dla dzieci do lat dziewięciu* (Body master. Spielzeugset für Kinder unter neun Jahren, 1994) dar. Es ist eine Installation von Fitness-Geräten aus leichtem Stoff und dem dazugehörigen Werbeprospekt. Was die Arbeit anvisiert, ist die Sozialisation von Jungen mithilfe geschlechtstypischer Spielsachen: Liberars Geräte sind nicht dazu geeignet, die Muskeln zu trainieren, erfüllen aber bestens die Aufgabe, in die Gehirne der kleinen Jungen das Muster des „richtigen Mannes“ einzupflanzen. Es ist ein Beispiel für die kritische Auseinandersetzung mit traditionellen Männlichkeitsidealen, die körperliche Stärke und sexuelle Attraktivität mit Erfolg und Macht verbinden.

Die bekannte Fotografie *Potencja* (Potenz, 2001) von Dorota Nieznalska zeigt einen Mann in der tradierten Position des männlichen Akts, in der nachdenklich-melancholischen Pose. Der Unterschied zu traditionellen Akten liegt darin, dass der Mann mit der geballten Faust seine Kraft und Macht demonstriert. Das Gesicht und die Geschlechtsteile bleiben verborgen. Es scheint, als wolle der Mann verkünden, dass nun nicht mehr sinniert und reflektiert wird, sondern eben zugeschlagen. Die aggressive Pose sagt Gewalt und Eroberung an, doch die eigentliche Potenz, nämlich die sexuelle, bleibt – dekonstruktivistisch interpretiert – höchst fragwürdig. Es ist vielleicht problematisch um sie bestellt, und das im Dunkeln bleibende Geheimnis wird durch die geballte Faust kaschiert. Das Zentrum des Bildes ist die Faust als das Beste am Manne.

Arcimowicz hat die Männerbilder im polnischen Film nach 1989 untersucht und zwei kontrastierende Männlichkeitstypen unterschieden: den Macho-Typ amerikanischer Provenienz (Beispiele hierfür finden sich in den Filmen von

Pasikowski, die das Hollywood-Kino nach Polen verpflanzten) und den androgenen Typ, für den beispielsweise der Hauptheld der Filme *Kiler* und *Kilerów 2-óch* von Machulski steht. Für Franz Maurer, den Protagonisten des Films *Psy* (Hunde, 1992), der den männlichen Heldentypus verkörpert, sind Werte wie Ehre und männliche Freundschaft am wichtigsten. Für Frauen hat er nur Verachtung übrig. Und ihre Liebe erscheint ihm als eine Gefährdung seiner Männlichkeit.

Besonders interessant im Zusammenhang mit der Dekonstruktion von Männlichkeit ist die Gestalt des Jurek Kiler aus den genannten Filmen von Machulski. Er ist ein sensibler Mann, der seine Emotionen nicht verbirgt und Empathiefähigkeit an den Tag legt (beispielsweise schenkt er der Frau eines Mafiabosses, die von ihrem Mann schlecht behandelt wird, sofort und ohne Bedenken 300 Dollar). Kiler verliebt sich in eine Journalistin und setzt alles daran, sie davon zu überzeugen, dass er nicht der bezahlte Mörder ist, für den er gehalten wird – er will die Macho-Maske abwerfen, weil er weiß, dass er diesem Ensemble von Anforderungen nicht gerecht wird. Er will geliebt werden als sensibler Mann mit einem Bedürfnis nach Wärme, und nicht deshalb, weil er ein berühmter, erfolgreicher Mann ist. Im zweiten Teil des Films, *Kilerów 2-óch*, verwandelt er sich in einen Geschäftsmann, der auf Partnerschaft in der Beziehung großen Wert legt und zusammen mit seiner Braut seine Finanzunternehmungen realisiert. Kiler spricht über Ewa zärtlich als „meine Braut Ewunia“; Franz Maurer aus *Psy* (Hunde) dagegen produziert misogynen Sprüche in der Art: „Du bist doch ein altes Weibsbild“ oder „Denn sie war eine schlechte Frau. Eine Sau war sie.“ Arcimowicz fasst zusammen:

Der Hauptheld [Kiler] hat Minderwertigkeitskomplexe als Mann. Er sieht, dass die Macho-Maske, die er ausnahmsweise anlegen musste, ihm große Popularität bei Frauen und Respekt von Männern verschafft. Doch wird er sich dessen bewusst, dass Verstellung für ihn ein zu großer Ballast wäre. Er will nicht länger sich selbst und die anderen betrügen, er ist nicht in der Lage, einen Teil seiner Persönlichkeit abzuspalten, die ihm innewohnende Weiblichkeit loszuwerden. (Arcimowicz 2003, 135)

In der Sprache von Sandra Lipsitz-Bem (2000, 159) sind Jurek Kiler und seinesgleichen „geschlechtliche Nonkonformisten“, die mit ihrer Lebenshaltung die androzentrisch-essentialistische Männlichkeitsdefinition im Sinne einer – wenn auch utopischen – demokratischen Multigender-Politik modifizieren. Kiler ist ein Beispiel für eine „moderne“ Männlichkeit wie sie auch in Polen als global erwünschtes Modell kursiert, die aber mit der polnischen Tradition und der traditionellen Erziehung zur Maskulinität schwer zu vereinbaren ist.

Eine Persiflage der stereotypen Vorstellungen, die sich die Polen von ihrer

Rolle in der Geschichte und von ihrem besonderen Männerbild gemacht haben, stellt der Roman *Spis cudzołożnic* (Das Verzeichnis der Fremdgängerinnen, 1993) von Jerzy Pilch dar. Der „Held“ trägt einen sprechenden Vornamen, der an die polnische literarisch-patriotische Tradition erinnert, nämlich Gustaw. Er ist alles andere als ein Ritter, Kämpfer oder Gentleman. Vielmehr ist er ein verschrobener Erotomane, der einen schwedischen Humanisten durch Krakau (somit die Welt der polnischen Tradition, des polnischen Martyriums) führt und bei dieser Gelegenheit Frauen, deren Telefonnummern er in seinem Notizbuch findet, dazu bringt, mit ihm ins Bett zu steigen. Parodistisch zitiert er die traditionellen Muster: „Jola Łukasik ist eine schöne Prinzessin, der Fatale Alexander [ihr kleiner Sohn] der böse Drache, und ich – Gustaw – ich bin ein Ritter [. . .]“ (Pilch 1993, 17). Gustaws Erzählung ist eine *story* von Liebschaften und Alkohol (*bottle stories* – soldatische Geschichten über das Ergattern von Alkohol im sozialistischen Polen). Gustaw erzählt dem Schweden über den „blinden Gehorsam“ oder die „gehorsame Blindheit“ der polnischen Frauen, obwohl die Polen seiner Einschätzung nach auch so etwas wie *businesswomen* haben und hochschätzen (ebd., 75). Wenn ein Mann eine Frau verführen will, muss er oft härter durchgreifen: „[...] keine Blümchen, Vögelchen, Herzchen, Briefchen, keine Blicke in die scheuen Augen – wir sind ja schließlich erwachsen“ (ebd., 80). Radikale Ausdrucksmittel treten an die Stelle „infantiler Symbolik“. Gustaw, der die Ambition hat, als romantischer Dichter zu gelten, kommt einmal nach Hause zu seiner nicht mehr geliebten Frau Emilka, und: „[...] leider, statt eines Tellers Tomatensuppe mit Nudeln, die mein durch das Polnisch-Sein gequältes, nach Europa lechzendes Herz besänftigen könnte, fand ich auf dem Tisch einen Stapel von frisch gebügelten Abendkleidern – Emilka schickte sich wieder an, zu einem Fortbildungskurs zu fahren“ (ebd., 89). Natürlich hat sie den armen Poeten betrogen. Bei der Auseinandersetzung mit dem „europäischen“ Nebenbuhler verliert er die Nerven und kratzt dem Letzteren unritterlich ins Gesicht. Der unpathetische Abschlussmonolog des wütenden Gustaw fasst seine Einstellung zum Leben, und das heißt zu den Frauen zusammen:

Ich werde euch immer zu niedrigen Zwecken missbrauchen, niemals denke ich an eure Seele oder euer inneres Leben. Nie werde ich mit euch geistig umgehen, nur körperlich. Nie werde ich nach einem Gespräch oder einem Gedankenaustausch streben, sondern nur nach einem Körperkontakt. Und bei Letzterem werde ich immer die erste Phase, genannt Vorspiel, sorgfältig umgehen. Ich werde das Phänomen der Gleichgültigkeit der Welt verabschieden, und zwar nicht mit euch, sondern durch euch, ihr seid nur Vermittlerinnen. Mehr nicht. (Pilch 1993, 152)

3.3 Emotionale Strukturen

Die polnische Wirklichkeit der Transformationsphase generiert „Männlichkeitsmaschinen“, die auf Erfolg dressiert sind und im emotionalen Bereich versagen. In der Welt des „verneinten Dekalogs“ ist kein Verlass auf die Bastionen der Tradition – vor allem Familie und Religion. In der Literatur wird die Familie nicht selten als eine Hölle präsentiert – ein Raum, in dem widerliche Verbrechen passieren.

Andrzej Saramonowicz inszeniert in seiner Komödie *Testosteron* (2002)⁴ die männliche Sehnsucht nach einer festen Beziehung und familiärer Wärme. Sechs Männer treffen sich in einer Kneipe, nachdem einem von ihnen die Braut vor dem Altar geflohen ist. Das Hauptthema des Gesprächs sind die „widerspenstigen“ Frauen, aber die Männer zeigen ihr zweites (wahres) Gesicht: Beim Betrachten von Kinderfotos legen sie ehrliche Rührung an den Tag, beim Thema Stillen erweisen sie sich als Experten. *Testosteron* ist ein provokantes Manifest der Männlichkeit, in dem an mehreren Stellen das Gedankengut der Soziobiologie parodierend zitiert wird: „Jedes Männchen nimmt das Weibchen wahr als sexuelles Objekt. / Das heißt, er will sie sofort ficken, ja? / Wenn du das so bezeichnen willst.“ (Saramonowicz 2003, 334) Janis will nicht so sein wie sein Vater, der durch das Land gefahren ist und überall eine Spur hinterlassen hat – er will seiner Frau treu bleiben. Fistach erzählt von seinen permanenten Reisen zu seiner Geliebten, der er immer Blumen und Geschenke kaufte und die er wirklich von ganzem Herzen liebte; sie aber hat ihn mit verschiedenen Männern betrogen. Robal hofft, dass ein Mann durch viele Liebschaften seine Reproduktionschancen steigert – er selbst jedoch kann keine richtige Frau finden und ist unglücklich. Seine bittere Klage spricht Bände: „Das männliche Hormon ... Es zwingt uns dazu, Frauen nachzustellen von der Pubertät bis zum Tode ... Es verursacht, dass wir ewig potentielle Vergewaltiger und Mörder sind ...“ (ebd., 344). Als Fazit kann die Konstatie-

⁴ Nachdem das Theaterstück relativ erfolgreich gewesen war, entstand im Jahre 2007 auch die Filmversion: *Testosteron* unter der Regie von Tomasz Konecki und Andrzej Saramonowicz.

rung von Titus gelten: „Ach, Papa, wie schwer ist es, ein Mann zu sein ...“ (ebd., 358). Die Rede ist von der Schwierigkeit, als Mann menschlich zu bleiben und ein glückliches emotionales Leben aufzubauen.

Die Titelformulierung *Testosteron* ist – entgegen manchen Rezeptionsstereotypen im Falle des Films – ironisch zu verstehen: Die Komödie ist keine Apotheose der Hypervirilität, sondern eine Demontage des Macho-Mythos und des von Männern inszenierten Geschlechterkampfes (vgl. die radikale männliche Rhetorik der *dirty words* – jede Frau ist eine Sau oder eine Hure, jede ist ein „Transportvehikel“ für männliche Gene usw.). Die Frauenhelden, Verführer und Macho-Typen erweisen sich als zärtliche Liebhaber, in ihre Partnerinnen echt verliebt und zu Entsagungen und Opfern bereit. Ihre persönlichen Desaster sind keinesfalls Ergebnis der verheerenden Wirkung von Testosteron, auch nicht ein Effekt des *horror feminae*, vielmehr resultieren sie aus falschen Vorstellungen von Männlichkeit, aus verhängnisvollen kulturellen Maskulinitätsimperativen. *Testosteron* kann durchaus als Einladung dazu interpretiert werden, die festen Grenzen zwischen den Geschlechtern neu zu überdenken, bzw. als ein Versuch zu zeigen, dass diese Grenzziehung – sowohl biologisch als auch sozial, also in der Natur und in der Kultur verankert – auch anders verlaufen kann.

Ein weiteres Beispiel für die Konstituierung einer harten Männlichkeit mit negativen Folgen für die emotionale Struktur ist der zum richtigen Mann dressierte Sohn aus dem Roman *Gnój* (Miststück, 2003⁵) von Wojciech Kuczok. Der Vater will absoluten Gehorsam erreichen, indem er den Sohn systematisch schlägt. Der alte K. erzieht Kind und Hund mit derselben Peitsche und titulierte den Sohn gelegentlich als „Miststück“, ein Beispiel:

[Vater:] Verfluchter Hysteriker! Ganz die Mutter! Er kriegt ein Paar runtergeklatscht und schon heult er, als würde man ihn totschiessen. (Kuczok 2003, 68)

[Sohn:] Ich habe auf einen Krieg gewartet, vielleicht kommt einer, ich würde ihn gern kennenlernen und bei der Gelegenheit würde ich den alten K. totschießen. (Ebd., 70)

Der Vater hat dem Sohn wirksam eingeredet, dass er ein Muttersöhnchen ist, das niemals im Leben seinen Mann stehen wird. Er werde nie richtig die väterliche Maxime begreifen, geschweige denn umsetzen können:

Der richtige Mann muss auf drei Gebieten bewandert sein, denn sie sind die schönsten im Leben. Er muss sich einen gut funktionierenden Wagen aussuchen können, eine reinrassige Frau, und wenn er noch mehr Geld hat und einen Stall, dann ein prächtiges Pferd

⁵ Eine deutsche Übersetzung mit dem Titel *Dreckskerl* ist 2007 bei Suhrkamp erschienen.

kaufen; und pass auf, mein Sohn: Die Frau muss reinrassig sein und das Pferd schön, nicht umgekehrt. (Kuczok 2003, 172)

Der väterliche Terror, der jeden Gedanken an Partnerschaft im Keime erstickt, der mit Gewalt die eigene Ohnmacht als Erzieher kaschiert, hat eine vollkommene Deformation der emotionalen Sphäre zur Folge: Der erwachsene Sohn ist zwar selbständig und ehrgeizig, aber von seinen Mitmenschen vollkommen isoliert und unfähig, eine Beziehung aufzubauen oder eine Familie zu gründen. Diese Problematik zeigt auch der Film *Pręgi* (Striemen, 2004) unter der Regie von Magdalena Piekorz sehr eindrucksvoll, der die Geschichte des Protagonisten des hier besprochenen Romans weitererzählt. Der inzwischen erwachsene Protagonist, Wojciech – nach außen stark und zynisch, in Wirklichkeit sehr sensibel –, ist ein allein stehender Mann, der sich gar keine Frau aussuchen und sich nicht verlieben kann (vgl. die reinrassige Frau). Er ist weder ein harter Mann traditioneller Provenienz noch ein empathisch-gefühlvoller Mann des „neuen“ Typs. Vielleicht könnte man an dieser Stelle auf die stark verbreitete Denkfigur der Krise bzw. Männlichkeitskrise in ihrer persönlichen und sozialen Dimension zurückgreifen. Wojciech befindet sich in einer Krise als Mann, oder aber er lebt in einer Zeit der um sich greifenden Männlichkeitskrise. Der Roman ist vor allem eine radikale Auseinandersetzung mit dem „polnisch-katholischen“ Erziehungsmodell, in dem Gewalt und Autorität eine zentrale Rolle spielen, und das durch Religion, Tradition und Familie sanktioniert wird. Die Stützen der polnischen patriarchalen Gesellschaft werden in Frage gestellt.

4 Conclusio

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die polnische Kultur in der Verwandlungsphase verschiedene Männlichkeitsmodelle zulässt:

Wir begegnen dem Typus des Helden, des Kriegers, des Machos, des Abenteurers, des Sportlichen, des Magiers, des zärtlichen Ehemannes oder Partners, des liebevollen Vaters, des seine Emotionen zeigenden Mannes, des Pantoffelmachos, des Arbeiters, des Stars, des Intellektuellen ... – aber keiner dieser Typen ist wirklich verbindlich oder repräsentiert eine Majorität. (Schmale 2003, 270)

Die globale Zirkulation von Geschlechterbildern durch die amerikanisch dominierten Massenmedien sorgt für eine Erweiterung des Fächers von möglichen Männlichkeitsvarianten. Connells (2000, 85) Diagnose trifft für Polen zu: Neben

globalen Mustern sind hier lokale „mündliche Überlieferungen über militärisches Heldentum und staatsbürgerliche Standhaftigkeit“ sichtbar. Außerdem wird immer häufiger eine in Polen um sich greifende Männlichkeitskrise diagnostiziert, was möglicherweise von der Schwierigkeit zeugt, die polnische Männlichkeitstradition mit den „modernen“ bzw. westeuropäischen Idealen zu vereinbaren. Hierfür zwei Beispiele: Im Rahmen der interessanten Debatte der Tageszeitung *Dziennik* (im Herbst 2006) zum Thema „Ist Polen sexy?“ veröffentlichte die bekannte polnische Philosophin der jüngeren Generation Agata Bielik-Robson (2006, 26) den Essay *Żyjemy w krainie bezpłciowców* (Wir leben in einem Universum der Geschlechtslosen). In dem Essay geht es darum, dass die polnischen Männer ihres Geschlechts verlustig geworden seien, vor allem dadurch, dass ihnen die Tugend des *vir* abhanden gekommen sei, also des Muts, der Fähigkeit zum Kampf bzw. zur Konfrontation und des Durchsetzungsvermögens in Konfliktsituationen. Damit meint Bielik-Robson vor allem die polnischen Politiker, die sich allesamt als Opfer stilisierten. Polen sei – so behauptet sie in der Polemik gegen die polnischen Feministinnen – ein Land von unmännlichen Männern, ein Land des „Quasi-Matriarchats“, ein Land der „Allianz von Matronen und Priestern“. Letztere hätten es geschafft, Polen in ein absolut asexuelles Land zu verwandeln.

Die Schriftstellerin Manuela Gretkowska hält die polnischen Männer für schlecht angezogen, halbintelligent und für Typen, die der Welt begegnen, als hätte diese ihre Beine in einer sexuellen Pose direkt vor den Nasen der Männer gespreizt. Dasselbe behauptet sie nach der Lektüre von fünf im Jahre 2005 erschienenen Romanen anerkannter polnischer Schriftsteller, deren Protagonisten allesamt sexbesessene Misogyne, Erotomanen, „narzisstische Schweine“, Versager und Selbstmörder seien: „Sie haben ihre Seelen im Religionsunterricht der guten Vorsätze, die Körper im Bordell und das Gewissen im Leasing der Konjunktur.“ (Gretkowska 2007, 80) Weiter heißt es, diese Männer hingen völlig an den Eltern, vor allem an der Mutter, seien von Polen enttäuscht, hätten sich damit abgefunden, Versager zu sein, und sonst sei NICHTS an ihnen interessant. Sie würden auf dem Müllhaufen der Geschichte landen.

Im Zusammenhang dieser kritischen Diagnosen möchte ich auf einen interessanten „krisentheoretischen“ Ansatz hinweisen, der seit einigen Jahren von dem Literaturwissenschaftler und Männlichkeitsforscher Walter Erhart vertreten wird: Männlichkeit lässt sich durch einen permanenten Zustand der Krise definieren (vgl. hierzu auch Szczepaniak 2005) und historisch beschreiben. Krise ist demnach inhärenter Bestandteil der Männlichkeit, „der diese Männlichkeit nicht dezimiert oder bedroht, sondern zu ihrer Konstitution beiträgt, mehr noch: die im-

plizite Voraussetzung einer wie auch immer verlaufenden männlichen Geschichte darstellt“ (Erhart 2006, 94). Das konstruktiv reformulierte Krisenkonzept lässt sowohl die Geschichte von männlichen Identitäten als auch die Geschichte von Männlichkeitskonstruktionen in einem neuen Licht erscheinen. Es wäre eine vielversprechende Fragestellung, die Dialektik von Macht und Krise zu untersuchen und zu schauen, wie die Kultur das Geschlecht modelliert und wie in ihr auf das Krisenphänomen reagiert wird.

Der Abschied von Rittern und Damen dauert an. Er wird begleitet von Geschlechterdebatten, von Versuchen, die traditionelle Männlichkeit polnischer und globaler Prägung zu reaktivieren (z. B. in Eustachy Rylskis *Warunek* [Bedingung, 2005], Andrzej Stasiuks *Biały kruk* [Weißer Rabe, 1995]) und von Versuchen, die beiden Muster zu dekonstruieren (z. B. das zynische lyrische Ich in den Gedichten von Marcin Świetlicki, das gegen die polnische patriotische Tradition opponiert). Einerseits haben wir es in Polen mit einer Maskulinisierung des Lebens zu tun, andererseits kursieren Bilder vom sozial erwünschten „neuen Mann“. Das Dilemma des polnischen Mannes zwischen dem „weiß-roten“ Panzer der Tradition und den Verlockungen der „modernen“ Männlichkeit wird im Roman *Biało-czerwony* (Weiß-Rot) von Dawid Bieńkowski auf den Punkt gebracht: „Und der Moderne muss viel sprechen, er muss seine Gefühle nennen, sensibel und verständnisvoll sein, und vor allem muss er Kontakt haben [...] mit seiner Weichheit – zu dieser muss er stehen, er muss sie zeigen und darf sich ihrer nicht schämen [...] Aber der moderne Mann ist gar kein Mann mehr.“ (Bieńkowski 2007, 24)

Polnische Männlichkeit – als eine komplizierte, historisch wandelbare und gesellschaftlich instabile kulturelle Konstruktion – scheint im Wandel begriffen zu sein. Wie wird ein Mann in Polen „gemacht“ (*doing masculinity* in der polnischen Variante), welche Prozeduren und Maßnahmen werden dazu benötigt, wie wird Männlichkeit in unserer lokalen Variante immer wieder aufs Neue hergestellt und aufrechterhalten, wie wird sie in gesellschaftlichen Selbstdarstellungen und Ritualen präsentiert, was macht den männlichen Habitus im Sinne von Pierre Bourdieu⁶ aus – dies und vieles andere sind Fragen, die eine in Polen noch nicht etablierte Männlichkeitsforschung zu beantworten hätte.

Die Hybridisierung der Kultur ist möglicherweise als eine historische Chance zu betrachten, um fest eingefahrene Geschlechtergrenzen zu erweitern und ein demokratisches Gender-System aufzubauen, in dem maskuline und paternale Diskurse nicht unbedingt zentral sind. Diese Utopie ließe sich – anknüpfend an das

⁶ Bourdieus *Männliche Herrschaft* liegt in der polnischen Übersetzung vor (2004).

eingangs zitierte Gespräch – folgendermaßen umschreiben: Ein Tag wird kommen, an dem kein Schriftsteller sich angesichts der in Parkanlagen getroffenen heterosexuellen oder homosexuellen Paare fragen muss, wer da an wem „herumfummelt“.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Filme, bildende Kunst, Fotografien

- Kiler, 1997, Kilerów 2-óch, 1999, Regie: Juliusz Machulski. [Film]
 Libera, Zbigniew: Body master. Zestaw zabawowy dla dzieci do lat dziewięciu (Body master. Spielzeugset für Kinder unter neun Jahren), 1994. In: Rottenberg, Anda (2005): Sztuka w Polsce 1945 – 2005. Warszawa, 352. [Installation]
 Nieznalska, Dorota: Potencja (Potenz), 2001. Abb.: <http://www.fotopolis.pl/index.php?n=3211>. [Fotografie]
 Pręgi (Die Striemen), 2004, Regie: Magdalena Piekorz. [Film]
 Psy (Die Hunde), 1992, Psy 2, 1994, Regie: Władysław Pasikowski. [Film]
 Testosteron, 2007, Regie: Tomasz Konecki und Andrzej Saramonowicz. [Film]
 Żmijewski, Artur: KRWP, 2000. Abb.: http://www.raster.art.pl/archiwa/archiwum_I_2002.htm; Kowalczyk, Izabela (2002): Niebezpieczne związki sztuki z ciałem. Poznań, 22 u. 34. [Video-Kurzfilm]

Primärliteratur

- Bieńkowski, Dawid (2007): Biało-czerwony (Weiß-Rot). Warszawa.
 Długoszowski-Wieniawa, Bolesław (2002): Wiersze i piosenki (Gedichte und Lieder). Łódź.
 Kuczok, Wojciech (2003): Gnój (Miststück). Warszawa.
 Kuczok, Wojciech (2007): Dreckskerl. Frankfurt a. M.
 Pilch, Jerzy (1993): Spis cudzołożnic. Proza podróżna (Das Verzeichnis der Fremdgängerinnen. Reiseprosa). Londyn.
 Rylski, Eustachy (2005): Warunek (Bedingung). Warszawa.
 Saramonowicz, Andrzej (2003): Testosteron. In: Sułek, Henryk (Hg.): Pokolenie porno i inne niesmaczne utwory teatralne. Antologia najnowszego dramatu polskiego w wyborze Romana Pawłowskiego. Kraków, 301 – 365.

- Szyborska, Wisława (1997): Die Gedichte. Herausgegeben und übertragen von Karl Dedecius. Frankfurt a. M.
- Szyborska, Wisława (2005): Hundert Gedichte – Hundert Freuden – Sto wierszy – Sto pociech. Ausgewählt, übertragen und mit einem Nachwort von Karl Dedecius. Kraków.
- Stasiuk, Andrzej (1995): Biały kruk (Weißer Rabe). Poznań.
- Sulek, Henryk (Hg.) (2003): Pokolenie porno i inne niesmaczne utwory teatralne. Antologia najnowszego dramatu polskiego w wyborze Romana Pawłowskiego (Generation Porno und andere geschmacklose Theaterstücke. Anthologie der neuesten polnischen Dramen). Kraków.

Sekundärliteratur

- Arcimowicz, Krzysztof (2003): Obrazy mężczyzny w polskich mediach. Prawda – fałsz – stereotyp (Bilder des Mannes in polnischen Medien. Wahrheit – Unwahrheit – Stereotyp). Gdańsk.
- Benthien, Claudia/Stephan, Inge (Hg.) (2003): Männlichkeit als Maskerade. Kulturelle Inszenierungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Köln et al.
- Bielik-Robson, Agata (2006): Żyjemy w krainie bezpłciowców (Wir leben in einem Universum der Geschlechtslosen). In: Dziennik 17.11.2006, 26–27.
- Bourdieu, Pierre (2004): Męska dominacja (Männliche Herrschaft). Übers. Lucyna Kopciewicz. Warszawa.
- Buczowski, Adam (2005): Społeczne tworzenie ciała. Płeć kulturowa i płeć biologiczna (Soziale Körperkonstruktionen. Kulturelles und biologisches Geschlecht). Kraków.
- Connell, R. W. (1999): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen.
- Connell, R. W. (2000): Globalisierung und Männerkörper. Ein Überblick. In: Feministische Studien 2, 78–87.
- Durys, Elżbieta/Ostrowska, Elżbieta (Hg.) (2005): Gender. Wizerunki kobiet i mężczyzn w kulturze (Gender. Frauen- und Männerbilder in der Kultur). Kraków.
- Erhart, Walter (2006): Männlichkeitsforschung und das neue Unbehagen der Gender Studies. In: Lucia-Müller, Sabine/Schülting, Sabine (Hg.): Geschlechter-Revisionen. Zur Zukunft von Feminismus und Gender Studies in den Kultur- und Literaturwissenschaften. Königstein/Taunus, 77–100.
- Gretkowska, Manuela (2006): Noce i dnie świrów (Nächte und Tage der Spinner). In: Dziennik – Kultura 28.07.2006, 80.

- Janion, Maria (1991): Polski korowód (Der polnische Reigen). In: Tazbir, Janusz (Hg.): Mity i stereotypy w dziejach Polski. Warszawa, 185 – 242.
- Janowska, Katarzyna (2006): Męskie klimaty (Männliche Welten). In: *Polityka* 25, 64 – 67.
- Kowalczyk, Izabela (2005): Tresowani chłopcy (na wybranych przykładach z polskiej sztuki współczesnej) (Dressierte Jungs [an ausgewählten Beispielen polnischer zeitgenössischer Kunst]). In: Durys, Elżbieta/Ostrowska, Elżbieta (Hg.): Gender. Wizerunki kobiet i mężczyzn w kulturze. Kraków, 195 – 207.
- Lipsitz-Bem, Sandra (2000): Męskość – kobiecość. O różnicach wynikających z płci (Männlichkeit – Weiblichkeit. Von Geschlechterunterschieden). Gdańsk.
- Lucia-Müller, Sabine/Schülting, Sabine (Hg.) (2006): Geschlechter-Revisionen. Zur Zukunft von Feminismus und Gender Studies in den Kultur- und Literaturwissenschaften. Königstein/Taunus.
- Ossowska, Maria (1986): Etos rycerski i jego odmiany (Ritterethos und seine Formen). Warszawa.
- Schmale, Wolfgang (2003): Geschichte der Männlichkeit in Europa (1400 – 2000). Köln et al.
- Szczepaniak, Monika (2005): Männer in Blau. Blaubart-Bilder in der deutschsprachigen Literatur. Köln et al.
- Monika Szczepaniak (2007): Ulanen und Stahlhelden. Konstruktion der polnischen und deutschen militärischen Männlichkeit im Kontext des Ersten Weltkrieges. In: CONVIVIUM. Germanistisches Jahrbuch Polen. Bonn, 95 – 118.
- Tazbir, Janusz (Hg.) (1991): Mity i stereotypy w dziejach Polski (Mythen und Stereotypen in der Geschichte Polens). Warszawa.
- Tholen, Toni (2005): Verlust der Nähe. Reflexion von Männlichkeit in der Literatur. Heidelberg.
- Urbanowski, Maciej (2006): Ciężar legendy. O najnowszej powieści Eustachego Ryłskiego (Die Last der Legende. Der neueste Roman von Eustachy Ryłski). In: *Europa* 114, 14 – 15.
- Walczevska, Sławomira (2000): Damy, rycerze i feministki. Kobięcy dyskurs emancypacyjny w Polsce (Damen, Ritter und Feministinnen. Weiblicher Emanzipationsdiskurs in Polen). Kraków.

Bild und Gegenbild. Die Männlichkeit nach 1989 in Polen im Spiegel der hohen und der populären Kultur

Lidia Głuchowska

1 Einleitung

Die Ära nach der politischen Wende wurde in Polen schon vor zehn Jahren als die „Welt nach der *Sexmission*“¹ apostrophiert (Graff 2001, 268 – 272). Dieser Begriff bezieht sich auf einen äußerst populären, Mitte der 1980er Jahre entstandenen Science-Fiction-Film von Juliusz Machulski (*Seksmisja*, 1983), der in einer in der Zukunft verorteten Welt ohne Männer spielt, die unter der Diktatur von Frauen steht. Dieser Film kann als eine Satire auf das kommunistische System gedeutet werden. In seinem Finale treten zwei aus der Hibernation geweckte Schöngeister auf, die ihren Samen zur In-vitro-Fertilisation auf Reagenzgläser verteilen und somit die (männliche) Menschheit retten.

Der Film basiert auf dem in der polnischen Kultur des 19. Jahrhunderts gründenden patriotischen Mythos der *Mutter Polin*. Dieser entstand in der Zeit, als Polen keinen unabhängigen politischen Status besaß und sich somit keine starken Modelle von Männlichkeit ausbilden konnten. Die *Mutter Polin* schickte ihre Söhne in den Kampf, verlor sie wegen deren Konspiration, und während deren Abwesenheit bewahrte sie die nationalen und die patriarchalischen Werte: Gott, Stolz und Vaterland (Głuchowska 2007, 31, 223, 302; Monkiewicz 2003, 21).

Zur Zeit des antikommunistischen Widerstands – in der Ära von *Solidarność* zwischen 1980 und 1989 – spielte das so genannte konspirative Ethos eine besondere Rolle. Es handelt sich dabei um eine Reihe prodemokratischer Bestrebungen – wie die Herausgabe von illegalen Publikationen oder den offenen Informationsaustausch mit Westeuropa –, denen sich die offiziellen Medien verweigerten. An diesen Aktivitäten, die eine Art Verlängerung der romantischen Tradition

¹ Diese und alle anderen Übersetzungen aus dem Polnischen stammen von Lidia Głuchowska.

aus der Zeit der Teilungen Polens und dessen Nicht-Existenz auf der Karte Europas waren, hatten Frauen wesentlichen Anteil. Die darauf folgende politische Wende indes war zwar die Inkubation des freien Polens, aber auch die des Patriarchats. Nicht nur die Heldin von *Solidarność*, Anna Walentynowicz, vergaß man zugunsten von Lech Wałęsa. Auch die anderen an der Konspiration beteiligten Frauen wurden aus der neuen politischen Szene ausgeblendet. Nach Jahren der scheinbaren Gleichberechtigung begann ein echter Geschlechterkampf (Graff 2001, 272). So wurde in Polen 1993 eines der restriktivsten Abtreibungsgesetze Europas verabschiedet. Die „Welt nach der *Sexmission*“ im neuen Polen ist eine Welt der Männer. Diese ist konservativ, da sie unter der Schirmherrschaft der katholischen Kirche entstanden ist. Die Freiheit erfolgte im Namen der traditionell (und katholisch) verstandenen Nation und nicht im Namen der modernen demokratischen Gesellschaft (Piotrowski 1999, 238 – 239; Leszkowicz/Kitliński 2005, 159 – 161). Timothy Gaston Ash beschreibt die polnische Wirklichkeit um 1990 als eine paradoxe „abnormal normality“, in der sich die triumphierende Kirche und die Pornographie voneinander abgrenzen (zit. n. Leszkowicz/Kitliński 2005, 158).

Dennoch unterliegt die Codierung der Geschlechter in Polen seit der politischen Wende 1989 einem tiefgreifenden Wandel. Die Konfigurationen von Männlichkeit stehen hierbei seit mindestens zehn Jahren – vor allem im Rahmen der so genannten Genderforschung der zweiten Welle – im Mittelpunkt des Interesses.² Die konservativen und die alternativen Modelle von Männlichkeit werden in den Geistes- und Sozialwissenschaften gleichermaßen sowohl positiv als auch negativ reflektiert und revidiert (u. a. Poprzęcka 2002; Ritz 2000; 2002). Die Öffnung nach Westen und die verspätete, durch die kommunistische Utopie der Gleichheit gebremste Emanzipation der Frau markieren in diesem Kontext neue Perspektiven, ähnlich wie die sozialen Dilemmata der letzten Jahre, z. B. AIDS, Arbeitslosigkeit, Konstituierung einer „neuen“, konservativen Zensur sowie steigender Konsum (u. a. Brach-Czaina 1997; Wiśniewska 2001; Kowalczyk 2002; Durys/Ostrowska 2005; Leszkowicz/Kitliński 2005). Zu diesem Thema gibt es inzwischen eine ganze Reihe von Publikationen, die im vorliegenden Rahmen nicht

² Davon zeugen u. a. die Konferenzen *Frauen in der Literatur (und Männer)* (1999), *Die Kunst heute* (2000), *Gender – Kultur – Gesellschaft?* (2001) sowie *Bildnisse von Männern und Frauen in der Kultur* (2004). Die Beiträge von Jolanta Brach-Czaina, German Ritz, Elżbieta Pakszys und Elżbieta Durys sowie Maria Poprzęcka und Pawel Leszkowicz verdienen hierbei eine besondere Erwähnung.

einmal ansatzweise besprochen werden können (vgl. z. B. Walczewska 1999; Wasilewski 2005; Szczepaniak 2005).

Allgemein ist festzustellen, dass die Konstruktionen von Männlichkeit in der populären und in der hohen polnischen Kultur als Bild und Gegenbild betrachtet werden können. Nach Hans Belting schließt das Menschenbild in der Kunst das für die jeweilige Epoche geltende Bild von der Welt mit ein (2000, 1 ff.). Die Bilder von Frau und Mann als Typus und als Individuum, die in der Kunst sowie in Schulbüchern und populären Medien kursieren, stellen jedoch nicht nur eine Widerspiegelung der sozialen Wirklichkeit dar, sondern auch Antizipationen einer potentiellen Rollenverteilung, worauf u. a. Analysen aus dem Bereich der Sozialpädagogik und der Arbeitsmarktforschung deutlich hinweisen (z. B. Buczkowski 1997; Walczewska 2002).

In diesem Beitrag werden die Diskurse über Männlichkeitsmodelle auf drei Ebenen betrachtet, welche ich – vereinfacht formuliert – als die Ebene des Alltags und der konservativen Politiker, als die populäre Ebene von Werbung und Film sowie als die Ebene der ambitionierten und alternativen hohen Kunst bezeichnen möchte. Ich werde im Folgenden versuchen, die komplexen Zusammenhänge, die zwischen diesen drei Ebenen bestehen, zu analysieren. Die zuletzt genannte Ebene wird bedeutend geprägt durch die Impulse, die sich aus dem Demokratisierungsdiskurs ergeben, welcher sich aus dem Anschluss Polens an das vereinte Europa entwickelte. So entsteht das Bild einer Männlichkeit (und einer Geschlechterordnung), das sich gegen die schematischen und patriarchalisch gefärbten Bilder, die die populäre Kunst und die Medien liefern, richtet. Als populär verstehe ich die Formen der Kultur, die durch die Mehrheit der Gesellschaft akzeptiert werden; als hoch bezeichne ich die noch nicht etablierte, alternative Kultur der Minderheit.

Diese Betrachtung wird vor allem mittels einer kunstgeschichtlichen Bildanalyse geschehen, dabei aber auch die Ergebnisse der sozialwissenschaftlichen Forschung heranziehen. Anhand ausgewählter Beispiele wird die Kluft zwischen dem Bild von Männlichkeit in der hohen und dem Männlichkeitsbild in der populären polnischen Kultur aufgezeigt. In der populären Kultur zeigt sich in Werbung und politischen Parolen ein neues Bild von Männlichkeit, dem das Männlichkeitskonstrukt der hohen Kunst als ebenfalls neues, wenn auch anders „gestyltes“ und vorwiegend andere Gesellschaftsgruppen betreffendes Gegenbild gegenübersteht. Im Mittelpunkt stehen hier also Visualisierungen von Männlichkeitskonzepten, die einerseits die Elemente öffentlicher, sozial-politischer Diskussionen beinhalten, andererseits diese Diskussionen – nicht selten durch einen Skandal – hervorrufen.

In diesem Kontext werden auch die Erweiterungen der „klassischen“, traditionellen Geschlechtermodelle und die Aspekte der Metrosexualität erwähnt.

Die kritische Bilanz der Transformation in Polen ist u. a. aus solch populären Spielfilmen der 1990er Jahre abzulesen, die sprechende Titel tragen wie *Psy* (Die Hunde, 1992), *Młode wilki* (Die jungen Wölfe, 1995) und *Egoiści* (Die Egoisten, 2000). Darin wird der Mythos vom „starken Mann“, vom „einsamen Kämpfer“ und vom „Sheriff des Wilden Westens“ der jungen polnischen Demokratie und des neuen polnischen Eldorado aufgebaut. Die moralische Relativität, die emotionale Leere und der Konsumdrang herrschen hier sowohl unter den ehemaligen Funktionären der Geheimpolizei als auch unter den modernen Yuppies (Radkiewicz 2002a; 2005). In Bezug auf den Alltag und die populäre Kultur sind nicht nur die Analysen des gegenwärtigen Films, sondern auch die der Werbung, der Schulbücher sowie der „versteckten Mitteilungen“ im Verhalten von Lehrern als besonders inspirierend einzuschätzen.

Die allgemeine Schlussfolgerung bis hierher lautet: Nicht nur die populäre Kultur und die Medien, sondern auch die Schulbildung verbreiten konservative, auf Konsum und auf eine asymmetrische Verteilung der Rechte orientierte Geschlechtermuster. Diese entsprechen zum Teil nicht der sozialen Realität nach der Transformation und den Vorgaben der Europäischen Kommission bezüglich der Gleichberechtigung der Frau und nicht-heterosexueller Orientierungen (Arcimowicz 1997, 199–202; Leszkowicz/Kitliński 2005, 22–88). Am häufigsten werden hier die Männer als aktive „Schöpfer“ der Kultur und Wirtschaft und Frauen als die „Konsumentinnen“ dargestellt, auch wenn sich nicht selten gerade die Frauen besser an die neuen Herausforderungen des jungen „Turbokapitalismus“ adaptieren (Dziedzic 1997; Siemińska 1997, 14).

Das konservative, erfolgs-, wettbewerbs- und konsumorientierte Bild der Männlichkeit wird unter anderem in den nach der politischen Wende um 1989 zahlreich entstandenen Frauenzeitschriften und in den letzten Jahren auch in deren an das „hässliche Geschlecht“ adressierten Pendanten kreiert. Diese entstehen zumeist als Importe aus dem Westen und erweitern allmählich das stereotype Modell der Männlichkeit lediglich um die Komponente „männlicher Körper als Ware“, wofür beispielhaft die Titelblätter und die Inhalte der Zeitschrift *Men's Health* stehen können. Die patriarchalischen Muster der Gesellschaft werden durch die traditionellen männlichen Konkurrenzstrategien und das steigende Selbstlob der Machos der Dritten und Vierten Polnischen Republik auch in der Politik und in den Männermagazinen gefestigt (vgl. Wasilewski 2005).

Bedeutend vielfältiger wird das Phänomen der Männlichkeit in der hohen

Kunst analysiert. Wenn für die Ära des Sozialismus das Werk *Masa* (Die Masse, 1985 – 1987) von Magdalena Abakanowicz stehen kann, welches eine anonyme, uniformierte, gesichtslose und ihrer Identität beraubte Menschenansammlung darstellt, so markieren die politische Wende vor allem zwei Werke. Zum einen handelt es sich um eine Performance von Jerzy Bereś, *Przepowiednia spełnia się* (Die Prophezeiung. Es geht in Erfüllung, 1989), in der sein nackter Körper als Medium künstlerischen Ausdrucks fungiert (s. Bild 1).



Abb. 1: Jerzy Bereś: *Przepowiednia spełnia się* (Die Prophezeiung. Es geht in Erfüllung), 1989.

In der sozialistischen Ära war der nackte und sexualisierte Körper als Zeichen des Individualismus in der uniformierten offiziellen Kultur tabuisiert. Er konnte nur in dem engen, kontrollierten Rahmen der alternativen „Nischen-Kunst“, wie

z. B. den Performances von Bereś, existieren. Im April 1989, nach dem Unterzeichnen der Vereinbarung des so genannten Runden Tisches, die die Konstituierung einer neuen demokratischen Republik antizipierte, bemalte Bereś seinen nackten Körper mit den polnischen Nationalfarben und der Parole: „Die Prophezeiung. Es geht in Erfüllung“. Seine Nacktheit ist asexuell und steht außerhalb der Sphäre idealistischer Konnotationen des männlichen Aktes. Als Gegenstück zum realsozialistischen halb nackten Heros am *Palais der Kultur und Wissenschaft* in Warschau (1953) aktualisierte Bereś eine der „großen nationalen Narrationen“, nämlich den romantischen Mythos vom Künstler-Propheten, der seit der Teilung Polens die nationale Kultur im 19. Jahrhundert prägte. Solch pathetische Manifestationen verloren mit der Zeit ihren status quo.

Zum anderen bringt die Videopräsentation *Leninplatz-Projektion* in Berlin (1990) des in Amerika tätigen polnischen Künstlers Krzysztof Wodiczko ein beunruhigendes Symbol des neuen Wertesystems zum Ausdruck. Während einer Diaprojektion wird auf die Gebäude des Leninplatzes das Bild eines osteuropäischen Touristen mit einem überfüllten Rollwagen vorgeführt. Dieses Bild fungiert als Sinnbild für die „Endlichkeit der Freiheit“. Es handelt sich um das Paradies des Konsums, welches ja im Ostblock mit dem Westen und somit mit der Freiheit assoziiert wurde und, da es im Ostblock nicht existierte, auch nie zuvor der Kritik unterlegen hatte (Piotrowski 1999, 194–200, 224). Soviel zu den Symbolen der Männlichkeit zur Zeit der Wende.

Die bildende Kunst der Transformation wird mit einer „postindustriellen Traurigkeit“ gleichgesetzt (Rottenberg 2005, 335). Dieser Begriff steht für den Verlust von klaren ethischen und ästhetischen Vorsätzen sowie für den Verlust des Glaubens an eine weitere positive sozial-politische Entwicklung. Zahlreiche Vertreter der interdisziplinären Genderforschung und einige Künstler der jüngeren Generation, die sich teilweise von den Theorien Letzterer inspirieren ließen (vgl. u. a. Brach-Czaina 1997; Kowalczyk 2002; 2005; Jakubowska 2004; Radkiewicz 2002b), versuchen, die postsozialistischen Geschlechterverhältnisse sowohl retrospektiv in Bezug auf das gesamte 20. Jahrhundert als auch bezogen auf die Transformationsprozesse zu thematisieren. Hier kommen auch alternative Modelle von Männlichkeit zum Ausdruck. Besonders radikal wird die Frage nach den geschlechtlichen Konflikten sowie nach der sozialen Positionierung von Männern und ihren neuen Rollen und Ansprüchen in der so genannten polnischen kritischen Kunst der 1990er Jahre gestellt (Kowalczyk 2002). So wird zumeist die sozialpolitisch engagierte Kunst bezeichnet, die von der jungen Künstlerinnengeneration geschaffen wird und die sich des physiologischen Bildes des Körpers als Symbol

der sozialen Oppression und der menschlichen Sterblichkeit bedient. Zu diesen Werken zählen vor allem diejenigen, die sowohl durch die feministische als auch durch die homosexuelle Theorie und Praxis inspiriert werden. Anders als in Westeuropa und in Amerika, wo Ende der 1960er Jahre eine sexuelle und sozialpolitische Revolte stattfand, hatte im sozialistischen Polen diese Art engagierter, figurativer Kunst kein Existenzrecht. Man wendete sich stattdessen der Abstraktion zu, weil jeglicher ideologischer Ausdruck mit der Diktatur und der verhassten offiziellen, propagandistischen realsozialistischen Kunst assoziiert wurde (Piotrowski 1999, 92–111). So konnten solche auf sozialpolitischen Protest ausgerichteten Kunstwerke erst zwanzig bis dreißig Jahre später als im Westen auf die modifizierte Geschlechterordnung in der neuen Realität antworten. Diese Kunstwerke werden als „neue Kunst im neuen Staat“ oder als „Frauenrevolte“ bezeichnet (Kowalczyk 2002a; Leszkowicz/Kitliński 2005, 158, 170–171), obwohl sie auch von männlichen Künstlern geschaffen werden. In Bezug auf die Visualisierung von Männlichkeitskonzepten lassen sich diese Werke unter folgenden Aspekten zusammenfassen: „Der Mann und die Macht“, „Die dressierten Jungs“, „Feindbilder der Männergesellschaft“, „Postgender: Außerhalb der binären Geschlechtercodierung“, „Homoerotik enttabuisiert?“, „Der ausgeblendete Künstler“.

2 Bildanalysen

2.1 *Der Mann und die Macht*

„Niemand wird als Frau geboren.“ Diese Feststellung von Simone de Beauvoir wird in der polnischen gegenwärtigen Kunst auch in Bezug auf oppressive, kulturell und politisch bedingte Konstruktionen von Männlichkeit analysiert. Die Verfahren und Strategien der interaktiven sozial-künstlerischen Koexistenz entblößen die „gefährlichen Beziehungen der Kunst und des Leibes“ (wie bei Marquise de Sade) (Kowalczyk 2002b). Dies geschieht, indem bestimmte Verhaltensmuster, Gesten, Posen und verbale Zeichen des traditionellen maskulinen Codes in neue Kontexte gesetzt werden. Häufig erzeugt dies einen Aufmerksamkeit erregenden Verfremdungseffekt, wie z. B. in den Werken *Archiwum gestów* von Zofia Kulik (Archiv der Gesten, 1987–1991; s. Bild 2a und 2b), *Krzeseł 2* (Der Stuhl 2, 2000) von Katarzyna Kozyra und *Kompania Reprezentacyjna Wojska Polskiego* (Die Repräsentationskompanie der Polnischen Armee, 2000) von Artur Żmijewski, in dem wirklich oder metaphorisch uniformierte und nackte Körper zusammengestellt sind (Ciesielska/Smalcerz 2000, 50–51).



Abb. 2a: Zofia Kulik: Archiwum gestów (Archiv der Gesten), 1987-1991.

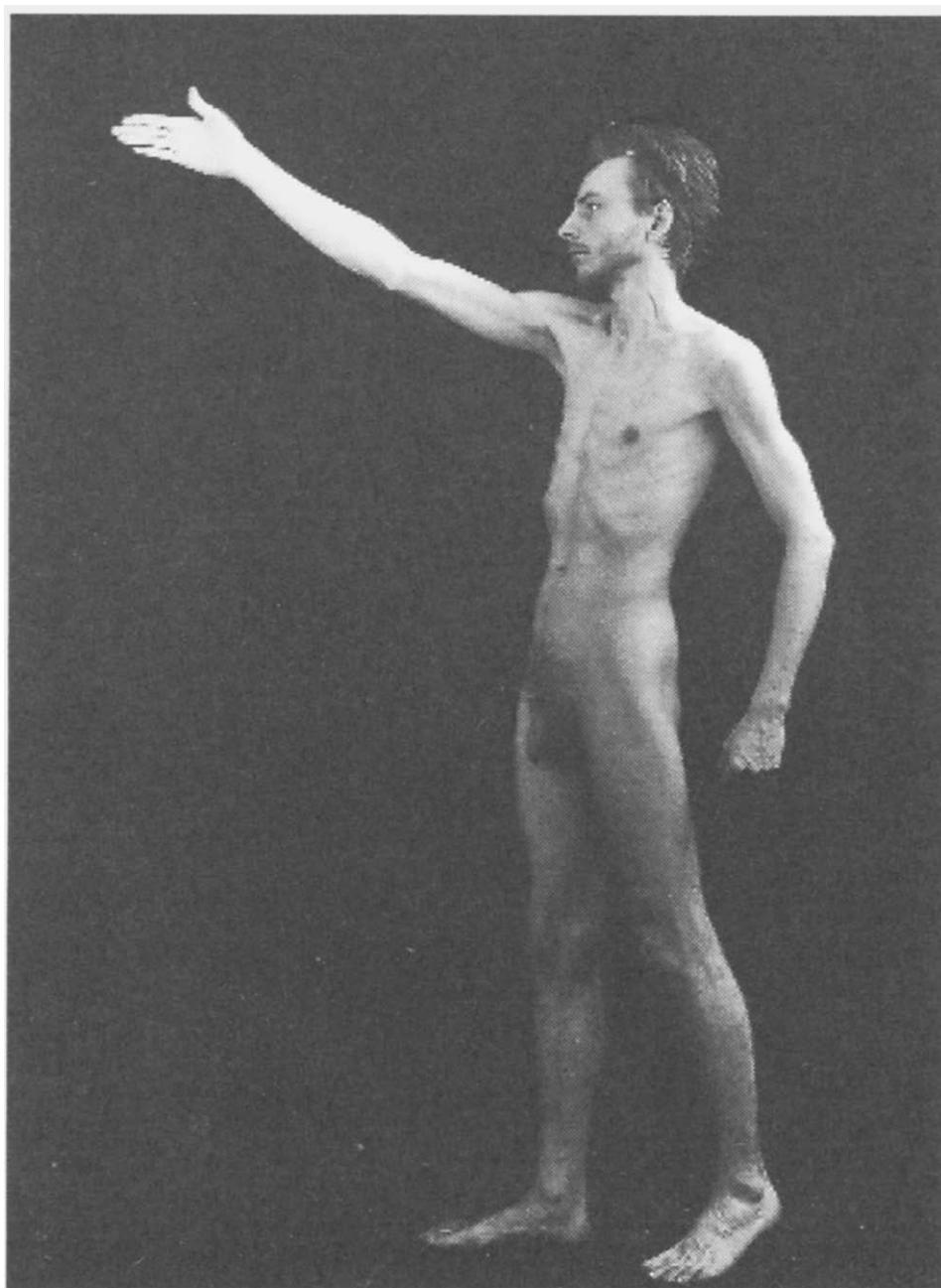


Abb. 2b: Zofia Kulik: Archiwum gestów (Archiv der Gesten), 1987-1991.

Nackt ist der Mann wehrlos: „Wir, die schwachen Männer, stellen unseren rosa Po zur Schau und verwenden ihn als unseren Stempel. Damit bezeugen wir unsere Weichheit und Schwäche. Unsere Hinterbacken und unsere schwingenden Schwänzchen sind Botschafter unserer Zartheit“, kommentiert der Künstler Artur Żmijewski selbst (zit. n. Kowalczyk 2002b, 43). Die Pose des Redners, der Anzug oder die Uniform erscheinen dadurch als eine Art konventionelle Rüstung, welche die Sphären des offiziellen und des privaten Männerbildes voneinander trennt. Interessanterweise dokumentierte die polnische Kunst Offenbarungen solcher Art in Bezug auf die angeblich sozial gleichgesetzte Frau bereits vor zehn bis zwanzig Jahren, so z. B. in der *Autoidentyfikacja* (Selbstidentifikation, 1980) von Ewa Partum. Es handelt sich hierbei um ein Foto, auf dem sich mitten auf der Straße eine uniformierte Polizistin und eine nackte Frau in Pumps gegenüberstehen. Die Gewalt, die von den totalitären Institutionen – wie etwa Armee, Schule oder Krankenhaus – auf die Privatsphäre ausgeübt wird, erscheint somit als offensichtlich. Doch auch die Natur privater heterosexueller Beziehungen wird in der Kunst der kritischen Analyse unterzogen. So entblößt z. B. Dorota Nieznalska in ihrem Werk *Bez tytułu* (Ohne Titel, 1999) die familiäre, psychische Gewalt des Mannes gegen seine Partnerin, die hier, wie auch in vielen anderen Werken, als Hündin dargestellt und behandelt wird (s. Bild 3).

2.2 Die dressierten Jungs

Dass sich die Visualisierung der Dressur-Metapher nicht nur auf heterosexuelle Verhältnisse oder die konventionelle Erziehung der Frau in Richtung einer untergeordneten Rolle in der Gesellschaft bezieht, illustrieren weitere Beispiele aus der Kunst (vgl. Kowalczyk 2002; Brach-Czaina 1997, 148, 220). Dabei werden zwei-erlei Tendenzen deutlich: Zum einen geht es um die Initiation des Jungen zum Mann, welche nach Elisabeth Badinter durch eine dreifache Verneinung zustande kommt: Er müsse beweisen, dass er kein Kind, keine Frau und nicht schwul sei (Badinter 1993; Brach-Czaina 1997, 148, 220; Kowalczyk 2002a, 199). Zum anderen geht es um die Mechanismen der Durchführung diesbezüglicher Beweise, die durch den Kommerz geförderte und medial vermittelte Bilder des Supermanns und Supermachos aufrechterhalten. Besonders ausdruckskräftig erscheinen in diesem Kontext zwei Werke von Zbigniew Libera: *Body Master. Zestaw zabawowy dla dzieci do lat 9* (Body Master. Spielzeugset für Kinder bis zum 9. Lebensjahr, 1994) und *Universal Penis Expander* (1995). Beide Werke stellen imaginäre Fitnessgeräte in karikiertem Weise dar, die dem Auf- und Ausbau männlicher Attribute dienen sollen – im Fall des zuerst erwähnten Werks der Muskulatur bei

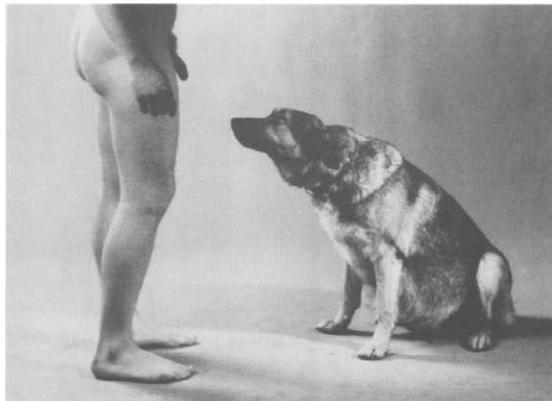


Abb. 3: Dorota Nieznalska: *Bez tytułu (Ohne Titel)*, 1999.

Kindern und im Fall des zweiten demjenigen der Genitalien bei Erwachsenen. Die Kunstwerke verweisen damit sowohl auf den Kult des irrealen Körperbildes als auch auf die Manipulationen durch Werbeparolen, die diesen Kult steigern und die Verwirklichung der Träume vom „neugestylten“ Ich-Bild vortäuschen. Dass dieser mit Leiden in den Fitnessstudios verbundene Kult jedoch die Hoffnung auf erotische Potenz nicht erfüllen und auch nicht als ein Traum von Erlösung fungieren kann, zeigt wiederum das Werk von Dorota Nieznalska *Pasja* (Die Passion, 2003; s. Bild 4).

Ein Film aus dem Fitnessstudio wird hier durch ein Foto vom gekreuzigten Penis ergänzt. Es ist ein Bild von männlichem Masochismus auf dem Weg zur „perfekten Form“ (Leszkowicz/Kitliński 2005, 164). Doch nicht von allen wurde es so wie von der Künstlerin selbst gedeutet. Aufgrund des Kunstwerkes wurde Nieznalska von der rechtsradikalen, katholischen Partei *Polnische Familienliga*, deren Vertreter nur einen Teil der Installation, nämlich das Foto, aus dem Fernseher kannten, physisch angegriffen und vor Gericht gestellt. Sie wurde zu sechs Monaten „Freiheitseinschränkung“ verurteilt, musste einen Strafdienst für eine katholische Wohltätigkeitsorganisation leisten und durfte das Land nicht verlassen. Man warf ihr die Verletzung religiöser Gefühle vor. Dieser Präzedenzfall zeigt einerseits besonders anschaulich, wie hoch der Preis der Freiheit des künstlerischen Ausdrucks in einem freien demokratischen Land sein kann, und andererseits, dass von einer Autonomie der Kunst und deren *licentia poetica* unter diesen Umständen nicht gesprochen werden kann.

2.3 Feindbilder der Männergesellschaft

Die durch den Fall *Die Passion* von Dorota Nieznalska eröffnete Betrachtungsperspektive beleuchtet einen dritten Bereich, der in der neuen polnischen kritischen Kunst der ersten zwei Jahrzehnte nach der Wende untersucht wird, nämlich das Problem der Feindbilder der patriarchalischen Männergesellschaft (vgl. Pätzoldt 1987). Was hier im Mittelpunkt der künstlerischen Analyse steht, sind also die Randlagen des offiziellen, heroischen Männerbildes – die „Anderen“: Fremde, Arbeitslose, Obdachlose, Behinderte, Schwule und selbstverständlich Frauen, all das also, was Julia Kristeva als *abject* bezeichnet, etwas, das Abscheu erweckt (vgl. Kristeva 1982; Leszkowicz/Kitliński 2005, 103; Kowalczyk 2002b, 13). Zum Teil entsprechen die „Anderen“ auch dem, was in der neuen polnischen Wirklichkeit nach 1989 als nicht vermarktungsfähig erscheint, weil es dem herrschenden Schönheits- und Fitness-Terror nicht entspricht.

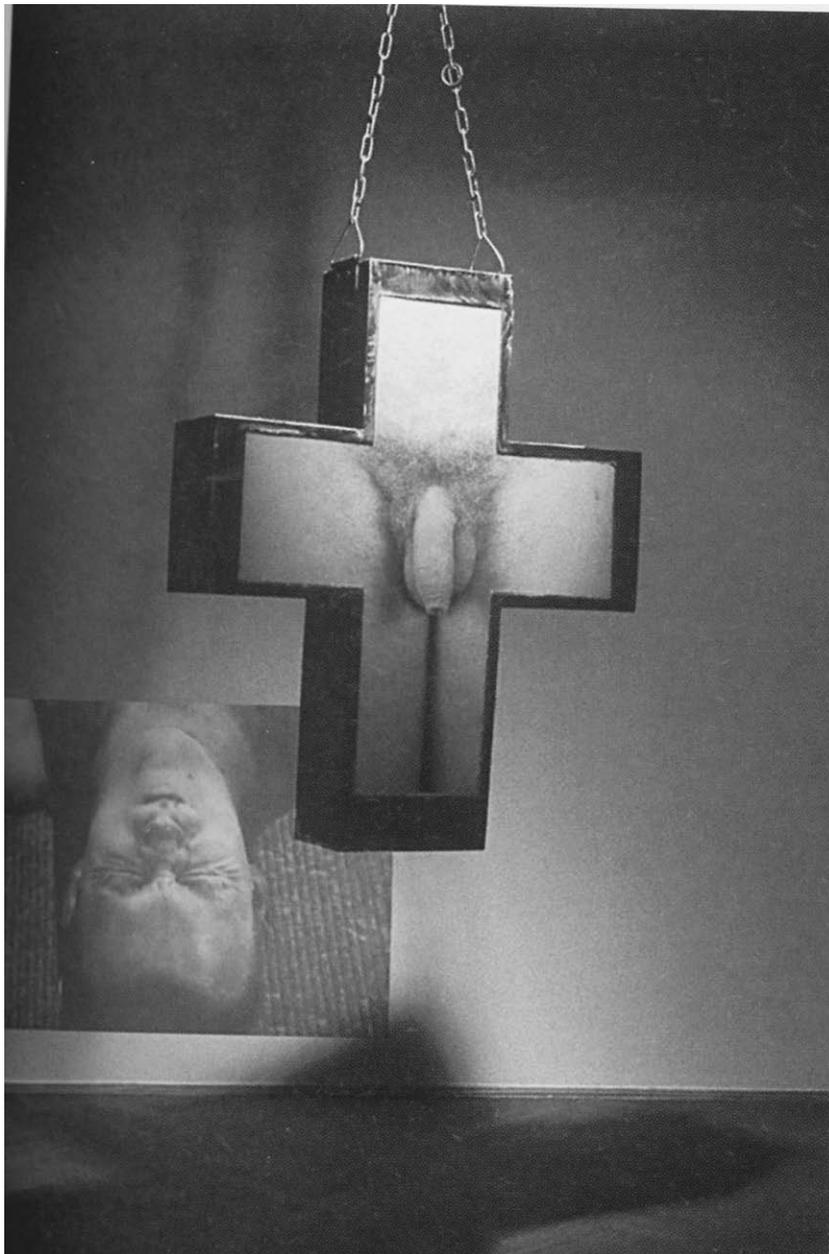


Abb. 4: Dorota Nieznalska: Pasja (Die Passion), 2003.

Die Lage des Obdachlosen symbolisiert Krzysztof Wodiczko in seinem noch Ende der 1980er Jahre entstandenen Werk *Pojazd dla bezdomnych* (Der Wagen der Obdachlosen, 1988 – 1989). Das Werk ist eine Installation, die eine mobile Bleibe darstellt, eine Art Schneckenmuschel, die auf das Dilemma des Emigranten, des Arbeits- und des Obdachlosen hinweisen soll. Das Problem des Argwohns gegenüber Fremden wird in einer anderen Installation Wodiczkos, *Laska tułacza* (Die Vagabundenkrücke, 1992), angesprochen. Durch einen Lautsprecher lässt der Künstler einen Afroamerikaner das Dilemma seiner erschwerten Assimilation im beinahe mononationalen und monokonfessionellen Polen äußern (Piotrowski 1999, 239 – 244). Da zum offiziellen Paradigma nur der weiße heterosexuelle Mann der Mittelschicht gehört, passen die beiden hier von Wodiczko vorgestellten Fälle aus dem Randlagenbereich der Gesellschaft nicht in das allgemein geltende, herkömmliche Bild. Ähnlich verhält es sich mit den Behinderten in den Video- und Foto-Installationen Artur Żmijewskis. Ein Beispiel für Letztere ist das Werk *Oko za oko* (Auge um Auge, 1998), das Bilder einer symbiotischen und komplementären Koexistenz kranker und gesunder Menschen in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rückt. Die Aussage dieser Bilder ist positiv, denn nicht immer lässt sich feststellen, wer für wen die Stütze bildet. Auf die Verletzlichkeit und den sensuellen, also vergänglichen Status des männlichen Körpers und die Alterungsprozesse verweist Paweł Althamer in seinem *Autoportret* (Selbstporträt, 1993; s. Bild 5).

Diese Figur aus Pappmaché und Sägespänen, die als „Postkunst des Postkünstlers“ (Sosnowska 2006, 375) bezeichnet wurde, verbleibt in einem Zustand des Zerfalls. Auch die Zurschaustellung opulenter oder alter Körper im Video von Katarzyna Kozyras *Łaźnia męska* (Das Männerbad, 1999), das im folgenden Kapitel genauer besprochen wird, trägt zur Konstituierung eines alternativen humanistischen Paradigmas der Männlichkeit bei, welches dem Schönheitsterror entgegengesetzt werden könnte.

2.4 Postgender: Außerhalb der binären Geschlechtercodierung

Der Film *Das Männerbad* wurde mit versteckter Kamera von der als Mann verkleideten Künstlerin Katarzyna Kozyra aufgenommen, welche eine Penis-Prothese trug, die „Eintrittskarte zum Männertempel“. Dieser Film, der mit dem Grand Prix auf der Biennale in Venedig 1999 ausgezeichnet wurde (vgl. Jakubowska 2004, 47), eröffnet eine weitere Perspektive: Er visualisiert das Problem der Transsexualität, das im Spiegel der gegenwärtigen Kunst besonders aufmerksam analysiert wird. Es ist das Problem des so genannten Postgenders (Jakubowska

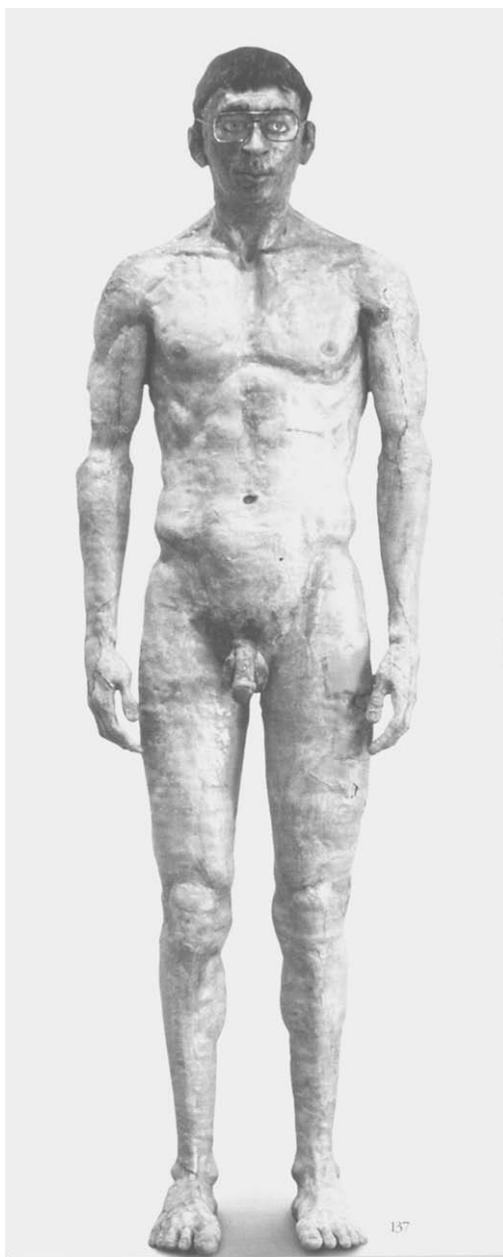


Abb. 5: Paweł Althamer: Autoportret (Selbstporträt), 1993.

2004, 35 – 50). Das gemischte Geschlecht, männlich und weiblich, wird auch in solchen Werken wie *Onone. Świat po świecie* (Er-Sie. Die Welt nach der Welt, 1995) von Alicja Żebrowska (s. Bild 6) oder *Androgyne Gyneandros*³ (1996) von Monika Zielińska (s. Bild 7) visualisiert.



Abb. 6: Alicja Żebrowska: *Onone. Świat po świecie* (Er-Sie. Die Welt nach der Welt), 1995.

³ Bei diesem Titel handelt es sich um ein Wortspiel mit dem Begriff „androgyn“, den die Künstlerin umstellt (Gyneandros). Mit der Doppelung, „Androgyne Gyneandros“, meint sie eine Art ideales doppelgeschlechtliches Wesen im platonischen Sinne.

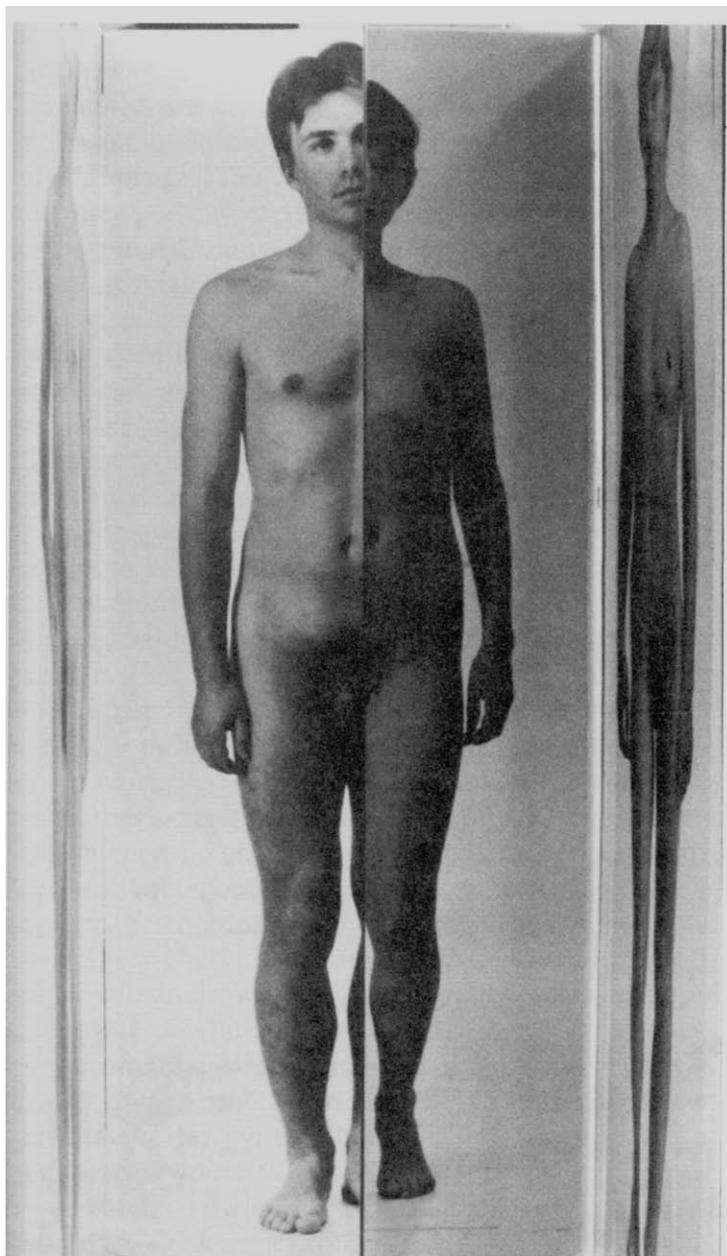


Abb. 7: Monika Zielińska: Androgyne Gyneandros, 1996.

Im zuerst genannten Werk imitiert das Bild eines künstlich charakterisierten Hermaphroditen die Posen der klassischen Kunst. Das doppelte Geschlecht steht für den Mythos von der körperlich-geistigen Integrität, der doppelten Sexualität. Im zweiten Werk wird in einem System vieler Spiegel ein Wesen konstruiert, das, je nach Betrachtungswinkel, in unterschiedlichem Grade zugleich weiblich und männlich ist. Dies wiederum widerspricht der phallozentrischen Konzeption der binären Geschlechterordnung und knüpft an die Debatte über die weiblich-männlichen Komponenten in der Psyche des Menschen an. Gerade die Präsenz fremder Elemente im Wesen des Mannes soll von seiner Attraktivität für das andere Geschlecht und von seiner Adaptationsfähigkeit innerhalb der neuen Marktsituation zeugen.

Ein weiterer Aspekt des faszinierend ambivalenten Postgenders kommt in dem Werk von Barbara Konopkas Werk *Illuminacje. On-line. Człowiek binarny*. (Illuminationen. On-line. Der binäre Mensch, 1998 – 1999; s. Bild 8) zum Ausdruck. Die Künstlerin bezieht sich in diesem Werk auf die virtuelle Wirklichkeit und die daraus stammende Figur des *Cyborgs*. Diese soll ein geschlechtlich neutrales und wechselbares Wesen darstellen, das der anonymen Natur der Kontakte im Netz entspricht. Dass es sich hier, ähnlich wie im Falle der anderen Postgender-Konstrukte, um eine Utopie außerhalb der traditionellen Geschlechterhierarchie handelt, ist durch spezielle Forschungen über die virtuelle Persönlichkeit längst bestätigt (Nacher 2002).

2.5 Homoerotik enttabuisiert?

Eine weitere Utopie scheint im neuen polnischen Staat die Gleichberechtigung der nicht-heterosexuellen Beziehungen zu betreffen. An dieser Tatsache verändern auch die Empfehlungen der Europäischen Kommission nicht viel, weil die konservativen Geschlechtermodelle durch die katholische Kirche und die offizielle polnische Politik der Jahre 2005 – 2007 gefestigt und popularisiert werden (Leszkowicz/Kitliński 2005, 50 – 61). Nicht selten wird in diesem Kontext davon gesprochen, dass ein großer Teil der polnischen Gesellschaft von Sexophobie und Homophobie geprägt sei, welche die traditionelle Misogynie begleiten (ebd., 22 – 38). Seitens der Betroffenen erklingen Stimmen, dass Polen von einem kommunistischen in ein fundamentalistisches Regime, eine „Heteromatrix“, umgewandelt worden sei (ebd., 74 f., 276). Auch in diesem Kontext fungiert die visuelle Kunst in ihrer Offenheit als Avantgarde. In Werken wie der Videoinstallation *L'amour Passion* (2000) von Izabella Gustowska, welche aus einem System mechanischer Muscheln mit darin eingebauten Bildschirmen besteht, oder den *Foto-*

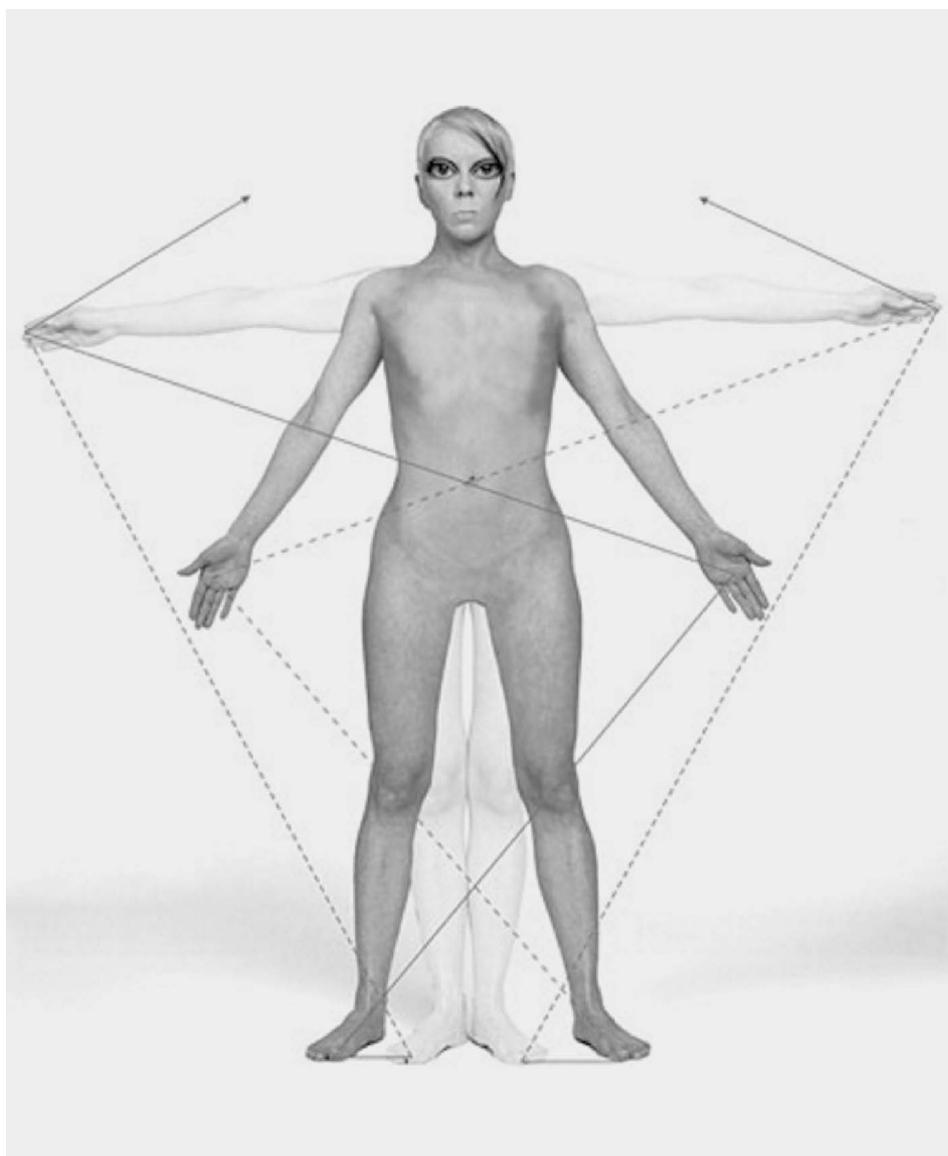


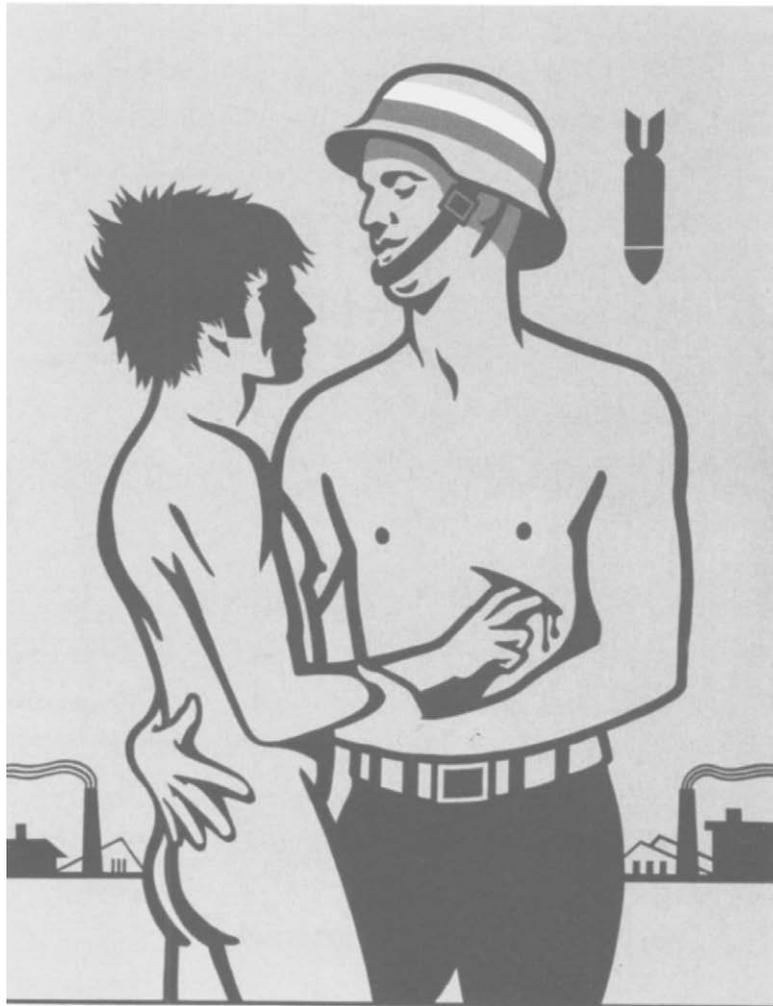
Abb. 8: Barbara Konopka: *Iluminacje. On-line. Człowiek binarny* (Illuminationen. On-Line. Der binäre Mensch), 1998-1999.

grafie na prześcieradłach (Fotografien auf Bettlaken, 2000/2004) von Katarzyna Korzeniecka (*Rachel und Sylwia, Krzysztof und Suppie, Leon und Suppie, Dominique und Piotr*), ist eine Affirmation pluralistischer Liebesformen, also auch der Homoerotik und der Bisexualität, vorzufinden. Auf diesen Fotografien nämlich werden Personen unterschiedlichen Geschlechts dargestellt, die sich in verschiedenen erotischen – homo-, hetero- und bisexuellen – Verhältnissen befinden. Der männliche Stolz auf den eigenen Körper, männliche homoerotische Verführungsstrategien und Konkurrenzspiele werden wiederum in dem bereits erwähnten *Łaźnia męska* (Männerbad) vielfältig illustriert. Dieselben Dinge werden auch im kontroversen Kontext des männlich konnotierten Militarismus vor dem Hintergrund der Beteiligung der polnischen Armee am Irak-Krieg von Tomasz Kozak in seinem *Autoportret jako Tomasz Didymos* (Selbstporträt als ungläubiger Thomas [Didymos], 2003; s. Bild 9) thematisiert.

In diesem Werk – ähnlich wie in der Schwulenpornographie – wird die Homosexualisierung des männlichen Militarismus visualisiert und mit dem patriotischen Mythos von Polen als „Christus der Nationen“ zusammengestellt. Die radikale Aussage erscheint hier jedoch durch die comicartige Stilistik und den intelligenten Humor abgeschwächt (Leszkowicz/Kitliński 2005, 185). Parallel dazu entstehen Werke, in denen der traditionell heroische männliche Akt sexualisiert wird, was auch in den Interpretationen von Kenneth Clark, Lynda Nead, John Berger und in Deutschland von Margarete Walters Erwähnung findet (Berger 1972; Clark 1958; Nead 1993; Walters 1978). Unter dem Einfluss des weiblichen und männlichen homosexuellen erotischen Blicks werden die konventionellen Codes der bildenden Kunst in Frage gestellt und erweitert. Der Macho verliert das Urheberrecht über die Macht des Sehens, also über die Macht des versachlichenden Blicks (Bator 1997, 132–133). Dieser Prozess kann an Beispielen wie *Ogród* (Der Garten, 1996–2004) von Zofia Kulik oder einigen Fotoarbeiten ohne Titel von Katarzyna Kozyra (1996) beobachtet werden. Kozyra bedient sich einer sakralen Symbolik und spielt zugleich an die Fotokonventionen der *Gays-Proud* an, indem sie einen nackten jungen Mann in einer provokanten Pose darstellt und ihm einen Nimbus oder Strahlenkranz um den Kopf windet. Die spezifische Schwulenästhetik ist wiederum in den naturalistischen Plastiken von Krzysztof Malec, *Cisza* (Die Stille, 1992) und *Akt męski* (Der männliche Akt, 1994), sowie im *Autoportret* (Selbstporträt, 1993) von Andrzej Karaś zu beobachten. Deren Kulisse und Kontext bilden im gesamten Raum verstreute Daunen oder Collagen aus Blumen und Zeitungsausschnitten.

So viel zur Kunst. Die soziale Realität sowie die Bild- und Textkommunikate

NIEDOWIARSTWO



ZWEIFELSUCHT

*Abb. 9: Tomasz Kozak: Autoportret jako Tomasz Didymos
(Selbstporträt als ungläubiger Thomas [Didymos]), 2003.*

aus den Medien, die am ehesten der Wunschebene der Politik entsprechen, sind bei weitem nicht so tolerant. Sowohl die Ausstellung *Ja i AIDS* (Ich und AIDS, 1995), die Plakate mit homosexuellen Paaren von Karolina Bregula, welche im Rahmen der Toleranz-Kampagne *Niech nas zobaczą* (Sollen sie uns doch sehen, 2003) entstanden, als auch das Wahlplakat der Grünenpartei mit dem Slogan *Make love not war* (2004), auf dem ebenfalls ein homosexuelles Paar abgebildet ist, wurden vehement boykottiert. Als ein ähnliches, doch erotisch viel mutigeres Motiv auf dem Umschlag der Jugendzeitschrift *Machina* erschien, erwies sich das dagegen als eine äußerst effektive Vermarktungsstrategie. Homoerotik im Dienste des Kommerzes ist also sicher und erlaubt – Homoerotik als ein Bestandteil der Normalität dagegen unzulässig (Leszkowicz/Kitliński 2005, 181 f.).

2.6 Versuch eines Resümees: Der ausgeblendete Künstler

Die bekannte Genderforscherin Agnieszka Graff schreibt:

Es gibt keine Menschen ohne Geschlecht, selbst in der Sphäre der Vorstellungen. Wenn man denkt ‚Künstler‘, ruft man aus dem kollektiven Gedächtnis einen beseelten Mann mit Pinsel und Palette hervor. Nach dem Stichwort ‚Wissenschaftler‘ stellen wir uns einen zerstreuten Kerl im weißen Kittel vor. Ähnlich ist es mit dem ‚Politiker‘. Wenn man mit dem Finger schnippt, springt uns aus einer Schachtel ein Hampelmann entgegen, ein Herr im Anzug, ein ehrenvoller ‚Staatsmann‘, der zusammen mit anderen Staatsmännern ernsthafte ‚Männergespräche‘ führt. (Graff 2001, 48)

Diese Feststellung gilt immer noch, obwohl die Kommerzialisierung des Kunstmarktes und der sozialen Wirklichkeit allmählich zur Inflation traditioneller Werte und Mythen der Männlichkeit sowie der konservativen Trennung in eine niedrigere weiblich-privat-sensuelle und eine höhere männlich-öffentlich-geistige Sphäre beitragen (Pollock 1989; Wiśniewska 1999). Der männliche Künstler als Prophet und „Christus der Nationen“, den noch Jerzy Bereś in seiner am Anfang dieses Beitrags erwähnten Performance aus der Zeit der Wende inkorporierte, scheint jedoch endgültig sein Existenzrecht verloren zu haben. Das vergangene Jahrzehnt gilt in der polnischen Kunst als die Zeit der „Frauenrevolte“, was sich durch die häufige Präsenz weiblicher Künstlerinnen und die Aussagekraft ihrer kontroversen Werke erklären lässt. Es wird sogar vermutet, dass der männliche Künstler die Szene verlasse. Er äußert sich lieber in episodischen Kunstaktionen als in Artefakten (vgl. Sosnowska 2006).

Forscherinnen und Forscher sowie Künstlerinnen und Künstler stellen fest: Die männliche Identität in der androzentrischen Kultur ist eine feste Maske und

ein Gefängnis. Männlichkeit wird stets mit einer rigorosen sozialen Norm konfrontiert, die durch Bildung und Berufsleben vermittelt wird. Im posttotalitären Polen ist diese Norm nicht durch die Kategorien Erfolg und Dominanz gekennzeichnet. Die sozialen Bedingungen lassen den Traum von Dominanz unerfüllt und produzieren ein Gefühl sexuellen, wirtschaftlichen und politischen Frustes (Kowalczyk 2002b, 195; Leszkowicz 1999, 97). Dafür stehen solch dekonstruktivistische Werke wie die Performance *Autoportret jako businessman* (Selbstporträt als Businessman, 2002) von Paweł Althamer im Berliner *Sony Center*, in der eine symbolische Entkleidung den Verlust von Identität markiert, sowie Oskar Dawickis *Znikający artysta* (Der ausgeblendete Künstler, 2005; s. Bild 10) oder auch „verschimmelte“ (d. h. Schimmel nachahmende) Leinwände desselben Künstlers aus seiner Ausstellung im Krakauer *Bunker der Kunst* im Jahre 2004 (Markowska 2006, 375 – 380). Womit wird die Leere nach dem männlichen Propheten und nach dem *superman* gefüllt?

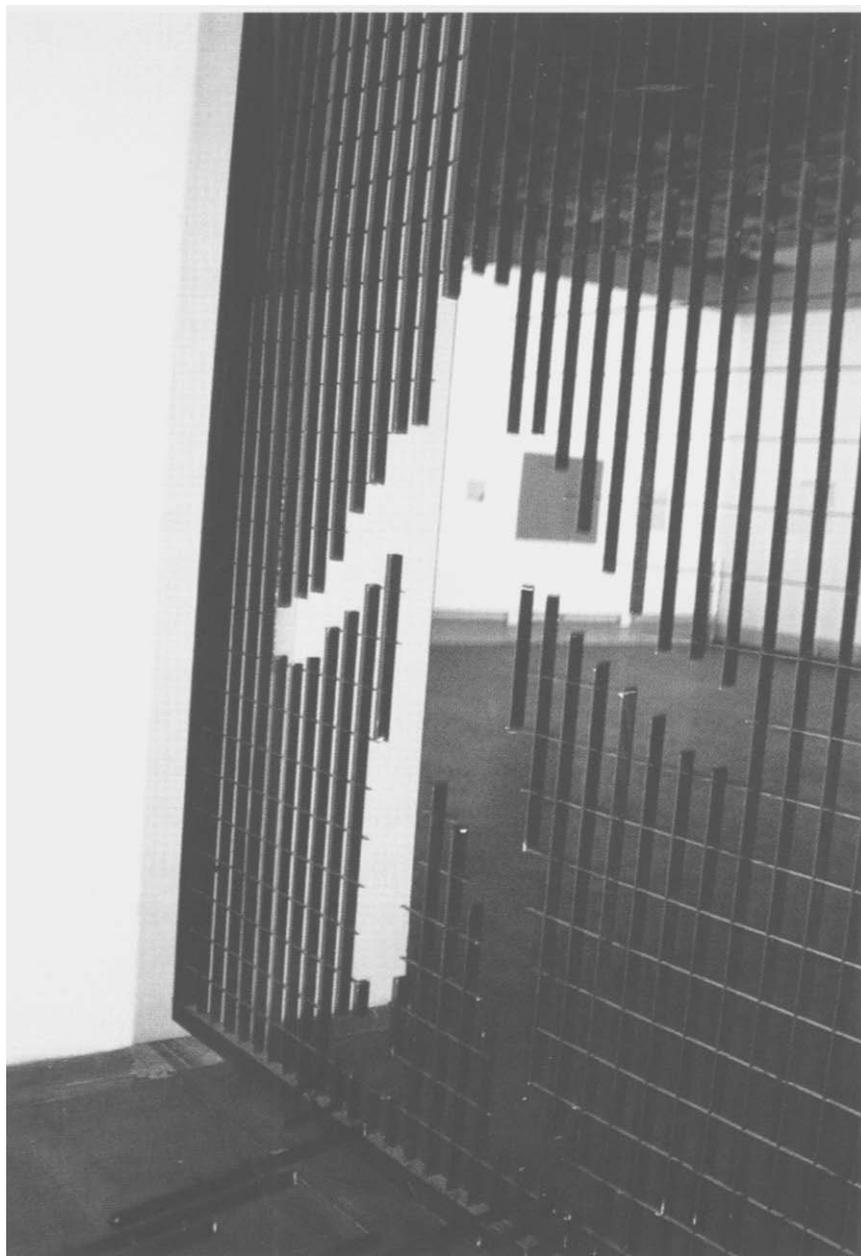


Abb. 10: Oskar Dawicki: *Znikający artysta* (*Der ausgeblendete Künstler*), 2005.

In diesem Beitrag wurde auf typische Probleme der Konstituierung der „neuen“ Männlichkeit nach der Transformation hingewiesen. Es konnten selbstverständlich nur exemplarische Einblicke in die vielfältigen Strategien der Infragestellung konventioneller Geschlechterkonstruktionen gegeben werden. Sind diese hier nur erwähnten Gegenkonzepte, die jeweils eine Monographie verdienen, wirklich eine Alternative für die Gesellschaft nach der Transformation? „Nicht die Kunst ahmt das Leben nach, sondern das Leben die Kunst“, sagte vor etwa hundert Jahren Oscar Wilde. Gilt das auch für die Modifizierung des Paradigmas der Männlichkeit? Kann die Kunst die Umdefinierung von Gender antizipieren? Die so genannte polnische kritische Kunst der 1990er Jahre hat es zumindest versucht.

Abbildungsnachweise

1. Jerzy Bereś: Przepowiednia spełnia się (Die Prophezeiung. Es geht in Erfüllung), 1989. Aus: Piotrowski, Piotr (1999): Znaczenia modernizmu. W stronę historii sztuki polskiej po 1945 roku. Poznań, 201.
2. a/b. Zofia Kulik: Archiwum gestów (Archiv der Gesten), 1987–1991. Aus: Kowalczyk, Izabela (2002b): Niebezpieczne związki sztuki z ciałem. Poznań, 22.
3. Dorota Nieznalska: Bez tytułu (Ohne Titel), 1999. Aus: Rottenberg, Anda (2005): Sztuka w Polsce 1945–2005. Warszawa, 228.
4. Dorota Nieznalska: Pasja (Die Passion), 2003. Aus: <http://www.obieg.pl/artmix/img/150204>.
5. Paweł Althamer: Autoportret (Selbstporträt), 1993. Aus: Poprzęcka, Maria (2003): Galeria. Sztuka patrzenia. Warszawa, 137.
6. Alicja Żebrowska: Onone. Świat po świecie (Er-Sie. Die Welt nach der Welt), 1995. Aus: http://www.culture.pl/pl/culture/artykuly/fo_kulik.
7. Monika Zielińska: Androgyne Gyneandros, 1996. Aus: http://www.culture.pl/pl/culture/artykuly/os_zielinska_Monika.
8. Barbara Konopka: Iluminacje. On-line. Człowiek binarny (Illuminationen. On-Line. Der binäre Mensch), 1998–1999. Aus: <http://www.cfront.org/.../np03-barbara-binaryman.jpg>.
9. Tomasz Kozak: Autoportret jako Tomasz Didymos (Selbstporträt als ungläubiger Thomas [Didymos]), 2003. Aus: Leszkowicz, Paweł/Kitliński, Tomasz (2005): Miłość i demokracja. Rozważania o kwestii homoseksualnej w Polsce. Kraków, Abb. 13.

10. Oskar Dawicki: Znikający artysta (Der ausgeblendete Künstler), 2004. Aus: Markowska, Anna (2006): Znikająca figura. In: Poprzęcka, Maria (Hg.) (2006): Figury i figuracje. Warszawa, 391.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Bildende Kunst, Filme, Fotografien u. ä.

- Abakanowicz, Magdalena: Masa (Die Masse), 1985 – 1987. [Fotografie]
 Althamer, Paweł: Autoportret jako businessman (Selbstporträt als Businessman), 2002. [Performance]
 Egoiści (Die Egoisten), 2000, Regie: Mariusz Trelński. [Film]
 Gustowska, Izabella: L'amour Passion, 2000. [Videoinstallation]
 Karaś, Andrzej: Autoportret (Selbstporträt), 1993. [Plastik]
 Korzeniecka, Katarzyna: Fotografie na prześcieradłach (Fotografien auf Bettlä-
 ken), 2000/2004. [Fotografien]
 Kozyra, Katarzyna: Krzesło (Der Stuhl), 2000. [Foto-Installation]
 Kozyra, Katarzyna: Łaźnia męska (Das Männerbad), 1999. [Video]
 Kozyra, Katarzyna: Bez tytułu (Ohne Titel), 1996. [Fotografien]
 Kulik, Zofia: Ogród (Der Garten), 1996 – 2004. [Fotografie]
 Libera, Zbigniew: Body Master. Zestaw zabawowy dla dzieci do lat 9 (Body Mas-
 ter. Spielzeugset für Kinder bis zum 9. Lebensjahr), 1994. [Installation]
 Libera, Zbigniew: Universal Penis Expander, 1995. [Installation]
 Malec, Krzysztof: Lisza (Die Stille), 1992. [Plastik]
 Malec, Krzysztof: Akt męski (Der männliche Akt), 1994. [Plastik]
 Młode wilki (Die jungen Wölfe), 1995, Regie: Jarosław Zamojda. [Film]
 Partum, Ewa: Autoidentyfikacja (Selbstidentifikation), 1980. [Foto]
 Psy (Die Hunde), 1992, Regie: Władysław Pasikowski. [Film]
 Seksmisja (Sexmission), 1983, Regie: Juliusz Machulski. [Film]
 Wodiczko, Krzysztof: Laska tułacza (Die Vagabundenkrücke), 1992. [Installation]
 Wodiczko, Krzysztof: Leninplatz-Projektion, 1990. [Videopräsentation]
 Wodiczko, Krzysztof: Pojazd dla bezdomnych (Der Wagen der Obdachlosen),
 1988 – 1989. [Installation]
 Żmijewski, Artur: Oko za oko (Auge um Auge), 1998. [Foto-Installation]
 Żmijewski, Artur: Kompania Reprezentacyjna Wojska Polskiego (Die Repräsen-
 tationskompanie der Polnischen Armee), 2000. [Video]

Sekundärliteratur

- Arcimowicz, Krzysztof (1997): Wzory męskości proponowane w podręcznikach Przysposobienie do życia w rodzinie (Männlichkeitsmuster, vorgeschlagen in den Schulbüchern zur „Vorbereitung auf das Familienleben“). In: Brach-Czaina, Jolanta (Hg.): *Od kobiety do mężczyzny i z powrotem*. Białystok, 197–225.
- Badinter, Elisabeth (1993): *XY. Tożsamość mężczyzny* (XY. Die Identität des Mannes), übers. v. G. Przewłocki. Warszawa.
- Bator, Joanna (1997): Fallus Lacana czyli mężczyzna i pornografia (Fallus von Lacan oder der Mann und die Pornographie). In: Brach-Czaina, Jolanta (Hg.): *Od kobiety do mężczyzny i z powrotem*. Białystok, 118–144.
- Belting, Hans (2000): *Menschenbild und Körperbild*. Münster.
- Berger, John (1976): *Das Bild und die Welt in der Bilderwelt*. Hamburg.
- Brach-Czaina, Jolanta (Hg.) (1997): *Od kobiety do mężczyzny i z powrotem* (Von der Frau zum Mann und zurück). Białystok.
- Buczowski, Adam (1997): Dwa różne światy czyli jak się socjalizuje dziewczynkę i chłopca (Zwei verschiedene Welten oder Wie sozialisiert man ein Mädchen und einen Jungen). In: Brach-Czaina, Jolanta (Hg.): *Od kobiety do mężczyzny i z powrotem*. Białystok, 169–225.
- Ciesielska, Joanna/Smalcerz, Agata (Hg.) (2000): *Sztuka kobiet* (Die Kunst der Frauen). Bielsko-Biała.
- Clark, Kenneth (1958): *Das Nackte in der Kunst*. Köln.
- Durys, Elżbieta/Ostrowska Elżbieta (Hg.) (2005): *Gender. Wizerunki kobiet i mężczyzn w kulturze* (Gender. Bildnisse von Frauen und Männern in der Kultur). Kraków.
- Dziedzic, Kinga (1997): Wizerunek kobiety i mężczyzny w reklamie telewizyjnej w Polsce i Wielkiej Brytanii (Das Bild von Frau und Mann in der Fernsehwerbung in Polen und Großbritannien). In: Siemieńska, Renata (Hg.): *Portrety kobiet i mężczyzn*. Warszawa, 89–93.
- Gluchowska, Lidia (2007): *Avantgarde und Liebe. Margarete und Stanislaw Kubicki 1910–1945*. Berlin.
- Graff, Agnieszka (2001): *Świat bez kobiet. Płeć w polskim życiu publicznym* (Die Welt ohne Frauen. Gender im polnischen öffentlichen Leben). Warszawa.
- Jakubowska, Agata (2004): *Na marginesach lustra. Ciało kobiece w pracach polskich artystek* (Auf den Randlagen des Spiegels. Der weibliche Körper im Werk polnischer Künstlerinnen). Kraków.

- Kowalczyk, Izabela (2002): Ciało i władza. Polska sztuka krytyczna lat 90 (Körper und Macht. Die polnische kritische Kunst der 90er Jahre). Warszawa.
- Kowalczyk, Izabela (2002a): Problematyka ciała w polskiej sztuce krytycznej lat dziewięćdziesiątych (Die Problematik des Körpers in der polnischen kritischen Kunst der 90er Jahre). In: Radkiewicz, Małgorzata (Hg.): Gender – Kultura – Społeczeństwo. Kraków, 101 – 116.
- Kowalczyk, Izabela (2002b): Niebezpieczne związki sztuki z ciałem (Die gefährlichen Beziehungen der Kunst zum Leib). Poznań.
- Kowalczyk, Izabela (2005): Tresowani chłopcy (Die dressierten Jungs). In: Durys, Elżbieta/Ostrowska Elżbieta (Hg.): Gender. Wizerunki kobiet i mężczyzn w kulturze. Kraków, 195 – 207.
- Kristeva, Julia (1982): Powers of Horror: An Essay on Abjection, übers. v. L. S. Roudiez. New York/London.
- Leszkowicz, Paweł/Kitliński, Tomasz (2005): Miłość i demokracja. Rozważana o kwestii homoseksualnej w Polsce (Liebe und Demokratie. Überlegungen zur Frage der Homosexualität in Polen). Kraków.
- Leszkowicz, Paweł (1999): Sztuka a płęć. Szkic o najnowszej sztuce polskiej (Kunst und Gender. Eine Skizze der neuesten polnischen Kunst). *Magazyn Sztuki* 2, 88 – 104.
- Markowska, Anna (2006): Znikająca figura (Verschwindende Figur). In: Poprzęcka, Maria (Hg.): Figury i figuracje. Warszawa, 381 – 398.
- Monkiewicz, Dorota (2003): A panoramic view: Art by women. Feminine and feminist art in Poland after 1945. In: Szyłak, Agata (Hg.): Architectures of Gender. Contemporary Women's Art in Poland. Warszawa, 21 – 31.
- Nacher, Anna (2002): Cyfrowa tożsamość. Gender w (polskiej) cyberprzestrzeni (Digitale Identität. Gender im [polnischen] Netz). In: Radkiewicz, Małgorzata (Hg.): Gender – Kultura – Społeczeństwo. Kraków, 199 – 210.
- Nead, Lynda (1993): The Female Nude. Art, Obscenity and Sexuality. London/New York.
- Pätzoldt, Alexandra (1987): Fremdkörper der Männergesellschaft. Freund- und Feindbilder von Männern. In: Barta, Ilsebill et al. (Hg.): Frauen-Bilder, Männer-Mythen. Kunsthistorische Beiträge. Berlin, 345 – 365.
- Piotrowski, Piotr (1999): Znaczenia modernizmu. W stronę historii sztuki polskiej po 1945 roku (Die Bedeutungen des Modernismus. Annäherungen an eine polnische Kunstgeschichte nach 1945). Poznań.
- Pollock, Griselda (1989): Moderne Räume der Weiblichkeit. In: Lindner, Ines et

- al. (Hg.): *Blick-Wechsel. Konstruktionen von Männlichkeit und Weiblichkeit in Kunst und Kunstgeschichte*. Berlin, 311 – 332.
- Poprzęcka, Maria (2002): *Między aktem a ciałem (Zwischen Akt und Körper)*. In: Poprzęcka, Maria (Hg.): *Sztuka dzisiaj. Materiały Sesji Stowarzyszenia Historyków Sztuki*. Warszawa, 155 – 175.
- Poprzęcka, Maria (2003): *Galeria. Sztuka patrzenia (Die Galerie. Die Kunst des Sehens)*. Warszawa.
- Poprzęcka, Maria (Hg.) (2006): *Figury i figuracje (Figuren und Figurationen)*. Warszawa.
- Radkiewicz, Małgorzata (2002a): *Młode wilki i Egoiści. Wizerunki mężczyzn w polskim kinie lat dziewięćdziesiątych (Die jungen Wölfe und Die Egoisten. Männerbilder im polnischen Kino der 90er Jahre)*. In: Radkiewicz, Małgorzata (Hg.): *Gender – Kultura – Społeczeństwo*. Kraków, 91 – 99.
- Radkiewicz, Małgorzata (Hg.) (2002b): *Gender – Kultura – Społeczeństwo (Gender – Kultur – Gesellschaft)*. Kraków.
- Radkiewicz, Małgorzata (2005): *XY – tożsamość mężczyzny w polskich filmach fabularnych (XY – Die Identität des Mannes im polnischen Spielfilm)*. In: Duryś, Elżbieta/Ostrowska Elżbieta (Hg.): *Gender. Wizerunki kobiet i mężczyzn w kulturze*. Kraków, 259 – 268.
- Ritz, German (2000): *Transgresja płciowa jako forma krytyki spod znaku gender i transformacja dyskursu (Geschlechtliche Transgression als Form der Kritik im Zeichen von Gender und die Transformation des Diskurses)*. In: Ritz, German/Binswanger, Christa (Hg.): *Nowa świadomość płci w modernizmie. Studia spod znaku gender w kulturze polskiej i rosyjskiej u schyłku stulecia*. Warszawa, 89 – 110.
- Ritz, German (2002): *Nić w labiryncie pożądania. Gender i płeć w literaturze polskiej od romantyzmu do postmodernizmu (Der Faden im Labyrinth des Begehrens. Gender und Geschlecht in der polnischen Literatur von der Romantik bis zum Postmodernismus)*. Warszawa.
- Rottenberg, Anda (2005): *Sztuka w Polsce 1945 – 2005 (Kunst in Polen 1945 bis 2005)*. Warszawa.
- Siemieńska, Renata (Hg.) (1997): *Portrety kobiet i mężczyzn (Porträts von Frauen und Männern)*. Warszawa.
- Sosnowska, Joanna (2006): *Postsztuka postartysty (Die Postkunst des Postkünstlers)*. In: Poprzęcka, Maria (Hg.): *Figury i figuracje*. Warszawa, 375 – 380.
- Szczepaniak, Monika (2005): *Męskość w opresji? Dylematy męskości w kulturze Zachodu (Die Männlichkeit in der Oppression? Die Dilemmata der Männlich-*

- keit in der Kultur des Westens). In: Durys, Elżbieta/Ostrowska Elżbieta (Hg.): *Gender. Wizerunki kobiet i mężczyzn w kulturze*. Kraków, 25 – 33.
- Walczeńska, Sławomira (1999): *Damy, rycerze i feministki (Damen, Ritter und Feministinnen)*. Kraków.
- Walczeńska, Sławomira (2002): *Czy kobieta może być managerem? Analiza genderowa podręczników dla managerów (Kann die Frau ein Manager sein? Eine Gender-Analyse der Lehrbücher für Manager)*. In: Radkiewicz, Małgorzata (Hg.): *Gender – Kultura – Społeczeństwo*. Kraków, 51 – 56.
- Walters, Margaret (1979): *Der männliche Akt. Ideal und Verdrängung in der europäischen Kunstgeschichte*. Berlin.
- Wasilewski, Jacek (2005): *Chwalenie się jako element autokreacji mężczyzny (Selbstlob als Element der Selbstkreation des Mannes)*. In: Durys, Elżbieta/Ostrowska Elżbieta (Hg.): *Gender. Wizerunki kobiet i mężczyzn w kulturze*. Kraków, 353 – 364.
- Wiśniewska, Lidia (Hg.) (1999): *Kobiety w literaturze (i mężczyźni) (Die Frauen in der Literatur [und die Männer])*. Bydgoszcz.

Bulgarien

Krise der Männlichkeit und/oder die (Neu-)Erfindung des Patriarchats.

Der Fall der bulgarischen postsozialistischen Transformation der Geschlechterverhältnisse

Ana Luleva

In der dem Balkan gewidmeten historischen, ethnologischen und historisch-anthropologischen Literatur ist das Patriarchat als charakteristisches Merkmal der balkanischen Kulturen bereits zum Mythos geworden, der eine lange Geschichte hat. Die lange Jahre andauernde Diskussion über das „balkanische Patriarchat“ ist ein charakteristisches Beispiel für das Erfinden von Alterität und die Konstruktion kultureller Unterschiede (auf der Achse europäisch-balkanisch), die das Bild des Balkans als „Museum Europas“ festigen. Eine solche Essenzialisierung und Stereotypisierung der Unterschiede zwischen dem Balkan und Europa ist unvermeidbar, wenn Begriffe wie Männlichkeit, Weiblichkeit und Patriarchat ahistorisch und unveränderlich aufgefasst werden. Diese Sichtweise ist besonders „bequem“, um den kriegerischen Geist zu erklären, der auf dem Balkan immanent vorhanden sei, und der sich in den Kriegen Ende des vergangenen Jahrhunderts geäußert habe.

Um solchen Mythologisierungen zu entgehen, setzt die Untersuchung der postsozialistischen Geschlechterordnung voraus, auf geschlechterneutrale Kategorien zu verzichten und das Instrumentarium feministischer Studien mit den darin ausgearbeiteten Kategorien wie Patriarchat¹, Geschlechterregime, Geschlech-

¹ Der Begriff „patriarchalisch“ wird im Sinne von „Macht von Männern über Frauen“ gebraucht. Das Patriarchat ist ein sich historisch wandelndes System sozialer Strukturen und Praktiken, in dem Männer Frauen unterdrücken, ausbeuten und dominieren (Wolby 1990, 20 f.; s. auch Kreisky 2004; 1996).

terordnung² zu nutzen (Luleva 2005a). Insbesondere mit den neuen Konzepten von Männlichkeit (Connell 2005; Bourdieu 2002) lässt sich der Übergang vom vorherigen staatssozialistischen Patriarchat in eine neue Form analysieren. Meine These lautet, dass derzeit ein Wandel vom strukturellen zum häuslichen Patriarchat stattfindet. In der Zeit nach 1989 wurde eine Rückkehr zu einer in den Jahren des Kommunismus verloren gegangenen Normalität („Rückkehr in die Vergangenheit“) propagiert. Als „Normalität“ gilt die patriarchalische Sozial- und Geschlechterordnung in der bulgarischen Gesellschaft vor dem Zweiten Weltkrieg und das europäische Modell der 1950er Jahre, die miteinander verknüpft werden.

Im Folgenden werde ich zunächst meine theoretischen Prämissen vorstellen und anschließend die Veränderungen in den Geschlechterbeziehungen im Prozess der Transformation in Bulgarien untersuchen. Mein Fokus liegt auf dem Wandel von Männlichkeiten in der postsozialistischen Gesellschaft. Diskutiert wird in diesem Zusammenhang auch die im bulgarischen öffentlichen Diskurs vorhandene These von einer „Krise der Männlichkeit“ (traumatische Männlichkeit). Gezeigt wird, dass sich in der bulgarischen Gesellschaft eine neue patriarchalische Geschlechterordnung mit einer entsprechenden Hierarchie neuer hegemonialer Typen von Männlichkeit herausbildet, verbunden mit einem Streben nach Dominanz über die Frauen und deren Abdrängung in die private Sphäre.

Bei der Untersuchung der postsozialistischen Geschlechterordnung benutze ich – der Methode der Triangulation folgend (Daten-Triangulation und Between-Method-Triangulation nach Denzin) – einen Komplex qualitativer Methoden: narrativ-biographische Interviews, teilnehmende Beobachtung und qualitative Inhaltsanalyse von Texten aus der Presse (Denzin 1989; Flick 2005).

1 Theoretische Prämissen

Bei der Untersuchung der Veränderungen in den dominanten Formen von Männlichkeit und den Beziehungen zwischen den Geschlechtern, die sich aus der postsozialistischen Transformation ergeben, stütze ich mich auf die Theorie der Geschlechterverhältnisse und die Konzeption der hegemonialen Männlichkeit von R. W. Connell sowie auf den Diskurs, der sich in den letzten zwei Jahrzehnten um diese Konzeption entwickelt hat (vgl. Meuser 1998; 2006; Scholz 2004). Connell

² Im Weiteren verwende ich die Bestimmung Connells der Geschlechterordnung als eines historisch ausgeformten Modells von Machtbeziehungen zwischen Männern und Frauen und die ihm gemäßen Bestimmungen von Männlichkeit und Weiblichkeit (2005, 296 f.).

bestimmt Männlichkeit als „eine Position im Geschlechterverhältnis; die Praktiken, durch die Männer und Frauen diese Position einnehmen, und die Auswirkungen dieser Praktiken auf die körperliche Erfahrung, auf Persönlichkeiten und Kultur“ (2005, 71 f.). Männlichkeit konstituiert sich durch eine doppelte Relation: in Bezug auf Weiblichkeit und in Bezug auf andere Männlichkeiten. Diese Auffassung von Männlichkeit als bestimmtes soziokulturelles Muster, als Satz von Verhaltenspraktiken, wird nicht nur von Männern realisiert.

Ich möchte einige wichtige Grundsätze für die Analyse von Männlichkeit hervorheben, die sich aus der Theorie von Connell ergeben: Männlichkeiten sind historisch und kulturell situiert und darum wandelbar; es existieren multiple (vielfache) Männlichkeiten; die Männlichkeiten stehen in hierarchischen Beziehungen zueinander – es gibt komplizenhafte, untergeordnete, konventionelle und hegemoniale Männlichkeiten (oder Typen von Relationen); Männlichkeiten werden aktiv in sozialen Beziehungen konstruiert.

Das breit diskutierte Konzept der hegemonialen Männlichkeit hat in den letzten Jahrzehnten die Männerforschung stark beeinflusst. Nach Connell ist die hegemoniale Männlichkeit als „Handlungsmuster“ zu verstehen, das den Männern erlaubt, ihre Dominanz über die Frauen aufrechtzuerhalten:

Es mag von einer Minderheit der Männer praktiziert werden, hat aber mit Sicherheit normativen Wert [...] Es verkörpert den augenblicklich angesehensten Weg des Mann-Seins, die Männer müssen ihre Position in Bezug auf [die hegemoniale Männlichkeit] einnehmen – ideologisch legitimiert es die globale Subordination der Frauen unter die Männer. (Connell/ Messerschmidt 2005, 24 f.)³

Die Hegemonie wird vor allem durch Muster und Symbole von Männlichkeit erzeugt, die Autorität besitzen, ungeachtet dessen, dass die meisten Männer diese in der Praxis nicht verwirklichen. Es handelt sich eher um einen abstrakten als um einen deskriptiven Begriff, definiert in Termini des patriarchalischen Geschlechtersystems.

Mit der Konzeption von hegemonialer Männlichkeit wird der Akzent auf die Macht in den Beziehungen zwischen Männern und Frauen und unter den Männern selbst gelegt. Die Hegemonie impliziert eine Verbindung von Männlichkeit und Autorität als Grundlage der männlichen Dominanz, die nicht (nur) mit Gewalt erzielt wird, sondern auch durch die Kultur, die Institutionen und das Einverständnis der dominierten Seite. Geschlechterbeziehungen sind ein Spannungsfeld. Ein

³ Diese und alle anderen Übersetzungen stammen von Ana Luleva.

gegebenes Modell von Männlichkeit ist in dem Grade hegemonial, in dem es Lösungen dieser Spannungen zur Stabilisierung der patriarchalischen Macht und die Reproduktion dieser Macht unter neuen Bedingungen erzeugt.

Im Unterschied zu Connells Konzept, das vor allem die Beziehung zwischen Männern und Frauen fokussiert, unterstreicht Pierre Bourdieu in seinen Analysen die Bedeutung der homosozialen Dimension für Machtverhältnisse und die Wettbewerbsstruktur der Männlichkeit (Bourdieu 2002, 68 f.; Meuser 1998; 2006, 161 f.). Fruchtbar für die Analyse der Männlichkeitspraktiken ist auch seine Kategorie des „männlichen Habitus“, der sich in vielfältigen Formen ausdrückt – vom Schutz und der Verantwortung für die Familie bis hin zur Gewalt als Ausdruck von Hypermaskulinität.

Aus einer konstruktivistischen Perspektive bestimmt Sylka Scholz hegemoniale Männlichkeit „als *Modus*, mittels dessen *männliche Hegemonie* in einer Gesellschaft immer wieder hergestellt wird“ (2004, 36 f.). Michael Meuser schlägt eine ähnliche Interpretation von hegemonialer Männlichkeit vor: Statt nach einer inhaltlichen Bestimmung derjenigen Eigenschaften und Merkmale Ausschau zu halten, welche hegemoniale Männlichkeit ausmachen, ist es seiner Meinung nach nützlicher, hegemoniale Männlichkeit als generatives Prinzip der Konstruktion von Männlichkeit zu begreifen, das sich gleichermaßen, wenn auch in unterschiedlichen Ausprägungen, sowohl in perfekten Verkörperungen hegemonialer Männlichkeit, als auch in den sehr viel häufiger verbreiteten untergeordneten Männlichkeiten auffinden lässt (2006, 161 f.). Beide Autoren, Meuser und Scholz, sehen den Schlüssel zur Präzisierung der Konzeption hegemonialer Männlichkeit in der Berücksichtigung der Bedeutungen der Kategorien Klasse, Umfeld und ethnische Zugehörigkeit (Scholz 2004, 43 f.; Meuser 2006, 165 f.). Nach Scholz muss man eher von hegemonialen Männlichkeiten im Plural sprechen, die für verschiedene soziale Schichten relevant sind (2004, 43 f.). Wie Connell meint auch Meuser:

Hegemoniale Männlichkeit wird durch die soziale Praxis der gesellschaftlichen Elite bzw. gesellschaftlicher Eliten definiert [...] In der sozialen Praxis der Elite bildet sich ein Muster von Männlichkeit aus, das kraft der sozialen Position der Elite hegemonial wird. Hegemoniale Männlichkeit ist an *gesellschaftliche* Macht und Herrschaft gebunden. Und – das ist entscheidend – diese Macht erschöpft sich nicht in der Macht der Männer gegenüber den Frauen, sie ist vor allem auch eine Macht über Männer. (Meuser 2006, 169 f.)

Meuser kritisiert jedoch die These von Connell, nach der jede Gesellschaft ein hegemoniales Männlichkeitsmuster ausbildet, dem Weiblichkeit und alle anderen

Formen von Männlichkeit untergeordnet sind, indem er zu Recht hervorhebt, dass es in der postindustriellen, postmodernen Gesellschaft eine Differenz(-ierung) der Zentren sozialer und politischer Macht gibt, der eine „gewisse Pluralisierung hegemonialer Männlichkeiten“ entspricht. Das bedeutet nicht, dass jedes Feld und jede Subkultur unbedingt eine eigene hegemoniale Männlichkeit ausbildet. Dazu würde sie erst durch „eine normierende Wirkung über das jeweilige soziale Feld hinaus“ (Meuser 2006, 169 f.).

Diese grundlegenden Thesen aus der Analyse der Männlichkeit und der Konzeption hegemonialer Männlichkeit sollen im Folgenden als allgemeiner theoretischer Rahmen zur Erforschung der Männer und Männlichkeiten in den postsozialistischen Gesellschaften dienen.

2 Krise und Neuaufforderung der Männlichkeit in der Phase des Umbruchs

Mit dem Beginn der Transformationsprozesse zerfiel die alte Geschlechterordnung in Bulgarien. Die in der Zeit des Sozialismus entstandenen Muster von Weiblichkeit und Männlichkeit erwiesen sich unter den neuen Bedingungen als ungeeignet und wurden aufgegeben. Gleichzeitig vertieften sich die soziale Schichtung und die Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern. Neoliberale Werte der Marktwirtschaft und der individuellen Freiheit setzten sich durch, hinter deren vermeintlicher Geschlechterneutralität in Wirklichkeit Männlichkeit als der Maßstab stand. In den ersten Jahren des Übergangs beherrschte eine positive Stereotypisierung von Männlichkeit den öffentlichen Diskurs. Der Ausweg aus der schweren Krise, in der das Land sich zu Beginn der 1990er Jahre befand, erforderte die Mobilisierung sämtlicher Ressourcen der Gesellschaft, und das Geschlecht galt als eine davon. Männlichkeit wurde als rettende Kraft und als Wert gedacht: „mutige Staatsmänner sind nötig“; „Männlichkeit ist nötig, um die wirtschaftliche Krise zu überwinden“; „nur mutige Männer der Politik können Reformen durchführen“; „wir werden wie Männer reden und wir werden die Widersprüche lösen“; „arbeiten wie Männer“ – solche und ähnliche Phrasen waren unaufhörlich in der Presse zu lesen. Die Frauen ihrerseits sollten ihre Weiblichkeit zeigen und die Männer opferbereit unterstützen und dabei auf Präntionen für Gleichberechtigung verzichten. Die Geschlechterhierarchien vertieften sich auch wegen der negativen Einstellung zu der in der nahen sozialistischen Vergangenheit kompromittierten Idee der Geschlechtergleichheit und der Emanzipation der Frauen. Die Entwicklung neuer Hierarchien von Männlichkeit ging parallel mit der Bildung

von Privateigentum und einem freien Markt einher, die neue wichtige Räume des wachsenden maskulinen Einflusses sind.

Ich möchte die Veränderungen durch ein Zitat aus einem Interview, das 2001 mit einer vierzigjährigen Dramaturgin durchgeführt wurde, illustrieren:

Meine Mutter war eine emanzipierte Frau. Ich glaube nicht, dass die Emanzipation etwas nur Nützliches ist. Was hat damals die Emanzipation mit den Frauen gemacht? Sie hat sie auf Traktoren gehievt, auf Baugerüste, hat sie zu Männern gemacht, wodurch in einem gewissen Sinn auch die Männer verloren haben. Dann kam der 10. November [der Fall des Kommunismus], und allmählich hörten die Männer auf, Männer zu sein. Ich denke, dass die Frauen nach dem 10. November mehr durchgemacht haben. Damals gingen die Männer total unter. Ich arbeitete damals beim Radio. Ich habe mit angesehen, wie die Männer aufhörten, Männer zu sein, weil sie aufhörten, Geld zu verdienen. Die Männer wurden zu Weichlingen. Die Männer, die Unternehmergeist hatten, verließen das Radio. Sie machten Business und gingen irgendwo anders hin. Die Frauen übernahmen das Radio – das ist nach dem 10. November passiert. Bis auf den heutigen Tag ist das Radio eine der diszipliniertesten und besten Einrichtungen, aber ich habe gesehen wie die Männer – ich rede von denen, die beim Radio geblieben sind – zu komplexbeladenen Wesen geworden sind, die den Boden unter den Füßen verloren haben. Eine unschöne Sache. (Daskalova 2004, 110 f.)

Ich habe dieses Beispiel gewählt, weil es Schlüsselvorstellungen synthetisiert, die wichtig zum Verständnis dafür sind, wie die Veränderungen in den Beziehungen zwischen den Geschlechtern vom Standpunkt der Frauen aus erlebt und bewertet wurden. Die Aussage der Respondentin spiegelt Ansichten wider, die auch von Männern geteilt werden, und sie zeigt außerdem die Erwartungen, welche an die Rolle der Männer in der neuen Situation gestellt werden. Aber gehen wir der Reihe nach vor.

Der Staatssozialismus hat den Frauen Emanzipation „gegeben“. Die Emanzipation (die als unbestreitbares Faktum hingenommen wurde) wird hier als eher schädlich bewertet – von den Frauen selbst („macht sie zu Männern“) wie auch von den Männern. Bereits in den Analysen der Partei zur demographischen Krise aus der Zeit des späten Sozialismus wurde die Emanzipation der Frauen als einer der Gründe dafür genannt, dass die Frauen sich von ihren Mutterpflichten abgewandt haben (Luleva 2005b). Nach der anfänglichen Euphorie um die Befreiung der Frauen von Haus und Privateigentum durch ihre Einbeziehung in die Erwerbstätigkeit wandte sich die staatliche Politik des späten Sozialismus der Propagierung von Familienwerten und der natürlichen Vorbestimmtheit der Frauen als Mütter zu. In der postsozialistischen Periode führte die bulgarische Gesell-

schaft mit der Zuwendung zu den Werten der vorsozialistischen Vergangenheit und dem vermeintlichen europäischen Modell diesen Diskurs weiter. Die Emanzipation wurde nun in breiten Kreisen negativ bewertet, weil man sie als Widerspruch zur „normalen, natürlichen“ Geschlechterordnung auffasste: Sie habe die klaren Grenzen zwischen den Handlungssphären von Männern und Frauen verwischt, Unsicherheit über weibliche und männliche Rollen geschaffen, Männer zu Frauen und Frauen zu Männern gemacht und habe aus all diesen Gründen negative Folgen auch für die Männer. Sie verletze ihre Männlichkeit, was sich vor allem darin zeige, dass die Männer ihre mächtigen Positionen eingebüßt hätten (die auch als Verantwortung verstanden wurden), und zwar sowohl im öffentlichen Leben als auch in der Familie.

Seit den Jahren des späten Sozialismus bis heute erscheinen in Bulgarien Besorgnis erregende Untersuchungen, die behaupten, dass die Männer bedroht seien (und zwar durch die Frauen), dass sie unterdrückt seien (besonders wenn ihre Frauen eine erfolgreichere berufliche Karriere verwirklichen und höhere Gehälter beziehen als die Männer), dass sie initiativlos seien und dass sie sich nicht an der Hausarbeit und der Erziehung der Kinder beteiligten.⁴ In der sozialistischen Periode war dies eher Ausdruck einer Krise der traditionellen patriarchalischen Männlichkeit, die nicht aus der Emanzipation der Frauen und der behaupteten Gleichheit der Geschlechter rührte, sondern aus dem staatlichen Patriarchat. Dies war der Faktor, der die Männer machtlos machte, der eine geschwächte, sozialistische Männlichkeit schuf und sie dabei ihrer wichtigsten Stützen beraubte: Eigentum, Macht in der öffentlichen Sphäre, Autorität in der Familie und die Autonomie des Privaten.

Die Muster der hegemonialen Männlichkeit waren damals mit der Partei und dem Staat verbunden. Zu den Helden aus dem nationalen Pantheon – den im Befreiungskrieg gefallenen bulgarischen Männern – gesellten sich die neuen Helden – die „Kämpfer gegen den Faschismus und Kapitalismus“, die die neue sozialistische Elite bildeten. Ganz dicht bei ihnen stand die Volksarmee – auf den Militärs lastete die schwere Verantwortung, das Land gegen „den Feind“ zu verteidigen. Heroisiert wurde auch die Arbeit des werktätigen Mannes, des Ingenieurs. Obschon die Frauen fast die Hälfte der Arbeitskräfte im Land ausmachten, wurde der Ehrentitel „Held der sozialistischen Arbeit“ in erster Linie Männern verliehen. Die Frauen wurden in ihrer Eigenschaft als Mütter mit vielen Kindern ausgezeichnet: Sie erhielten den Orden „Heldenmutter“. Hoch in der Hierarchie der Männ-

⁴ Entsprechende Prozesse sind auch in Russland zu beobachten, vgl. Zdravomyslova 1999; Zdravomyslova/Tëmkinina 2002.

lichkeiten stand die Intelligenz, die normative Verhaltensmuster und damit die Hegemonie der dominierenden Klasse schuf. Erst in den letzten Jahren des späten Sozialismus erschienen Werke, in denen die Männlichkeit der Intelligenz als problematisch im Vergleich zu der des „echten Mannes“ dargestellt wurde – d. h. dem Arbeiter, dem Bauern, den Militärs, also den „realen“ Trägern der Tugenden des bulgarischen Mannes. Im sozialistischen Mediendiskurs wurde Männlichkeit vor allem im sexuellen Sinne und als naturgegeben definiert. Diesen Sinn hat auch der Mythos von der außerordentlichen Männlichkeit des bulgarischen Mannes – ein Mythos, der sich in gewissen Kreisen noch immer großer Popularität erfreut.

„Nach dem 10. November hörten die Männer allmählich auf, Männer zu sein [. . .] weil sie kein Geld mehr verdienten [. . .] die Männer wurden zu Weichlingen.“ Diese Worte beinhalten eine kurze kategorische Antwort auf die Frage: Was macht einen Mann männlich? Nach dem Ende des Kommunismus ist die Antwort, die daraus folgt: „seine Fähigkeit, Geld zu verdienen“. Die Beziehung zwischen Männlichkeit und Geld war in der Zeit des Sozialismus nicht so eindeutig. Für einen Teil der Intelligenz war es beispielsweise damals ein Merkmal ihrer Distanziertheit zum System, bezahlte Arbeit zu verweigern.⁵

In der kommunistischen Periode beruhte die Identität der Männer auf ihrer Professionalität, ihrem beruflichen Status. Auch die Frauen akzeptierten Professionalität als Kennzeichen der idealen Männlichkeit. Unter den Bedingungen der Marktwirtschaft nach der Wende wurde jedoch das professionelle Können der Männer wertlos, ihre Arbeit wurde schlecht bezahlt, oder sie fielen sogar in die Gruppe der Arbeitslosen. Das rief eine Krise ihrer Identität hervor. Weil es unmöglich wurde, die Rolle des Geldverdieners der Familie zu erfüllen – eine Rollenerwartung, die auch Frauen hatten, – wurde diese Identitätskrise auch als Krise der Männlichkeit erlebt, welche auch die (männlichen) Journalisten im nationalen Radio betraf, von denen unsere Respondentin spricht, sowie alle anderen Männer, die im staatlichen Sektor arbeiteten – Lehrer, Journalisten, Musiker, Künstler.⁶

⁵ Der Regisseur T. Moskov erklärte in diesem Zusammenhang in einem Interview: „Zu der Zeit war es eine Schande, Geld zu haben, wenn man mit der Kunst zu tun hatte. Damals gab es keinen Neid, sondern man verachtete den, der Geld nahm, weil man wusste, dass er ein Subjekt der Partei war.“ (*Trud*, 14.01.2007)

⁶ Diese Tendenz setzte sich in den vergangenen Jahren fort: Die niedrig bezahlten Branchen wurden feminisiert, die Männer gaben die gering bezahlten Stellen auf und gingen in die private Wirtschaft. Auf diese Art und Weise festigten und verteidigten sie ihre bedrohte Männlichkeit. Der Imperativ des Erfolgs – einschließlich des finanziellen – ist Teil der heutigen Vorstellung vom „echten“ Mann. Quantitative Untersuchungen zeigen eine Veränderung in den Geschlechterarrangements hinsichtlich der Arbeitsaufteilung. Waren Männer und Frauen vor 1989 fast zu

Unternehmergeist wurde zu einem der neuen Kennzeichen hegemonialer Männlichkeit und zu einer hoch geschätzten männlichen Eigenschaft, die einen Komplex von Eigenschaften beinhaltet, wie Mut, Entschlossenheit und Kampfgeist. Diejenigen, die nicht unternehmerfreudig waren, blieben an den niedrig bezahlten Arbeitsplätzen und erhielten Löhne, mit denen sie den Unterhalt der Familie nicht sichern konnten. Sie galten als Nicht-Männer, Weichlinge, „komplex-beladene Wesen, denen der Boden unter den Füßen weggezogen ist“. Ihre Männlichkeit galt als unterdrückt und traumatisch, und zwar sowohl im Vergleich mit den erfolgreichen (also unternehmerfreudigen) Männern, als auch im Vergleich mit den eigenen Frauen, deren Erwartungen sie wegen ihrer schwachen Position nicht erfüllten. Die Frauen teilten nämlich mit den Männern die patriarchalische Vorstellung von einer dem Mann in der Familie zustehenden starken Position. Die Kluft zwischen der unterdrückten Männlichkeit und dem als richtig und erwünscht erachteten, aber nicht realisierbaren Muster hegemonialer Männlichkeit (Familienernährer, mit allen Merkmalen von Prosperität des zur Mittelklasse gehörigen Mannes) wurde zur Quelle der Krise der Männlichkeit in der postsozialistischen bulgarischen Gesellschaft.⁷

3 Die Konstitution neuer hegemonialer Männlichkeiten heute

Die neuen Typen hegemonialer Männlichkeit unterscheiden sich nach ihrer regionalen (nationalen) und globalen (europäischen, transnationalen) Zugehörigkeit und nach ihrer Zugehörigkeit zu verschiedenen sozialen Schichten (Sportler, Künstler, Politiker und Unternehmer mit halblegalem Business). Die Eliten, d. h. die sozialen Gruppen mit besonders großer Macht in der Gesellschaft, setzen die normativen Modelle von Männlichkeit und Weiblichkeit durch. Deren Reproduktion in den Massenmedien festigt die normative Stärke der Eliten.

Neben den Yuppies, die transnationale Männlichkeit verkörpern (sie haben ihre Karriere an verschiedenen Orten der Welt gemacht und Bulgarien ist einfach ein Ort, an dem sie im Moment ein Projekt realisieren), bringt der bulga-

gleichen Teilen an der Erwerbsarbeit beteiligt, so ist der relative Beschäftigungsanteil heute bei den Männern im Allgemeinen höher und sie dominieren im privaten Sektor sowie bei „Unternehmern“ und „Selbständigen“. Die Frauen überwiegen in der niedriger bezahlten, aber dafür sichereren Arbeit im staatlichen Sektor, auf den niedrigeren Niveaus im Privatsektor und in der unbezahlten Arbeit für die Familie (Luleva 2008).

⁷ Zum Unterschied in der Rekonstruktion von Männlichkeit in der russischen Mittel- und Arbeiterklasse s. Meščerkina 2002; zur Krise der Männlichkeit in der postsowjetischen Gesellschaft: Ashwin/Lytkina 2004.

rische Übergang auch seine eigene (nationale) Variante hegemonialer Männlichkeit hervor – die so genannten bulgarischen Unternehmer. Charakteristisch für sie ist eine Macho-Kultur. Eine Untersuchung, die bei einer Gruppe solcher Unternehmer durchgeführt wurde, zeigt, dass diese über das Business und über ihr privates Leben mit Metaphern des Krieges sprechen: Das Leben ist ein Kampf, ein Schlachtfeld, auf dem man entweder gewinnt oder untergeht. Deshalb müssen diese Männer Eigenschaften von Militärs haben wie physische Ausdauer, Stärke und Potenz. Die meisten von ihnen haben ihre erste Million mit kriminellen Aktivitäten verdient, aber sie sind bestrebt, in der Öffentlichkeit ihren Erfolg auf ihre persönlichen Qualitäten als Unternehmer zurückzuführen. Ihre Version von der sozialen Welt basiert auf dem Recht des Stärkeren und schließt dabei andere Argumente aus: Es gibt Starke und Schwache, Sieger und Besiegte, und sie selbst gehören zu den Starken (Aleksandrov 2001, 174 f.). Den Frauen wird in diesem Konzept die Rolle des Objekts und des Attributs zugewiesen, das sich der Männlichkeit unterordnet. In der Familie und in den intimen Beziehungen sind die Vertreter der hegemonialen Männlichkeit die Herren – die Frauen gehören ihnen, Gegenständen gleich. Während diese Männer in den ersten Jahren des Übergangs ihre Kraft (vor allem die körperliche) und Hypermaskulinität durch einen bedrohlich massiven Körper demonstrierten (man nannte sie „Stiernacken“ und „Fresse“), waren sie in den letzten Jahren bestrebt, ihr Business zu legalisieren und ihr Aussehen zu „normalisieren“ (jetzt sprechen die Massenmedien vom „gut gekleideten Businessman“).

Ein emblematisches Beispiel für hegemoniale Männlichkeit, das aus den spezifischen Bedingungen des bulgarischen Übergangs geboren wurde, ist der gegenwärtige Bürgermeister der Hauptstadt Sofia, Bojko Borisov (vgl. Bild 1-2). Er begann seine Karriere im Sozialismus als Kader des Innenministeriums, war Karate-Champion, verließ nach dem 10. November 1989 das Innenministerium und gründete eine private Wachfirma. Er wurde erst Bodyguard des langjährigen bulgarischen Partei- und Staatsführers Todor Zhivkov in dessen letzten Lebensjahren und später des 2001 nach Bulgarien zurückgekehrten Ex-Monarchen Simeon von Sachsen-Coburg und Gotha. Aufgrund dieser Tätigkeit galt und gilt er als mutig, stark und loyal. Nach Simeons Antritt als Ministerpräsident wurde Borisov zum stellvertretenden Minister des Innenministeriums ernannt und kurze Zeit später zum General befördert. In dieser Zeit begann seine Popularität in den Medien. Jede Polizeiaktion war Anlass für ihn, männliches Verhalten an den Tag zu legen: *Er fasst die „Schlechten“, beschützt die „Guten“.* Sein Verhalten als Chef der Polizei glich dem Stil Yul Brynners: mit rasiertem Kopf, langem schwarzen

Ledermantel und dem unveränderlichen Attribut des Cowboys – einer „Knarre“ an der Hüfte; immer auch mit einem Hörer am Ohr (ein neues Element in der Ausstattung des zeitgenössischen Cowboys). 2005 gewann er mit großer Mehrheit die außerordentlichen Bürgermeisterwahlen in Sofia, und sein Sieg rührte, wie Beobachter kommentierten, allein aus seinem unvergleichlichen Charisma. Der Kandidat der Rechten dagegen, ein ehemaliger Leiter der Nationalbank, wurde von den Medien als „nicht männlich genug“ abgeurteilt, um als Konkurrent des Generals bestehen zu können, und die Linke war durch eine Frau repräsentiert, die auch noch unverheiratet war und keine Kinder hatte. Die Prognosen, dass dies ein Kampf mit vorher feststehendem Ausgang sei, erwiesen sich als richtig. Die Kommentare von Borisovs Anhängern lauteten, dass in seiner Person die Männlichkeit die aggressive Weiblichkeit besiegt habe. Der scharfe Ton seiner Konkurrentin wurde in den Medien als Ausdruck von Zank- und Streitsucht und als abstoßende weibliche Eigenschaften interpretiert. Auf der Pressekonferenz in der Nacht nach seiner Wahl war der General lakonisch: „Den heutigen Sieg widme ich unseren Offizieren, Generälen, Militärs, allen bulgarischen Helden, Männern, die ihr Leben für unseren Staat gelassen haben“, und er ließ nicht eine Frage durch die Journalisten zu.

Nachdem Borisov Bürgermeister geworden war, veränderte er seinen Stil. Jetzt will er *à la* Don Corleone Respekt und Macht einflößen – er spricht langsam, vielbedeutend, aber gleich, was er tut, wohin auch immer die Kameras ihm folgen, stets demonstriert er Männlichkeit. In der Presse wird er „der General“ und „General B. B.“ genannt, und im alltäglichen Gespräch ist er einfach „Bate (Bruder) Bojko“ – ein starker, mutiger, echter Mann. Seine Männlichkeit ist bereits Thema zahlreicher Anekdoten geworden, wie etwa der folgenden: „Bojko Borisov ist nicht geboren, sondern geschmiedet worden.“; „Die Tränen von Bojko Borisov heilen Krebs. Zu schade, dass er nicht weint. Nie.“; „Bojko Borisov ist nicht stark wie ein Stier – die Stiere sind so stark wie Bojko Borisov.“; „Es gibt keine Lesbierinnen. Nur Frauen, die Bojko Borisov noch nicht getroffen haben.“

Die Medien erzeugen ein Bild von ihm als Objekt weiblicher Begierde und Vergötterung. Die Neuernennungen von Frauen auf gehobene Posten in der Kommune wurden so präsentiert: „Die weiblichen Bediensteten sind eifrig, geduldig, zu Opfern bereit und ziemlich fügsam.“ (*Standart*, 09.12.2006, 7 f.) Die Journalistin, welche diesen Text verfasste, zeichnet ein idyllisches, patriarchalisches Bild der Sofioter Kommune, in der die Frauen glücklich sind, dem Bürgermeister dienen zu dürfen und dadurch Bedeutsamkeit zu erlangen, dass sie seine Männlichkeit hervorheben.



Abb. 1: Bojko Borisov in den 1990 Jahren.



Abb. 2: Bojko Borisov als General.

Das männliche Bild von Borisov ist aber durchaus nicht allein ein Resultat journalistischer Feder. Mit der durch ihn häufig benutzten Terminologie des Kampfes demonstriert er selbst Hypermaskulinität („Herr X. mag mir diese Worte persönlich in meiner Reichweite sagen, dann werden wir schon sehen.“), was dem Publikum ins Gedächtnis rufen soll, dass er im Kampf – der ältesten Bewährungsprobe und dem Beweis für „echte“ Männlichkeit – der Beste ist. Wieder in den Termini des Zweikampfs unter Männern, und zwar von Generälen, werden in der Presse die im Oktober 2007 bevorstehenden Kommunalwahlen dargestellt, an denen ein weiterer General teilnimmt. Die Autorin des Artikels geht von der für sie unstrittigen Annahme aus, dass gegen einen Bürgermeister, der General ist, nur ein anderer General antreten könne. Nachdem die Eigenschaften des zukünftigen Bewerbers um den Posten des Bürgermeisters hervorgehoben wurden (Ehre, Professionalität, Disziplin), welche sich aus dem Status eines ehemaligen bulgarischen Offiziers und aus der großen Popularität des gegenwärtigen Bürgermeisters ergeben (der als General eben über die aufgezählten Eigenschaften verfügt), schließt der Artikel folgendermaßen: „General gegen General – eine echt würdige Schlacht um Sofia steht bevor.“ (*Trud*, 04.07.2007, 1 f.) So suggerieren der Text und die Abbildungen dazu – zwei Militärs (Generäle) in Uniform, mit strengem Blick und den Gesten der Ehrenbezeugung auf der Titelseite der auflagenstärksten bulgarischen Tageszeitung –, dass die Politik eine Männersache ist, und dass die Ersten unter ihnen, nämlich die Offiziere, die beste Wahl sind. So wird mit der zu neuem Leben erweckten Militärsymbolik die männliche Überlegenheit in der Politik bekräftigt.

Selbst wenn wir davon ausgehen, dass der politische Aufstieg von Bojko Borisov auf die Popularität populistischer Ideen in der bulgarischen Gesellschaft zurückzuführen ist und nicht auf sein persönliches Charisma und das neue Konstrukt hegemonialer Männlichkeit, steht eines außer Zweifel: Mit seiner Anwesenheit im politischen Leben trägt Borisov zur Maskulinisierung der Politik bei, indem er Männlichkeit zu einem politischen Kriterium macht.⁸ Das Muster hegemonialer Männlichkeit, das der Bürgermeister von Sofia vertritt, bringt ihm immer noch Dividenden, aber wie lange er daraus schöpfen kann und ob sein Niedergang als Politiker die Hegemonialität seiner Männlichkeit ruinieren wird, wird die Zukunft zeigen.

⁸ Zur Männlichkeit von Politik im deutschen Bundestagswahlkampf 2005 s. die Analyse von Scholz 2007.

4 Bedrohte Männlichkeit im nationalistischen Diskurs

Der Beitritt Bulgariens zur EU hat Anstoß zu einem neuen Nationalismus gegeben. Im nationalistischen Diskurs ist Männlichkeit eine hoch angesiedelte Tugend – das „Männliche“ steht hier für etwas Hohes, Positives, für nationale Verantwortlichkeit. Im nationalistischen Kontext erscheint außerdem die Furcht vor der Bedrohung der Männlichkeit der bulgarischen Männer durch ausländische Unternehmer, die auf die Zukunft der Nation projiziert wird. Ein Beispiel: In der Zeitung der bulgarischen Nationalisten, die die viertstärkste Gruppe im Parlament stellen, wird am 9. März 2006 (wahrscheinlich anlässlich des 8. März) Material publiziert unter dem Titel: „Wo ist die Stimme der bulgarischen Männer? Warum haben sie zugelassen, dass ihre Frauen ausgebeutet werden, ohne zu reagieren?“ Der Anlass dieses Briefes sind Enthüllungen, die belegen, dass bulgarische Frauen unter Missachtung des Arbeitsrechts in Schneidereibetrieben griechischer Unternehmer arbeiten. Die Frage nach der weiblichen Arbeit wurde von der Autorin des Artikels wie folgt interpretiert:

Sehr geehrte Redaktion, aus Anlass der in letzter Zeit gehäuft auftretenden Probleme um bulgarische Frauen, die in griechischen Schneidereibetrieben arbeiten, schlage ich vor, dass Ihre Zeitung eine Polemik um das folgende Thema aufwirft: Stimmt die Behauptung, dass immer mehr bulgarische Männer sich nicht um ihre Frauen kümmern? Ich denke, dass dies die reine Wahrheit ist. Denn die bulgarischen Männer haben zugelassen, dass ihre Frauen Lohnarbeiterinnen griechischer Business-Männer werden, die sie ständigen Entwürdigungen aussetzen und Arbeitsbedingungen, unter denen die Frauen, um ihren Broterwerb nicht zu verlieren, gezwungen sind, die Wahrheit zu verschweigen. Wo waren die bulgarischen Männer in der vergangenen Zeit? Konnten sie nicht solche Betriebe gründen und organisieren, mussten sie ihre Frauen für fremde Business-Männer arbeiten lassen? Sind die bulgarischen Männer unfähig? Ich glaube nicht. Was ist dann die Ursache? Wir alle wissen, dass vor allem die Frauen gänzlich die Sorge für den Unterhalt der Familie tragen. Viele von ihnen sind alleinstehende Mütter, die nicht nur allein ihre Kinder erziehen, sondern auch Verantwortungen tragen, für die das zarte Geschlecht nicht geschaffen ist. Wenn nicht die Männer ihre Frauen schützen, wer soll das dann tun? Es scheint jetzt an der Zeit zu sein, dass der Bulgare sich an die Literatur der Wiedergeburt erinnert und sich fragt, wo er hin will. Bulgarische Männer, lauft nicht vor den Problemen davon – nehmt euch zusammen, mobilisiert euren Verstand, habt mehr Selbstvertrauen, seid unternehmerfreudiger. Wieso machen andere Betriebe auf und ihr guckt passiv zu? Könnt ihr das etwa nicht? Die meisten der Frauen in den Schneidereibetrieben haben Männer – wo ist die Stimme dieser Männer? Und was machen sie, um ihre Frauen zu schützen, ihre Kinder, ihre Familien? (*Ataka*, 09.03.2006)

Dieser emotionale Text ist eine exakte Illustration davon, wie sich die Frage nach der weiblichen Arbeit im nationalistischen Diskurs in eine Frage nach der Hegemonie des bulgarischen Mannes (als dem Haupt der Familie) als nationalem Wert wandelt. Passivität, fehlende Unternehmerfreudigkeit, Unfähigkeit oder Verweigerung, die Rolle des Familienernährers zu übernehmen – das nämliche Problem, das in dem eingangs erwähnten Beispiel vorkam, wird aufs Neue gestellt. Dieses Mal jedoch mit nationalistischer Konnotation – die bulgarischen Frauen würden durch griechische Geschäftsleute ausgebeutet, heißt es. Dadurch wird die männliche und zugleich auch die nationale Ehre der bulgarischen Männer verletzt. Letztere müssen ihre Machtposition wiederherstellen und ihre Frauen und Familien verteidigen – das ist das Pathos dieses Aufrufs („mobilisiert euren Verstand, habt mehr Selbstvertrauen, seid unternehmerfreudiger“). Die Erinnerung an die bulgarische (nationale) Wiedergeburt – die heroischste Periode der jüngeren bulgarischen Geschichte, die Zeit der nationalen Befreiungskriege – schafft eine unzweideutige Analogie: Damals haben die bulgarischen Männer Mut bewiesen und heroisch ihre Familien verteidigt, indem sie die schimpfliche Fremdherrschaft abgeschüttelt haben. Jetzt müssen sie ihre Frauen, die von Fremden ausgebeutet werden, wieder retten und beschützen. Dieser Aufruf an die unterdrückten bulgarischen Männer ist eigentlich ein Aufruf, die richtige patriarchalische Ordnung wiederherzustellen, auf dass die Männer ihren Platz als Oberhaupt ihrer eigenen Familien einnehmen.

Mit der Ersetzung der paternalistischen Politik des Staates durch eine patriarchalische, die nach patriarchalischer Norm auf eine Arbeitsteilung in der Familie gründet (der Mann ist *breadwinner*, und die Hauptsorge der Frau ist die Sorge für die Familie, unabhängig von ihrer Berufstätigkeit außer Haus), wird von den Männern erwartet, Beschützer ihrer Familien zu sein. Diese patriarchalischen Werte setzen sich in den Jahren der Transformation als Teil des normalisierenden Diskurses durch. Charakteristisch für die Ideen von einer „normalen“ Geschlechterordnung nach 1989 ist die Restaurierung der Werte der Patriarchalität („starke bulgarische Familie“) aus der Zeit des Aufstiegs der bulgarischen Nation (Periode der Wiedergeburt, die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts) in Verbindung mit dem vermeintlichen europäischen Modell (vgl. Luleva 2005a). Männlichkeit und Weiblichkeit sind in diesem Diskurs essenziellistisch definiert. Den Männern wird die Rolle von Beschützern ihrer Frauen zugeschrieben, eine Rolle, die der kommunistische Staat ihnen genommen hatte. Damals wurde von den Bürgern Unterordnung und Bescheidenheit erwartet, also Eigenschaften aus dem Register der so genannten weiblichen Qualitäten. Die Unfähigkeit der Männer, diese Er-

wartungen zu erfüllen, führt zu einer Krise ihrer Männlichkeit. Andererseits ist die Logik von „Beschützte – Beschützer“ solcher Art, dass sie die Frauen in die Position von Abhängigkeit und Unterordnung bringt (Young 2003). Der neue Nationalismus, der auf dieser Logik beruht, wird zu einem günstigen Boden für die Stärkung der männlichen Hegemonie.

Die Rolle des Beschützers und Verteidigers der Nation (gleich dem Vater in der patriarchalischen Familie) war dem ehemaligen, 2001 zurückgekehrten Monarchen Simeon von Sachsen-Coburg und Gotha zugeordnet. Nachdem er in den Parlamentswahlen in demselben Jahr die übrigen politischen Parteien überflügelte (die ihren Wählern nicht versprochen hatten, sie zu „schützen“ und für sie zu „sorgen“), wurde er Ministerpräsident der Republik. Obwohl er in der ganzen Zeit seines Mandats das Bild des Beschützervaters seiner Familie, seiner Partei und seines Volkes aufrechterhielt, verlor Simeon von Sachsen-Coburg und Gotha die Sympathien seiner Wähler, und in der neuen Rolle des Retters und des männlichsten unter den Politikern betrat sein ehemaliger Bodyguard, General und derzeitiger Bürgermeister von Sofia, Bojko Borisov, die Szene.⁹ Iris Marion Young sagt dazu, dass in dem Maße, in dem die Bürger ihren Führern erlauben, ihnen gegenüber die Rolle des Beschützers einzunehmen, sie selbst eine untergeordnete Position einnehmen – ähnlich den Frauen in der patriarchalischen Familie (2003, 2). Bei der positiven Stereotypisierung des Patriarchalismus im bulgarischen öffentlichen Diskurs und dem schwachen feministischen Einfluss (richtiger wäre es zu sagen dem starken Antifeminismus) erweisen sich die Ideen von Schutz und Sorge für die Schwachen – die Frauen, das Volk – nicht nur im nationalistischen Diskurs als vital.

5 Zusammenfassung

Die Prozesse der Transformation haben die Geschlechterbeziehungen problematisiert. Die als gegeben hingenommenen Rollen, Normen und Werte werden unter den veränderten Bedingungen neu beurteilt. Die vorherige paternalistische Geschlechterordnung wird zu einer patriarchalischen, die als „normal“ und „europäisch“ gilt, und in der die normativen Modelle von Männlichkeit und Weiblichkeit betont essenzialistisch sind. Gleichzeitig ruft der Widerspruch zwischen der für ein Merkmal von Normalisierung und Europäisierung gehaltenen patriarchalen

⁹ Im Jahr 2005 gewann die *Bulgarische Sozialistische Partei* (BSP) die Wahl, Premierminister wurde Sergey Stanishev. Als beliebtester Politiker gilt jedoch Bojko Borisov, der im Jahr 2007 eine eigene Partei, *Bürger für eine europäische Entwicklung*, gründete.

Ideologie und der Unmöglichkeit, im alltäglichen Leben ein entsprechendes Modell der Rollenaufteilung in der Familie zu realisieren, eine Krise der Männlichkeit hervor im Sinne einer Krise der patriarchalen Männlichkeit. Die Spaltung ist spürbar: Die Männer streben einerseits danach, Dividenden aus der patriarchalen Ordnung zu ziehen, und gleichzeitig sind sie unterdrückt, geplagt in ihrer Unfähigkeit, sich den neuen hegemonialen Modellen von Männlichkeit zu nähern und den Erwartungen der Frauen bezüglich ökonomischer Prosperität in der postsozialistischen Konsumgesellschaft zu entsprechen.

Als Lösung für die Krise der patriarchalen Männlichkeit werden unterschiedliche Wege gesehen: Nach den konservativen (einschließlich nationalistischen) Ansichten durch Stärkung der führenden Rolle des Mannes in der Familie (nach dem Modell des Familienernährers) und der traditionellen Weiblichkeit, nach den liberalen und für Genderungleichheiten sensiblen Nichtregierungsorganisationen (NGOs) durch Stimulierung des partnerschaftlichen Familienmodells und eine größere Verbreitung von egalitären Beziehungen zwischen Männern und Frauen. Welches Modell die sozialen Akteure wählen, hängt von ihrer Altersstufe sowie ihrer sozialen und ethnischen Zugehörigkeit ab. Doch im Augenblick scheint unstrittig zu sein, dass der Nationalismus – trotz der Integration in die EU – in der traumatisierten, von der europäischen/transnationalen hegemonialen Männlichkeit unterdrückten bulgarischen Männlichkeit Ressourcen finden wird.

Abbildungsnachweise

1. Bojko Borisov in den 1990er Jahren. Quelle: <http://www.segabg.com>.
2. Bojko Borisov als General. Quelle: <http://www.boikoborisov.bg>.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Zitierte Zeitungsartikel

- Ataka, 09.03.2006: Kade e glasut na bulgarskite muže? (Wo ist die Stimme der bulgarischen Männer?). (von Maria Ivanova), 1.
- Standart, 09.12.2006: Pet dami koziruvat na kmeta Borisov (Fünf Damen salutieren dem Bürgermeister Borisov). (von Siana Sevova), 7.
- Trud, 14.01.2007: Interview s Tedy Moskov. (von Iva Iolova), 12.

Trud, 04.07.2007: Genral srestu general – predstoi edna naistina dostoina bitka za Sofia (General gegen General – eine echt würdige Schlacht um Sofia steht bevor). (von Valentina Petkova), 1.

Literatur

- Aleksandrov, Charalan (2001): Cenata na uspecha. Predpriemačestvo I socialna promjana (Der Preis des Erfolgs. Unternehmung und sozialer Wandel). In: Lovci na umove. Lekcii po antropologija. Sofia, 164 – 192.
- Ashwin, Sarah/Lytkina, Tatyana (2004): Men in Crisis in Russia. The Role of Domestic Marginalization. In: *Gender & Society* 18, 189 – 206.
- Bourdieu, Pierre (2002): Măžkoto gospodstvo. Sofia.
- Connell, R. W. (2005): *Masculinities*. Cambridge.
- Connell, R. W./Messerschmidt, James W. (2005): Hegemonic Masculinity. Rethinking the Concept. In: *Gender & Society* 19, 829 – 859.
- Daskalova, Krassimira (Hg.) (2004): *Voices of Their Own (Oral History Interviews of Women)*. Sofia.
- Denzin, Norman (1989): *The research Act*. Chicago.
- Flick, Uwe (2005): Triangulation in der qualitativen Forschung. In: Flick, Uwe/Kardoff, Ernst von/Steinke, Ines (Hg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek, 309 – 319.
- Young, Iris Marion (2003): The Logic of Masculinist Protection. Reflections of the Current Security State. In: *Sign* 29, 1 – 23.
- Kreisky, Eva (1996): Vom patriarchalen Staatssozialismus zur patriarchalen Demokratie. Der politische Systemwechsel in Osteuropa aus der Gender-Perspektive. In: Kreisky, Eva (Hg.): *Vom patriarchalen Staatssozialismus zur patriarchalen Demokratie*. Wien, 7 – 21.
- Kreisky, Eva (2004): „Männlichkeit regiert die Welt“ – Männer. Männlichkeiten. Männerwelten. In: Sommerbauer, Jutta (Hg.): *Männlichkeit – Weiblichkeit. Transformation eines politischen Entwurfs*. Sofia, 58 – 71.
- Luleva, Ana (2005a): Transformation und Geschlechterordnung im postsozialistischen Bulgarien. In: Schäfer, Eva et al. (Hg.) *Irritation Ostdeutschland. Geschlechterverhältnisse in Deutschland seit der Wende*. Münster, 60 – 75.
- Luleva, Ana (2005b): „Die Frauenfrage“ im sozialistischen Bulgarien – Ideologie, Politik, Realität. In: Roth, Klaus (Hg.): *Sozialismus: Realitäten und Illusionen. Ethnologische Aspekte der sozialistischen Alltagskultur*. Wien, 129 – 155.
- Luleva, Ana (2008): Informal Work and Gender Equality in Bulgaria. In: Klenner,

- Christina/Leiber, Simone (Hg.): *Welfare States and Gender in Central-Eastern Europe (CEE)*. Düsseldorf (im Druck).
- Meščerkina, Elena (2002): *Bytie mužskogo soznanija: opyt rekonstrukcii maskulinnoj identičnosti srednego rabočego klassa (Die Existenz des männlichen Bewusstseins: Die Rekonstruktion der männlichen Identität bei Vertretern der Mittel- und Arbeiterklasse)*. In: Ušakin, Sergej (Hg.): *O muže(N)stvennosti*. Moskva, 278 – 287.
- Meuser, Michael (1998): *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*. Opladen.
- Meuser, Michael (2006): *Hegemoniale Männlichkeit – Überlegungen zur Leitkategorie der Men's Studies*. In: Aulenbacher, Brigitte et al. (Hg.): *Frauen-MännerGeschlechterforschung. State of the Art*. Münster, 160 – 175.
- Scholz, Sylka (2004): *Männlichkeit erzählen. Lebensgeschichtliche Identitätskonstruktionen ostdeutscher Männer*. Münster.
- Scholz, Sylka (2007): *„Männer reden Merkel klein.“ Männlichkeitskritiken im Bundestagswahlkampf 2005*. In: Scholz, Sylka (Hg.): *„Kann die das?“ Angela Merkels Kampf um die Macht. Geschlechterbilder und Geschlechterpolitiken im Bundestagswahlkampf 2005*. Berlin, 103 – 116.
- Wolby, Silvia (1990): *Theorizing Patriarchy*. Oxford.
- Zdravomyslova, Elena (1999): *Die Konstruktion der ‚arbeitenden Mutter‘ und die Krise der Männlichkeit*. In: *Feministische Studien. Geschlechterverhältnisse in Russland* 17, 23 – 33.
- Zdravomyslova, Elena/Tëmkina, Anna (2002): *Krizis maskulinnosti v pozdnesovetskom diskurse (Die Krise der Männlichkeit im postsowjetischen Diskurs)*. In: Ušakin, Sergej (Hg.): *O muže(N)stvennosti*. Moskva, 432 – 451.

**Männlichkeiten im Postsozialismus.
Theoretische und methodische
Diskussion**

Männlichkeit(en) literatur- und kulturwissenschaftlich erforschen. Diskussion

Toni Tholen

1 Vorbemerkung

Dass man sich in der Männlichkeitsforschung seit geraumer Zeit darauf verständigt hat, von Männlichkeit im Plural¹ zu sprechen und sie als solchen auch zu untersuchen, zeigt zunächst einmal zweierlei an: Zum einen den Umstand, dass es so etwas wie eine Mastertheorie von Männlichkeit bisher nicht gibt (und vielleicht auch nicht geben muss) und zum Zweiten, dass gerade solche Versuche, die der Forschung fächerübergreifende begriffliche Modellierungen anbieten wie im Falle von Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit (zuerst Connell 1987), selbst auf die innere und äußere Vielfalt und Differenzierung von Männlichkeit hin angelegt sind. Aus diesem Zustand einer offenen, tentativen Theorie- und Konzeptbildung sollte man meiner Ansicht nach nicht folgern, dass die Anstrengungen der Forschung von nun an auf einen einheitlichen Theorierahmen ausgerichtet werden sollten, sondern man sollte auch in Zukunft grundsätzlich an dieser Offenheit und an der heuristischen Funktion von verallgemeinernden Konzepten festhalten. Denn darin liegt eher die Chance einer möglichst genauen und Differenzen berücksichtigenden Phänomenologie von Männlichkeit(en) als die Gefahr einer unproduktiven, auseinanderdriftenden Beliebigkeit von Forschungsintentionen und -settings.

Gleichwohl ist es für die gegenwärtige und zukünftige literatur- und kulturwissenschaftliche Forschung wesentlich, neben der möglichst genauen und nach Kulturen und Traditionen zu differenzierenden *thick description* (Geertz 1973) der kulturellen und ästhetischen Phänomene von Geschlecht und Männlichkeit

¹ Vgl. dazu Überblickhaft Erhart (2000, 134), differenzierend und vertiefend Meuser (1998, 115 f.) und Tholen (2003, 419 f.).

die herrschaftstheoretische und -kritische Perspektive aufrechtzuerhalten, die die beiden bis jetzt bedeutendsten soziologischen Vertreter der *Men's Studies*, R. W. Connell (1987; 1999) und Pierre Bourdieu (2005), der Forschung eingeschrieben haben.

Ich möchte die nun folgenden Überlegungen um die gerade skizzierten Begriffe Offenheit und Kritik versammeln und darlegen, nach welchen zentralen Leitgedanken die literatur- und kulturwissenschaftliche Erforschung von Männlichkeit(en) in Zukunft verfahren sollte. Dabei lässt sich an einige der in diesem Band versammelten Aufsätze gut anknüpfen (Lidia Gluchowska, Elena V. Müller, Monika Szczepaniak und Weertje Willms). Nicht zuletzt gehen viele der hier explizierten Gedanken aus den Erkenntnissen hervor, die in den Aufsätzen zur Kultur und Literatur einzelner osteuropäischer Länder wie vor allem Russland, Polen und Bulgarien zusammengetragen worden sind.

Die Frage, *wie* Männlichkeit erforscht werden kann und soll, hat sowohl *externe* als auch *interne* Implikationen. Die externen betreffen die Forschungsausrichtung und -vernetzung. Diese werde ich unter den Aspekten von Internationalität und Interdisziplinarität umrisshaft fokussieren. Die internen betreffen die konzeptuelle, gesellschafts- und kulturtheoretische Grundausrichtung bzw. Rahmung der Forschung einerseits, die spezifische Erschließungsweise von ästhetisch-literarischen Medien andererseits. Dabei muss der grundsätzliche Rahmen ein kritischer sein, und diesen werde ich im Anschluss an Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit erläutern. In diesem Zusammenhang wird auch nach dem Stellenwert der oft verwendeten Formel von der „Krise der Männer“ bzw. von der „Krise der Männlichkeit“ zu fragen sein. Abschließend werde ich einige Überlegungen zum geschlechtsspezifischen Umgang mit literarischen Texten in männlichkeitsreflexiver Absicht vortragen.

2 Internationalität und Interdisziplinarität

Ein Vorzug der *Men's Studies* liegt in der seit ihrer Herausbildung in den 1980er Jahren (vor allem zunächst im anglo-amerikanischen Bereich) vollzogenen internationalen Ausrichtung. Zwar muss man im Ländervergleich von einer Ungleichheit in Bezug auf das Entwicklungstempo und die Intensität der Forschungsbemühungen ausgehen und damit verbunden auch von gewissen Theorie- bzw. Konzeptimporten (z. B. ist die kultur- und literaturwissenschaftliche Männlichkeitsforschung in Deutschland nicht ohne die Anregungen der französischen und anglo-amerikanischen Theoriebildung denkbar), auf der anderen Seite jedoch

vollzieht sich seit den 1990er Jahren verstärkt ein Prozess der internationalen Vernetzung und Überlappung bei der Erforschung von Männlichkeit(en). Unter welchen forschungsleitenden Gesichtspunkten die *Men's Studies* international und fächerübergreifend verfahren, hat kürzlich Walter Erhart in einem ausführlichen Forschungsbericht dargelegt: „Historizität, Pluralität, Widersprüchlichkeit, Instabilität: Die mittlerweile international wie interdisziplinär weit gefächerten *Studies on Masculinities* haben diese in Einmütigkeit vorgetragenen Ergebnisse in einer unüberschaubaren Fülle von Untersuchungen bestätigt.“ (Erhart 2005, 163) Schaut man sich in Bezug auf den Aspekt der Internationalität in Erharts Forschungsbericht die Fülle der zitierten und bibliographierten Forschung an, so lässt sich allerdings auch konstatieren, dass sich die internationale Ausrichtung und Vernetzung der Forschung auf Westeuropa und die USA beschränkt. Für diese Begrenzung gibt es zwei mögliche Gründe: Zum einen den, dass Erharts Blick gelenkt wird durch die herkömmliche Hegemonie der westeuropäischen und anglo-amerikanischen Geistes- und Kulturwissenschaften, die sich eben auch im Bereich der wissenschaftlichen Erforschung von Männlichkeit(en) noch auswirkt. Zum anderen den, dass sich die Männlichkeitsforschung in anderen Ländern und Kontinenten erst ganz allmählich etabliert, so wie z. B. seit einiger Zeit in den Ländern Osteuropas. Für Letzteres spricht etwa die Bemerkung von Monika Szczepaniak, dass sich eine Männlichkeitsforschung in Polen noch nicht wirklich etabliert habe. Umso wichtiger ist es für eine bereits etablierte, literatur- und kulturwissenschaftliche Männlichkeitsforschung in Deutschland und anderswo, den internationalen Blick auf andere Länder, in denen bzw. für die nun erste Studien vorliegen, auszuweiten und die eigenen Ergebnisse mit anderen Blickweisen aufgrund ganz unterschiedlicher historischer, gesellschaftlicher und kultureller Entwicklungen, vor allem auch im 20. Jahrhundert, zu vergleichen. Nur in einer solchermaßen vergleichenden, internationalen und auch interkulturellen Perspektive lässt sich zeigen, dass zentrale Konzepte der Männlichkeitsforschung ganz unterschiedlich gefüllt sein können. So weist etwa Weertje Willms darauf hin, dass hegemoniale Männlichkeit in der ehemaligen Sowjetunion aufgrund des sozialistischen Gesellschaftsmodells etwas anderes bedeutet habe als in der westlich-demokratischen Gesellschaft des 20. Jahrhunderts, der das Konzept entstamme. Willms zeigt ferner auf, dass die Unterscheidung in Bezug auf die literarischen Texte ebenfalls Geltung beanspruche, denn durch die Doktrin des Sozialistischen Realismus habe die offizielle Literatur den gesellschaftlich-politischen Normen entsprechend den (männlichen) Arbeiter als hegemonialen Typus statuiert.

Wenn Erhart indes die Männlichkeitsforschung als ein interdisziplinäres Feld

vorstellt, so nimmt er in seinem Forschungsbericht allerdings eine Fokussierung auf ganz bestimmte Wissenschaften vor, die das Feld der Forschung bisher dominiert haben: die Geschichts- und Sozialwissenschaft. Zu diesen beiden Wissenschaften bringt er die Literaturwissenschaft ins Verhältnis, indem er zunächst eine Spannung und eine Auseinanderentwicklung der Perspektiven konstatiert (Erhart 2005, 163): Während Geschichtswissenschaft und Soziologie sich primär auf die äußere Vielfalt und die gesellschaftlichen Leitbilder von Männlichkeit konzentrierten, sei die Literaturwissenschaft oftmals der psychischen Konstruktion von Männlichkeit auf der Spur (vgl. Erhart 2005, 177 f.). Erhart selbst ist auf der Suche nach theoretischen Modellen, die es vermögen, die Diskrepanzen und Wege zwischen gesellschaftlichen Leitbildern einerseits und individualpsychischen Dispositionen andererseits, d. h. zwischen außen und innen zu situieren, und zwar historisch und systematisch. Dabei ist seine Hypothese, dass dafür Literatur und Kunst die privilegierten kulturellen Medien seien, da sie in besonderer Weise Vermittlungsformen seien, die den Abstand und die Bahn von Innen und Außen illustrieren und repräsentieren. Dieser Vorschlag räumt den künstlerisch-ästhetischen Medien im interdisziplinären Feld der *Men's Studies* zu Recht großes Gewicht ein. Gleichwohl ist im Zusammenhang der interdisziplinären Situierung von Kunst und Literatur im Bereich der *Men's Studies* auf zwei zusätzliche Aspekte hinzuweisen: Der erste bezieht sich auf ein Desiderat, der zweite auf die Beachtung einer kulturwissenschaftlich bedeutsamen Relation. Zum ersten: Von manchen Disziplinen wie vor allem der Philosophie und Theologie, welche mit ihren Vorstellungen und Theorien die Literatur und die anderen Künste traditionell enorm inspirieren, ist im Zusammenhang der Männlichkeitsforschung erstaunlich wenig die Rede. Auf die Gegenstände dieser Fächer und ihre Wirkungen auf Literatur und Kultur wäre aber in Zukunft mehr Gewicht zu legen. Zum zweiten: Einige Beiträge dieses Bandes (Głuchowska, Müller, Szczepaniak) zeigen in eindrücklicher Weise, dass man bei der kulturwissenschaftlichen Betrachtung von Männlichkeit eine zusätzliche Differenzierung berücksichtigen muss, nämlich die zwischen ernsthafter, „hoher“ Kunst und populärer Kultur. Auffällig ist nämlich, dass die anspruchsvolle Kunst und Literatur auf Männlichkeitsstereotypen reagiert, wie sie immer wieder in der populären Kultur, sei es in Zeitschriften, Filmen oder anderen Medien, transportiert werden und nicht selten zur Stabilisierung der verschiedenen Formen hegemonialer Männlichkeit beitragen. Wenn man diese Unterscheidung in hinlänglicher Weise berücksichtigt, dann wird man auch das Kritik- und Veränderungspotential von Kunst und Literatur im Hinblick auf die Geschlechterverhältnisse wieder mehr in den Blick nehmen können, als es

momentan, zumindest in Deutschland, der Fall ist. Das Fazit wäre also, dass eine kulturwissenschaftliche Männlichkeitsforschung, die per definitionem fächerübergreifend angelegt ist, erst dann das ganze kulturelle Feld erfasst, wenn sie die Männlichkeitsbilder und Geschlechterkonstruktionen in den einzelnen Medien der populären Kultur gebührend berücksichtigt und sie vergleichend auf den Sektor der Hochkultur bezieht.

3 Hegemoniale Männlichkeit

Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit, das in der soziologischen Forschung gegenwärtig weiter ausdifferenziert wird (vgl. etwa Meuser 2006; Bereswill/Meuser/Scholz 2007), hat sich als Rahmenkonzept nicht nur in der bisherigen Männlichkeitsforschung bewährt, sondern es findet nun auch bei der Erforschung der Geschlechterverhältnisse in der Gesellschaft und Kultur Osteuropas Anwendung, und zwar gerade weil es flexibel genug ist, die Männlichkeitskonstruktionen in der historisch-politischen Abfolge (vgl. Müller), und d. h. auch unter Berücksichtigung der einzelnen Regierungs- und Systemwechsel (Luleva für Bulgarien, Gluchowska und Szczepaniak für Polen), in der Generationenfolge (vgl. Willms) sowie in den verschiedensten Bereichen kultureller Produktion zu bündeln. Das bedeutet aber gleichzeitig auch, dass das Selbstverständnis einer solchermaßen sich globalisierenden kulturwissenschaftlichen Männlichkeitsforschung weiterhin ein kritisches ist. Denn Connell selbst versteht das Konzept ganz explizit als Bestandteil einer kritischen Wissenschaft von den Geschlechterverhältnissen und deren historischer Entwicklung (Connell 1999, 64). Und die kultur- und literaturwissenschaftlichen Beiträge dieses Bandes analysieren durchweg hegemoniale Männlichkeiten mit der kritischen Intention, sie nicht nur zu fassen und bewusst zu machen, sondern auch, vor allem in den Künsten, nach Alternativen zu suchen. Solche deuten sich dabei entweder in den kritischen und dekonstruktiven Strategien (vgl. etwa Szczepaniak) der anspruchsvollen Literatur an oder auch in der bildenden Kunst der Gegenwart (vgl. dazu Gluchowska).

Es ist vor allem deshalb notwendig, die kritische Einstellung beizubehalten, weil sich zeigt, dass auch in einer Epoche der Demokratie und der verfassungsmäßig verbrieften Freiheit und Gleichheit aller Geschlechter fortlaufend Bilder hegemonialer Männlichkeit kulturell produziert werden, die Symbolisierungen realer gesellschaftlicher Herrschafts- und Machtbeziehungen sind. Die Beiträge zur Erforschung kultureller hegemonialer Männlichkeitskonstruktionen in diesem Band machen dies noch einmal besonders deutlich, weil sie Kunst- und Medienproduk-

te an der Schwelle des Systemwechsels untersuchen, der nach 1989 die Länder Osteuropas vom Sozialismus zur Demokratie geführt hat. Die in den letzten zehn bis zwanzig Jahren auch in den Kulturen Osteuropas neu auftauchenden Bilder und Phantasmen hegemonialer Männlichkeit, vor allem die des erfolgreichen und ununterbrochen arbeitenden Managers, des Macho-Unternehmers, also durchweg Männlichkeiten, die eine „transnationale Männlichkeit verkörpern“ (Luleva) und damit an dem derzeit herrschenden globalen Muster hegemonialer Männlichkeit partizipieren, machen die Notwendigkeit deutlich, kultur- und literaturwissenschaftliche Männlichkeitsforschung und -kritik nicht ohne Gesellschaftsanalyse, genauer: Kapitalismusanalyse zu betreiben. Angesichts neuester männlicher Resouveränisierungsstrategien im politischen wie im theoretischen und kulturellen Feld plädiert Edgar Forster (2006, 193) denn auch für das Festhalten „am Begriff des kapitalistischen Patriarchats“. So zeigt die Analyse populärer Kultur etwa in Polen in der Tat, dass die patriarchalen Muster der Gesellschaft gerade auch in Zeiten turbokapitalistischer Wettbewerbs- und Konkurrenzimperative eher noch gefestigt werden (vgl. Głuchowska). Und der neurussische Kult der Heldenverehrung und des politisch, militärisch und auch ökonomisch „starken Mannes“ (vgl. zusammenfassend Müller) passt nur allzu gut zu dieser Diagnose.

Für eine im engeren Sinne literaturwissenschaftliche Anknüpfung an Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit ist der Aspekt der *cathexis*, der emotionalen Bindungsstrukturen, von besonderem Gewicht.² Denn es geht in literarischen Texten primär um die Lebens-, Liebes- und Familiengeschichten einzelner Figuren. Hier bilden sich zum Teil sehr komplexe Figuren- und Geschlechterkonfigurationen heraus, die durch eine bestimmte emotionale oder auch erotische Bindungsenergie zusammengehalten werden. Dass in diesen emotionalen männlich-weiblichen oder gleichgeschlechtlichen Beziehungen, wie sie in der Literatur dargestellt werden, auch die anderen Connellschen Aspekte, nämlich gesellschaftlich codierte und normierte Macht- und Produktionsverhältnisse, mit am Werk sind, geht schon allein aus der Tatsache hervor, dass literarische Texte sich, wie direkt oder indirekt auch immer, auf gesellschaftliche Gegebenheiten und Verhältnisse beziehen, indem sie Modelle zu ihrer Deutung und zu ihrer Reflexion entwerfen. Die literarischen Konstruktionen emotionaler Beziehungen und psychischer Zustände männlicher und weiblicher Protagonisten sind naturgemäß vielfältig. Sie sind dabei abhängig von den jeweiligen historischen und gesellschaftlichen Entwicklungen. Das macht es gerade beim Versuch, allgemeine literaturwissen-

² Vgl. zur Anbindung der Connellschen Kategorie der *cathexis* an eine kritische literarische Hermeneutik Tholen (2005, 9–21).

schaftliche Überlegungen im Hinblick auf die Männlichkeitsforschung anzustellen, nötig, diese auf einen bestimmten Zeitraum zu beziehen. Die im vorliegenden Band versammelten Beiträge sind stark gegenwartsorientiert und deshalb ist es sinnvoll, die Kategorie der *cathexis* in Bezug auf die Literatur der jüngeren Vergangenheit zu justieren. Dabei zeigen insbesondere die Literaturanalysen und -interpretationen von Willms und Szczepaniak, dass die literarisch modellierten Männerfiguren in russischen und polnischen Texten in hohem Maße bindungsunfähig sind, ganz unabhängig davon, ob es sich um den Typus „Karrieremann“ oder „Versager“ handelt. Nun ist das allein noch kein neuer Befund, denn die Literaturgeschichte ist voll von männlichen Protagonisten, die emotionale und erotische Bindungen nicht oder nicht auf Dauer einzugehen vermögen. Neu ist allerdings, dass sich in der Literatur der jüngeren Generation Verschiebungen im Verhältnis der Geschlechterbeziehungen zu erkennen geben, welche auch Auswirkungen haben auf die Bestimmung von hegemonialer Männlichkeit im Ganzen. In diesem Zusammenhang ist der Generationenvergleich, den Willms in ihrem Beitrag vornimmt, besonders interessant, zeigt sie doch auf, dass in Ilja Stogoffs Roman *Machos weinen nicht* (2003) die Bindungsenergien der Protagonisten ganz anders verteilt sind als in den Texten von AutorInnen der älteren Generation. Das liegt vor allem an zwei Faktoren: Zum einen beschreibt die jüngere Autorengeneration Frauen und Männer nicht mehr primär als Angehörige bzw. Mitglieder einer familiären Gemeinschaft, sondern als Singles. Und zum Zweiten nehmen die Frauen in der Literatur der jüngeren Generation nicht selten eine ganz neue Position ein, nämlich die der beruflich erfolgreichen Single-Frau, die sich nicht mehr über ihre traditionelle Aufgabe und Rolle als Familienmutter und -hüterin definiert und sich ganz unabhängig von potentiellen männlichen Partnern gesellschaftlich etabliert, also die Position männlich konnotierter Autonomie übernimmt. Das schafft nicht nur einen neuen Frauen-Typus, sondern auch einen neuen Männer-Typus, der dem Typus des erfolgreichen hegemonialen Karrieremanns diametral gegenüber steht: den „Versager“ (vgl. Willms). Charakteristisch für ihn ist, dass er eher heil- und rettungslos abstürzt als dass er seine Lebenskrise überwindet.

Gehen wir – hypothetisch – davon aus, dass Stogoffs Roman eine allgemeine Tendenz in Bezug auf die literarische und kulturelle Modellierung von Geschlechterbeziehungen in der Gegenwart widerspiegelt, dann lässt sich für das Konzept der hegemonialen Männlichkeit, insoweit es literatur- und kulturwissenschaftlich zur Anwendung kommen soll, folgende Erweiterung vorschlagen: Hegemoniale Männlichkeit repräsentiert fortan nicht nur Männer bzw. hegemoniale Muster von

Männlichkeit, sondern sie repräsentiert auch zunehmend Frauen bzw. hegemoniale Muster von Weiblichkeit.

Zwei weitere zentrale Aspekte für die gegenwärtige und zukünftige literaturwissenschaftliche Männlichkeits- und Geschlechterforschung lassen sich absehen: Zum Ersten wird es wichtig sein zu beobachten, welche neuen emotionalen und sozialen Bindungs(verlust)strukturen von männlichen Protagonisten die Literatur vor dem Hintergrund der steigenden Relevanz der Unterscheidung von Single- und Familienexistenz entwirft. Diesbezüglich ist z. B. die gegenwärtige Entwicklung in der deutschen Literatur höchst aufschlussreich: Denn Autoren, die zur Generation der in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts Geborenen gehören, beginnen verstärkt damit, über ihre werdende Vaterschaft zu schreiben. Sie entdecken sich in ihren autobiographisch kolorierten Texten als Familienmänner, schreiben emphatisch über ihre Nähe zu und Bindung an Frau und Kinder, geraten aber auch in Konflikt mit ihrem immer noch traditionellen Autorschaftsverständnis, das sie auf Einsamkeit, Autonomie und eine künstlerische Existenz außerhalb der Familie festlegt. Zu nennen wären hier etwa Texte von Durs Grünbein (2001), Dirk von Petersdorff (2007) und John von Düffel (2007) (vgl. dazu Tholen 2008).

Zum Zweiten ist es nötig, im Zusammenhang des Auftauchens ganz neuer Typen krisenhafter Männlichkeit, von denen Willms einen, nämlich den Versager-Single, an Hand von Stogoffs Roman darstellt, den literatur- und kulturwissenschaftlichen Umgang mit der oft geäußerten Redeweise von der „Krise der Männer bzw. der Männlichkeit“ differenzierend zu betrachten. Die Forschung weist seit kurzem darauf hin, dass die Rede von der Krise der Männer nicht irgendeiner feststellbaren (gesellschaftlichen) Wirklichkeit entspricht, sondern eine Diskursfigur ist, die mit bestimmten Positionierungs- oder Resouveränisierungsstrategien verbunden ist. Forster (2006, 194 ff.) spricht in diesem Zusammenhang sogar von einer „Männerphantasie“, die nichts mit den konkreten gesellschaftlichen Machtverhältnissen zu tun habe. Im engeren literaturwissenschaftlichen Kontext vertritt Walter Erhart die These, dass die Formel von der Männlichkeitskrise ein Narratem innerhalb einer oder vieler, in der Literatur- und Kulturgeschichte immer wieder auftauchender Erzählungen von Männlichkeit ist:

Ein narratologisches Konzept von Männlichkeit könnte demgegenüber deutlich machen, dass die sogenannte Krise ein implizites Konzept der Männlichkeit selbst ist, ein Narratem, das in die Geschichte jeder Männlichkeit gewissermaßen als deren ureigenster Bestandteil integriert ist. Im 20. Jahrhundert beruht die Krise der Männlichkeit deshalb weniger auf dem Ende einer linear zu verfolgenden Geschichte traditioneller Männlich-

keit als auf einer Rhetorik, die sowohl länger andauernde Spannungen als auch eine ganze Bandbreite daraus hervorgehender narrativer Möglichkeiten anzeigt [...] Die Krise als Moment einer narrativen Struktur stellt demnach keine Bedrohung oder Dezimierung der Männlichkeit dar, sondern ist Teil ihrer Konstitution und sogar die implizite Voraussetzung jeder ‚normalen‘ oder erfolgreich verlaufenden männlichen Geschichte. (Erhart 2005, 222)³

Erhart, der mit diesen Überlegungen im Übrigen auch den Diskurs der Krise innerhalb der Männlichkeitsforschung selbst in Frage stellt, ist mit Rücksicht auf bestimmte literarische Erzählungen von Männlichkeit und auf das kulturelle Epochenbewusstsein der Moderne zuzustimmen.⁴ Allerdings wäre auch zu fragen, ob seine Ausführungen nicht zu pauschal und zu vereinfachend sind. Warum sollte eine diagnostizierte oder literarisch beschriebene Krise der Männlichkeit immer nur „Rhetorik“ sein? Und warum sollte eine Krise grundsätzlich nichts Bedrohliches haben? Und haben wir es, wenn wir es mit literarischen Texten zu tun haben, immer nur mit normal verlaufenden, erfolgreichen männlichen Geschichten zu tun? Erhart läuft Gefahr, mit seinem durchaus verständlichen Einwand gegenüber einem undifferenzierten und vielfach wiederholten Krisendiskurs im Gegenzug eine Perspektivierung der Forschung vorzunehmen, die darauf hinauslaufen könnte, fortan alle Krisengeschichten der Männlichkeit durch eine struktural-narratologische Betrachtung zu normalisieren. Dabei werden meiner Auffassung nach zwei zentrale Aspekte ausgeklammert, die mit der Diagnostizierung von „Krisen der Männlichkeit“ immer verbunden waren und sind: Zum einen gibt es ja in der Literatur auch genügend männliche Protagonisten, deren Leben als ein bis zum Ende krisenhaftes dargestellt wird. Das heißt ihre Lebenskrise ist eben nicht eine Station, ein Narratem, auf dem Weg hin zu einer Wende und zu einem am Ende erfolgreichen, „normalen“ Leben, sondern sie verharren in der Krise und scheitern. Auch solche Erzählungen von Männlichkeit, die in literarischen Texten nicht selten solche von Nebenfiguren sind, sollten auf jeden Fall Berücksichtigung finden. Und zum Zweiten wäre zu bedenken, dass die Darstellung oder die Diagnose von Krisen immer auch die Möglichkeit mitenthält, dass sich Eingefahrenes, Habitualisiertes auflöst, dass sich vielleicht auch etwas verändert. Auf unseren Kontext übertragen, heißt das: Wenn die Literatur oder andere

³ Diesem Ansatz folgen mittlerweile auch andere kultur- und literaturwissenschaftliche Arbeiten. Vgl. dazu die Einleitung und die Beiträge in Glawion/Yekani/Kastein 2007.

⁴ Besonders wichtig für die Konstitution männlicher Identität in der kulturellen Moderne ist der mittlerweile gut erforschte Diskurs einer Männlichkeitskrise um 1900. Vgl. dazu Mosse (1997, 107 ff.), Koschorke (2000), Erhart (2001, 232 ff.) und Brunotte/Herrn (2008).

Künste krisenhafte Männlichkeiten darstellen, impliziert dies auch die Möglichkeit, alternativer, nicht-hegemonialer Existenzweisen von Männlichkeit im Text gewahrt zu werden, und wenn es nur in den „Leerstellen“ des Textes geschieht, die der Leser oder die Leserin mit eigener Imagination zu füllen hat.⁵ Die imaginäre Darstellung einer Identitäts- oder Existenzkrise impliziert immer schon die Imagination eines möglichen Anderswerdens. Diese Möglichkeit ist der Kunst als ihr utopisches Potential von jeher eingeschrieben.

4 Hermeneutik der Männlichkeit

Mit Blick auf die gegenwärtigen Tendenzen neuer Muster und Idealbilder hegemonialer Männlichkeit, die wie im Falle der politischen und kulturellen Entwicklung in Russland (der „Held“ Putin ist hier nur die Spitze des Eisberges) zur Forcierung einer massiven Politik der Repatriarchalisierung führen und sich dabei bestens mit den Herrschaftsstrukturen des Kapitalismus und seiner *global player* legieren, mutet die Rede von der „Krise der Männlichkeit“ allein allerdings allzu simplifizierend und verharmlosend an. Deshalb halte ich es für wesentlich, die literatur- und kulturwissenschaftliche Männlichkeitsforschung in Zukunft noch oder wieder stärker als Teil einer konzeptoffenen kritischen Theorie der Geschlechter- und Machtverhältnisse zu verstehen. Unter Konzeptoffenheit verstehe ich in erster Linie, dass das leitende Prinzip bei der Erforschung von Formen und Bildern hegemonialer Männlichkeit die in Forschung wie Lebenspraxis kontinuierlich zu machende kognitive wie sinnlich-körperliche Erfahrung sein muss. Und wenn sich die Erfahrung und die Praxis des täglichen *doing gender* in der Konzeptbildung niederschlagen sollen, dann kann es der Forschung nicht in erster Linie darum gehen, ein elegantes Begriffsdesign zu entwerfen, das zwar den Ansprüchen des wissenschaftlichen Diskurses entspricht, aber die körperliche und reflexive Praxis des Geschlechtshandelns und der geschlechtlichen Existenzweise nicht (mehr) berührt. Ich stimme hier ganz mit Edgar Forster (2006, 196 ff.) überein, wenn er davor warnt, die Theoriebildung im Bereich der Erforschung von Männlichkeit bis zur Abflachung zu perfektionieren. Dabei gehe nämlich der Bezug zum Körper verloren. Es könne nicht darum gehen, mit dem Entwurf einer „passenden“ Theorie ein bestimmtes Diskursfeld zu erobern, um dieses dann zu beherrschen, denn eine solche Haltung, ein solches strategisches Denken bringe die Erfahrung zum Verschwinden (vgl. auch Tholen 2005, 216).

⁵ Den Ausdruck „Leerstelle“ hat im Zusammenhang einer rezeptionsästhetischen Theorie des Lesens Wolfgang Iser (1975) entwickelt.

Ich möchte im Anschluss an die Überlegungen Forsters und auch an Connells Ansatz, in welchem Männlichkeitsforschung ja ebenfalls als eine körperreflexive Praxis verstanden wird,⁶ skizzieren, wie ich mir einen hermeneutischen Umgang mit Bildern und Erzählungen von Männlichkeit in der Literatur und in den anderen Künsten vorstelle. Darin spielt der Begriff der Kritik eine ebenso zentrale Rolle wie der der Reflexion und der Möglichkeit von Veränderung. Zuvor aber ist darauf hinzuweisen, dass die Perspektive einer kritischen oder reflexiven Hermeneutik der Männlichkeit eine ist, die vorrangig das männliche Selbstverständnis fokussiert. Ich spreche also von einem eingeschränkten Standpunkt aus, ich spreche von einem Ort aus, den nicht alle am Forschungsprozess Beteiligten einnehmen können bzw. wollen, weil sie von einem anderen Ort aus und mit anderen Interessen und Intentionen Männlichkeit betrachten. Ich halte es für unmöglich, einen einheitlichen methodischen Zugang zur Erforschung von Männlichkeiten zu entwerfen, dennoch ist es nötig, dass Männer, die sich an der Erforschung von hegemonialer Männlichkeit beteiligen, eine spezifische Sicht auf die Gegenstände ihrer Forschungen entwerfen. Bezogen auf den Bereich einer kultur- und insbesondere literaturwissenschaftlichen Männlichkeitsforschung plädiere ich für einen selbstreflexiven Umgang mit Texten oder anderen künstlerischen Produkten, der sich gleichsam in einer *doppelten Optik* einerseits (selbst-)kritisch der kulturellen und literarischen Tradition männlichen Kulturschaffens (in der hohen wie in der populären Kultur) zuwendet und dabei die Formen, Bilder und Narrationen hegemonialer Männlichkeit in kritischer Absicht beobachtet, analysiert und benennt; der sich andererseits im lesenden und forschenden Eingedenken der langen Herrschaftsgeschichte des Mannes⁷ öffnet für die Suche nach literarisch-kulturellen Spuren anderer, nicht-hegemonialer (Existenz-)Formen von Männlichkeit (vgl. dazu ausführlich Tholen 2005, 1 – 21). Es ist für das Gelingen eines solchermaßen doppelten Lesens bzw. einer doppelten Erfahrung von Texten vor allem männlicher Autoren entscheidend, ein Gespür dafür zu entwickeln, an welcher Stelle des Textes oder in welchem Bild oder in welcher Figurenkonstellation das jeweilige Muster hegemonialer Männlichkeit, welches das latente Strukturelement nahezu jedes Textes ist, in Frage gestellt, konterkariert oder subvertiert wird durch die Spur eines Anderen, einer alternativen Männlichkeit. Nicht-hegemoniale Formen von Männlichkeit bringen sich in der Kunst vor allem in Freundschafts- und Lie-

⁶ Connell fordert sogar emphatisch eine neue Verkörperlichung (*re-embodiment*) gerade für Männer, eine „Suche nach neuen Arten des Empfindens, Gebrauchens und Präsentierens von männlichen Körpern“ (Connell 1999, 255).

⁷ Vgl. dazu grundlegend Bourdieu 2005 und Adorno/Horkheimer 1987.

besbeziehungen zwischen Männern und Frauen, aber auch unter Männern zum Ausdruck. Wobei zu ergänzen ist, dass unter nicht-hegemonialen Formen nur solche zu verstehen sind, die Frauen oder Weiblichkeit weder unterdrücken noch ausschließen. Der literatur- und kulturwissenschaftliche Fokus wäre von daher gerade auf die Untersuchung von expliziten, offensichtlichen, aber auch verdeckten Nähe- und Intimitätsbeziehungen zu richten, die im kulturellen Archiv verborgen bzw. verdeckt sind und durch eine sensibilisierte sowie reflexive Männlichkeitsforschung allererst noch aufzudecken sind. Dazu bedarf es aber auch neuer männlicher Erfahrungsdispositionen und eines veränderten Sprechens über Literatur und Kunst.

Dass die Künste, vor allem im Bereich der anspruchsvollen kulturellen Produktion, ihre Aufgabe in der Kritik hegemonialer Männlichkeit verstehen, haben u. a. einige der Beiträge in diesem Band gezeigt. Der Rezeption der Kunst und Literatur obliegt es, solche in den Texten und Kunstwerken enthaltene Kritik weiterhin entschieden herauszuarbeiten, andererseits aber auch nach den kleinen oder großen utopischen Bildern und Bruchstücken zu suchen, die ein neues und weniger hegemoniales Geschlechterverhältnis denkbar werden ließen. Dass es an der Zeit ist, nach Spuren der Nähe zwischen den Geschlechtern und unter Gleichgeschlechtlichen zu suchen, zeigen nicht nur gegenwärtig erscheinende literarische Texte von Männern (z. B. die oben erwähnten Texte deutscher Autoren), in denen traditionelle Positionierungen von Männlichkeit problematisiert werden und in denen neue Formen von männlicher Identität und Vaterschaft, die auf Bindungsfähigkeit und Nähe bauen, modelliert werden, sondern auch die literatur- und kulturwissenschaftliche Forschung macht es sich seit geraumer Zeit zur Aufgabe, Nähe und Intimität verstärkt zu erforschen.⁸

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Düffel, John von (2007): *Beste Jahre*. Roman. Köln.

Grünbein, Durs (2001): *Das erste Jahr*. Berliner Aufzeichnungen. Frankfurt a. M.

⁸ Seit einiger Zeit existiert ein internationales Forschernetzwerk zur (auch genderorientierten) Erforschung von Formen der Intimität. Dieses Netzwerk wird von Schamma Schahadat, Slavisches Seminar der Universität Tübingen, koordiniert. Über laufende Projekte kann man sich auf der Homepage (homepages.uni-tuebingen.de/schamma.schahadat/Intimitätsprojekte/aktuelles.html) informieren.

Petersdorff, Dirk von (2007): *Lebensanfang. Eine wahre Geschichte*. München.
Stogoff, Ilja (2003): *Machos weinen nicht*. München.

Sekundärliteratur

- Adorno, Theodor W./Horkheimer, Max (1987): *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. In: Horkheimer, Max: *Gesammelte Schriften*. Bd. 5. Frankfurt a. M., 13 – 290.
- Bereswill, Mechthild/Meuser, Michael/Scholz, Sylka (Hg.) (2007): *Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit*. Münster.
- Bourdieu, Pierre (2005): *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt a. M.
- Brunotte, Ulrike/Herrn, Rainer (Hg.) (2008): *Männlichkeiten und Moderne. Geschlecht in den Wissenskulturen um 1900*. Bielefeld.
- Connell, R. W. (1987): *Gender and Power. Society, the Person and Sexual Politics*. Stanford.
- Connell, R. W. (1999): *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Opladen.
- Erhart, Walter (2000): *Männlichkeit als Kategorie der postmodernen Konstellation*. In: Lützel, Paul Michael (Hg.): *Räume der literarischen Postmoderne. Gender, Performativität, Globalisierung*. Tübingen, 127 – 146.
- Erhart, Walter (2001): *Familienmänner. Über den literarischen Ursprung moderner Männlichkeit*. München.
- Erhart, Walter (2005): *Das zweite Geschlecht: „Männlichkeit“, interdisziplinär. Ein Forschungsbericht*. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 30, 156 – 232.
- Forster, Edgar (2006): *Männliche Resouveränisierungen*. In: *Feministische Studien* 24, 193 – 207.
- Geertz, Clifford (1973): *Thick Description: Toward an Interpretative Theory of Culture*. In: Geertz, Clifford: *The Interpretation of Cultures: Selected Essays*. New York, 3 – 30.
- Glawion, Sven/Yekani, Elahe Haschemi/Husmann-Kastein, Jana (Hg.) (2007): *Erlöser. Figurationen männlicher Hegemonie*. Bielefeld.
- Iser, Wolfgang (1975): *Die Appellstruktur der Texte. Unbestimmtheit als Wirkungsbedingung literarischer Prosa*. In: Warning, Rainer (Hg.): *Rezeptionsästhetik*. München, 228 – 252.
- Koschorke, Albrecht (2000): *Die Männer und die Moderne*. In: Asholt, Wolfgang/Fähnders, Walter (Hg.): *Der Blick vom Wolkenkratzer. Avantgarde – Avantgardekritik – Avantgardeforschung*. Amsterdam/Atlanta, 141 – 162.

- Meuser, Michael (1998): *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*. Opladen.
- Meuser, Michael (2006): *Hegemoniale Männlichkeit – Überlegungen zur Leitkategorie der Men's Studies*. In: Aulenbacher, Brigitte et al. (Hg.): *Frauen-MännerGeschlechterforschung. State of the Art*. Münster, 160–174.
- Mosse, George (1997): *Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit*. Frankfurt a. M.
- Tholen, Toni (2003): *Männlichkeitsforschung und Literatur. Auf der Suche nach sozialen und ästhetischen Formen eines künftigen Geschlechterdialogs*. In: *Weimarer Beiträge* 49, 418–432.
- Tholen, Toni (2005): *Verlust der Nähe. Reflexion von Männlichkeit in der Literatur*. Heidelberg.
- Tholen, Toni (2008): *Vaterschaft und Autorschaft. Zur Bestimmung eines prekären Verhältnisses in der Gegenwartsliteratur am Beispiel von Durs Grünbeins *Das erste Jahr. Berliner Aufzeichnungen**. Erscheint in: *Weimarer Beiträge* 54. (Bereits *online* erschienen auf der Homepage von AIM Gender. Tagung Dezember 2007: <http://www.ruendal.de>.)

Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt. Zusammenfassung und Diskussion

Sylka Scholz & Weertje Willms

Die in diesem Band präsentierten Aufsätze bieten eine Fülle von Einzeldarstellungen aus vier postsozialistischen Ländern, die mit unterschiedlichen Methoden und aus verschiedenen disziplinären Perspektiven erarbeitet wurden. In diesem abschließenden Beitrag wird nun der Versuch unternommen, zentrale theoretische Konzepte und inhaltliche Aspekte zusammenzufassen und zu diskutieren.

Wir beginnen mit einem kurzen Abriss zur Forschungslage der *Men's Studies* in Osteuropa (1). In einem zweiten Schritt beschäftigen wir uns mit dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit von R. W. Connell, da sich gezeigt hat, dass in der theoretischen Fundierung der Beiträge die meisten Autorinnen und Autoren auf dieses Konzept Bezug nehmen.¹ Zunächst stellen wir kurz zentrale Prämissen des Konzepts vor und diskutieren drei theoretische Unschärfen, welche in den Beiträgen dieses Bandes relevant sind (2.1). Danach überprüfen wir die Übertragbarkeit des Konzepts auf sozialistische Gesellschaften (2.2), um abschließend die Erweiterung der Theorie auf die komplexen Verhältnisse postsozialistischer Gesellschaften in einer globalisierten Welt zu untersuchen (2.3). Entsprechend dieser Logik wird in Bezug auf die Darstellungsinhalte im dritten Kapitel versucht, die Querverbindungen zwischen den einzelnen Beiträgen sichtbar zu machen: Welche Gemeinsamkeiten zwischen den Ländern werden erkennbar, welche signifikanten Unterschiede und welche Forschungsdesiderate zeigen sich? So können – jenseits der nationalen oder lokalen Unterschiede zwischen den Konstrukten der einzelnen osteuropäischen Länder – einige allgemeine Aussagen zu den Transforma-

¹ Auf eine Diskussion des Konzepts männlicher Habitus von Pierre Bourdieu, auf das sich Elena Roždestvenskaja, Ana Luleva und Holger Brandes beziehen, verzichten wir in diesem Beitrag aus Platzgründen. Auch die genannten Autorinnen und der Autor setzen sich zugleich mit dem theoretischen Konstrukt der hegemonialen Männlichkeit auseinander.

tionsprozessen von Männlichkeiten und Geschlechterverhältnissen in Osteuropa insgesamt getroffen werden.

1 Forschungslage

Seit Mitte der 1970er Jahre entwickelten sich in den USA in Auseinandersetzung mit der feministischen Theoriebildung und den *Gay Studies* die *Men's Studies*. In Deutschland erschienen zehn Jahre später einige grundlegende und wegweisende Sammelbände, welche versuchten, die *Men's Studies* auch hier „als neues und notwendiges Forschungsgebiet zu begründen“ (Walter 2000, 98). Seit den 1990er Jahren hat sich eine Männlichkeitsforschung in den einzelnen Disziplinen unterschiedlich stark etabliert. So kann etwa in den Geschichtswissenschaften und den Kulturwissenschaften von einer Institutionalisierung gesprochen werden, während dies für die Soziologie und die Literaturwissenschaft in dieser Weise nicht gilt (Bereswill/Meuser/Scholz 2007).

Die Forschungen der in den USA und Westeuropa inzwischen fest etablierten *Men's Studies* fokussieren historische, besonders aber gegenwärtige Probleme der eigenen Länder und verknüpfen die Forschung häufig mit aktuellen, konkretpraktischen Handlungsfeldern, wie z. B. mit dem Bereich von Therapie, Gewaltprävention bei männlichen Jugendlichen oder Männergruppen. Die zunehmende Differenzierung der Forschungen einerseits und die gesellschaftlichen Entwicklungen hin zu der viel besprochenen Globalisierung andererseits lassen den Blick der *Men's Studies* zunehmend die nationalen Grenzen überschreiten und international sowie komparatistisch operieren. Obwohl also Männer und Männlichkeiten mehr und mehr als Untersuchungsgegenstände erkannt werden, welche im globalen Kontext zu betrachten sind, beschränkt sich dieser Blick indes auf den westlichen Teil der Welt – die Länder Osteuropas werden hierbei allenfalls cursorisch mit berücksichtigt (vgl. Connell 2005; Connell/Messerschmidt 2005).

Bereits ab den 1980er Jahren entwickelt sich in den osteuropäischen Ländern einschließlich der DDR eine Frauenforschung, eine ausdrückliche Befassung mit Männern und Männlichkeiten als eigenem Untersuchungsgegenstand und nicht nur als Negativfolie in Bezug auf die als Opfer männlicher Gewalt gedachten Frauen findet jedoch erst im Rahmen der *Gender Studies* statt. Diese konstituieren sich seit der politischen Transformation wiederum in den einzelnen Ländern unterschiedlich stark (vgl. den Überblick in Jähnert et al. 2001). Einer der Gründe hierfür ist darin zu finden, dass in den postsozialistischen Ländern aufgrund des Systemwechsels eine besondere und komplexe Situation vorliegt, so dass sich die

Forschenden nicht unproblematisch an den westlichen Theoriediskurs anschließen können. Stattdessen müssen sie eigene theoretische Konzepte erarbeiten oder die bestehenden modifizieren.

Mittlerweile etabliert sich das Thema Männer und Männlichkeiten auch in Osteuropa zunehmend.² Die in diesem Band versammelten Autorinnen aus osteuropäischen Ländern (bes. Ana Luleva, Elena V. Müller, Monika Szczepaniak, Elena Roždestvenskaja³) stehen für diese Forschung und haben bereits einige grundlegende Untersuchungen vorgelegt, auf die in diesem Beitrag erweiternd Bezug genommen wird (vgl. Luleva 2005a; Müller 2006; Szczepaniak 2007; Mesherkina 1999; Meščerkina-Roždestvenskaja 2002a; 2002b; ebenfalls Scholz 2004 für die DDR/Ostdeutschland). Erwähnenswert sind außerdem der von Sergej Ušakin in Russland herausgegebene Band *O Muže(N)stvennosti* (Über Männlichkeit, 2002) und das 2001 gegründete Netzwerk *Critical Research on Men in Europe* (CROME), welches aus west- und osteuropäischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern besteht und die Länder Osteuropas ausdrücklich integriert (vgl. dazu insbesondere den Sammelband Novikova/Kambourov 2003).

Mit den im vorliegenden Band versammelten Aufsätzen haben wir zwei Ziele ins Visier genommen: Erstens möchten wir die osteuropäischen Forschungen zu Männlichkeiten dem deutschsprachigen Publikum bekannt machen. Zweitens möchten wir gemeinsam mit den osteuropäischen Forscherinnen einen Beitrag dazu leisten, die nach wie vor bestehenden Forschungsdesiderate in Bezug auf Männlichkeitskonstrukte in Osteuropa zu verringern und die Länder Osteuropas in die Debatten um die Globalisierung mit einzubeziehen.

2 Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit und seine Übertragbarkeit auf sozialistische und postsozialistische Gesellschaften

Wie bereits in der Einleitung erwähnt, setzen sich die Beiträge dieses Bandes in unterschiedlichem Maße mit dem Hegemoniekonzept von Connell auseinander –

² In Polen und Bulgarien beispielsweise gibt es den Angaben der Autorinnen in diesem Band zufolge so gut wie keine Männlichkeitsforschung, stattdessen dominiert in den *Gender Studies* noch der Fokus auf Weiblichkeit. Bisher liegen nur einzelne, kleinere Beiträge zu Männlichkeiten vor. In Russland entwickelt sich die Männlichkeitsforschung bereits seit der Mitte der 1970er Jahre und ist hier am stärksten etabliert.

³ Die Autorin Elena Roždestvenskaja hat früher unter den Namen Meščerkina und Meščerkina-Roždestvenskaja veröffentlicht. In englischsprachigen Publikationen werden die Namen folgendermaßen transliteriert: Meshcherkina, Mesherkina und Rozhdestvenskaya.

in der einen oder anderen Weise nehmen indes alle Autorinnen und Autoren darauf Bezug, denn immer geht es in den Beiträgen auch um die Frage, welche Form von Männlichkeit zu welcher Zeit die dominante war und ist, wie und warum sich (hegemoniale) Männlichkeit unter den sich verändernden gesellschaftlichen Bedingungen verändert und in welcher Beziehung die dominante Männlichkeitsform zu untergeordneten oder gar unterdrückten Männlichkeiten sowie zu Weiblichkeiten stand und steht. Im folgenden Abschnitt fassen wir die zentralen Aspekte des Konzepts der hegemonialen Männlichkeit zusammen und gehen auf theoretische Unschärfen ein, die sich bei der Anwendung des Konzepts in den Beiträgen abzeichnen. In einem zweiten Schritt diskutieren wir die Übertragbarkeit der Theorie auf sozialistische Gesellschaften. In den vergangenen Jahren hat Connell das Konzept der hegemonialen Männlichkeit außerdem stärker als in den früheren Arbeiten in einen globalen Kontext gestellt und ein theoretisches Gerüst für die Analyse aktueller Transformationsprozesse entworfen (Connell 2005; Connell/Messerschmidt 2005), welches wir als heuristischen Rahmen für die Analyse postsozialistischer Gesellschaften nutzen möchten.

2.1 Prämissen und theoretische Unschärfen des Konzepts hegemoniale Männlichkeit

Wie kein anderes wurde und wird das Konzept der hegemonialen Männlichkeit rezipiert, welches von Tim Carrigan, R. W. Connell und John Lee 1985 in dem programmatischen Aufsatz *Towards a New Sociology of Masculinity* entwickelt und in den darauf folgenden Jahren von Connell weitergeführt wurde. Es dominiert die gesamte soziologische und geisteswissenschaftliche Männlichkeitsforschung. Eine der Ursachen für den Erfolg der Theorie ist sicherlich, dass sie von den Autoren so offen konzipiert wurde, dass für jeden Forschenden Anschlussmöglichkeiten und Potentiale für Weiterentwicklungen existieren (vgl. dazu u. a. Dinges 2005; Meuser/Scholz 2005). Gleichzeitig resultieren aus dieser Offenheit auch die theoretischen Unschärfen, auf die wir – nach einer kurzen Darstellung der wichtigsten Prämissen der Theorie – in Bezug auf die vorliegenden Beiträge eingehen werden.

Unter hegemonialer Männlichkeit verstehen Carrigan, Connell und Lee die Form von Männlichkeit, die in einem historisch und national gegebenen gesellschaftlichen Kontext die vorherrschende ist und die über andere Formen von Männlichkeit ebenso wie über Weiblichkeit dominiert. Damit sind (unter anderem) zwei Aussagen getroffen, die grundlegend für das Konzept sind und die zu der Zeit seiner Entstehung neu waren: Erstens wird damit gesagt, dass es nicht

nur *eine* Männlichkeit gibt, sondern verschiedene Formen von Männlichkeit, und dass lediglich eine davon die dominante ist. Zweitens impliziert diese Konzeptualisierung, dass Männlichkeit kein ahistorisches Phänomen ist, sondern in Wechselwirkung mit historischen Rahmenbedingungen steht. Ein wichtiger Baustein des Hegemoniekonzepts ist außerdem die Tatsache, dass es sich bei der hegemonialen Männlichkeit nur um ein ideales Konstrukt handelt, dem folglich lediglich von sehr wenigen Männern wirklich entsprochen werden kann, während gleichzeitig ein großer Teil der Männer virtuell daran partizipiert. Viele Subjekte und Gruppen einer Gesellschaft wirken jedoch an der Aufrechterhaltung der hegemonialen Männlichkeit mit. Das heißt, auch männliche Herrschaft reproduziert sich im Modus der Hegemonie, durch das Einverständnis der Unterworfenen mit dem Herrschaftsverhältnis. Wenn die jeweilige hegemoniale Männlichkeit ihren Status des unhinterfragt Gegebenen verliert und offensiv verteidigt werden muss, kann es zu Gewaltanwendungen kommen.

Bei aller Nachvollziehbarkeit weist das Konzept der hegemonialen Männlichkeit doch zahlreiche Widersprüche und Probleme auf, die im Laufe der Zeit von Forscherinnen und Forschern unterschiedlichster Disziplinen, aber auch von den Autoren selbst aufgedeckt wurden. Die Unschärfen der Theorie ausführlich zu referieren, würde den Rahmen des vorliegenden Beitrags überschreiten, außerdem existieren bereits sehr gute Darstellungen dieser Art (z. B. Dinges 2005; Hearn 2003; Meuser 2006; Tosh 2004; aber auch Connell/Messerschmidt 2005). Wir möchten an dieser Stelle nur drei Punkte diskutieren, die in den Beiträgen des vorliegenden Bandes besonders augenfällig werden.

Erstens handelt es sich um die *Unterscheidung zwischen realen Männern und Männlichkeitskonstrukten*. Obwohl es sich nach Connell bei hegemonialer Männlichkeit um ein (ideales) Konstrukt handelt, wird dieses Männlichkeitskonstrukt in den Untersuchungen und Diskussionen immer wieder mit dem Handeln realer Männer vermischt (vgl. auch die empirischen Analysen in Connell 2000). Dies ist Connells Anliegen geschuldet, zugleich Aussagen über den Wandel in den sozialen Praxen der Männer zu treffen. Diese theoretische Unschärfe kann sowohl für soziologische als auch für geisteswissenschaftliche (etwa historische, kunsthistorische oder literaturwissenschaftliche) Untersuchungen ein Problem werden. In soziologischen Untersuchungen stellt sich beispielsweise die Frage, ob das, was Männer tun, auch mit Männlichkeit gleichzusetzen sei. In anderen Forschungen, die auf der Grundlage von Texten, Bildern und Filmen, also sekundärem Untersuchungsmaterial, basieren, die sich also per se mit diskursiven Konstrukten auseinandersetzen, ist zu fragen, inwiefern auf die Männlichkeitsvorstellungen von

Individuen und auf die realen Subjekte selbst rückgeschlossen werden kann (vgl. hierzu die Beiträge von Dreke/Stölting, Głuchowska, Müller, Scholz, Szczepaniak, Willms). Connells Konzept beinhaltet also implizit eine „Doppelung“ (Dinges 2005, 11): Hegemoniale Männlichkeit fungiert zum einen als eine „kulturelle Orientierung“, in dieser Hinsicht ist sie eine „Zielvorgabe“, die die Aufrechterhaltung der männlichen Herrschaft gewährleisten soll. Zum anderen ist hegemoniale Männlichkeit aber auch „alltägliche Praxis“.

Ein zweites Problem der Theorie der hegemonialen Männlichkeit, welches sich aus den vorliegenden Beiträgen herauskristallisiert, besteht darin, dass man zwar von verschiedenen Männlichkeiten spricht, jedoch nur von *einer hegemonialen Männlichkeit* (pro Land und jeweiligem historischen Zeitpunkt). Prinzipiell ist zu fragen, ob nicht verschiedene gesellschaftliche Gruppen auch unterschiedliche hegemoniale Männlichkeitskonstrukte entwerfen. Denkbar wäre auch eine Art Baukastenprinzip, nach dem die unterschiedlichen Gruppen einzelne Teile eines breit angelegten Konzepts übernehmen, andere dagegen verwerfen. In fast allen Beiträgen wird deutlich, dass das Hegemoniekonzept in Bezug auf diese Fragestellung gerade dann modifiziert werden muss, wenn es auf die sozialistischen und postsozialistischen Gesellschaften angewendet wird. Dieser Punkt wird im nächsten Kapitel zur Übertragbarkeit des Hegemoniekonzepts auf die sozialistischen und postsozialistischen Gesellschaften Osteuropas genauer diskutiert.

Die dritte Unschärfe, die jedoch nur mittelbar aus Connells Theorie folgt, betrifft das *Konzept der Krise von Männlichkeitskonstrukten und realen Männern*. Connell grenzt sich von der Vorstellung einer „Krise der Männlichkeit“ dezidiert ab, denn der Begriff der Krise setzt ein in sich kohärentes System voraus. Da jedoch Männlichkeit eine „Konfiguration von Praxis“ (Connell 1999, 105) ist, kann Männlichkeit nur erschüttert oder transformiert werden. Hingegen kann die Geschlechterordnung in eine Krise geraten, die sich dann auf Männlichkeiten auswirken kann. Im Anschluss an Jürgen Habermas bevorzugt Connell den Begriff der „Krisentendenz“ (Habermas 1973, zit. n. Connell, ebd.). Damit ist ein Zusammenhang von gesellschaftlichem Wandel, Veränderungen in der Geschlechterordnung und Transformationen von Männlichkeiten formuliert, der jedoch nicht hinreichend zu den sozialen Praxen der Männer vermittelt wird.

Generell ist zu konstatieren, dass in der Männlichkeitsforschung die Rede von einer Männlichkeitskrise weit verbreitet ist (vgl. Martschukat/Stieglitz 2005; Erhart 2005). Der nicht korrekt übersetzte deutsche Titel von Connells *Masculinities* (1995), *Der gemachte Mann. Männlichkeitskonstruktionen und Krise der Männlichkeit*, kann selbst als Ausdruck dieses Krisendiskurses angesehen werden und

dürfte gleichzeitig nicht unwesentlich zu seiner Fortschreibung beigetragen haben. Im Folgenden systematisieren wir, in welchen Bezügen und mit welchen inhaltlichen Schwerpunkten die Autorinnen und Autoren dieses Bandes das Konzept der Krise einsetzen.

Wenn in den vorliegenden Beiträgen von einer „Krise der Männlichkeit“ die Rede ist, meint dies erstens ein Interdependenzverhältnis zwischen Transformationen in einer Gesellschaft und dem Wandel von (Geschlechter-)Konstrukten. Dass eine Wechselwirkung zwischen konkreten politisch-historischen Ereignissen und den in einer Gesellschaft herrschenden Konstrukten besteht, ist leicht nachvollziehbar; *wie* man sich das Verhältnis zwischen beiden Seiten jedoch genau vorstellen kann, ist eine unbeantwortete Frage. In älteren Forschungen ist man stets davon ausgegangen, dass von außen kommende Veränderungen auf politischer, ökonomischer, sozialer oder kultureller Ebene oder auch Bedrohungen von außen Krisen in der Geschlechterordnung im Allgemeinen und der Männlichkeit im Besonderen auslösen. Dabei blieb jedoch ungeklärt, wie „ein solches Zusammenspiel eines angeblichen *Äußeren* und eines angeblichen *Inneren* genau zu konzeptionalisieren wäre“ (Martschukat/Stieglitz 2005, 85). So zeigen Martschukat und Stieglitz, dass auch die umgekehrte Richtung möglich ist, nämlich, dass spezifische Geschlechterkonzepte Ereignisse wie z. B. Kriege bedingen können (ebd., 88). Walter Erhart (2005, z. B. 174) verwirft die Trennung in Außen und Innen und die populärwissenschaftliche Vorstellung einer die „Krise“ auslösenden, von außen kommenden Bedrohung männlicher Macht noch konsequenter, wenn er von der Krise als dem Männlichkeitskonstrukt inhärent spricht (vgl. den Beitrag von Tholen). Die Aufsätze in diesem Band können zumindest zeigen, dass eine Verschärfung auf der einen Seite mit einer entsprechenden Zuspitzung auf der anderen Seite Hand in Hand geht: Die radikalen realgesellschaftlichen Veränderungen in Osteuropa nach 1989 stehen einer Infragestellung der vorherrschenden Geschlechterordnung und -konstrukte, einer Orientierungssuche und einer Neuformatierung von Geschlechter- und Hegemoniekonstrukten gegenüber. Umgekehrt erfolgt eine Stabilisierung auf der einen analog zu entsprechenden Konsolidierungstendenzen auf der anderen Seite.

Eine zweite Form der Verwendung des Krisenbegriffs impliziert, dass bestimmte herrschende Konstrukte oder einzelne Elemente des hegemonialen Konstrukts nicht mehr allgemein anerkannt werden. Gleich mehrere Beiträge (vgl. Müller, Roždestvenskaja, Willms) zeigen, wie durch das Ende der von Staat und Partei verordneten Normen, durch die gesellschaftlichen Veränderungen, durch einen allgemeinen Wandel der Geschlechterverhältnisse und vor allem durch die

Veränderungen der Weiblichkeitskonstrukte die hegemonialen Männlichkeitskonstrukte nicht mehr lebbar sind. Dieser Zustand erzwingt eine Neuformatierung der hegemonialen Männlichkeit innerhalb der homosozialen Gemeinschaft sowie ein Aushandeln zwischen den Geschlechtern innerhalb der gesamten Gemeinschaft.

Drittens können die Subjekte dieses Stadium des Wandels auch als „krisenhaft“ in einem negativen Sinne erleben, womit eine Ausweitung des Begriffs auf Männer angesprochen ist. In einem Teil der Beiträge (Gluchowska, Luleva, Szczepaniak, Willms) wird davon ausgegangen, dass die Veränderungen auf der diskursiven Ebene ein Vakuum produzieren, welches bei vielen männlichen Subjekten ein Gefühl der Orientierungslosigkeit und Krisenhaftigkeit hervorruft. Zu fragen ist jedoch, ob hier, wie bereits im ersten Punkt diskutiert, eine zu rasche Ineinssetzung von diskursiven Veränderungen mit alltäglichen Praktiken stattfindet, ohne dass die Alltagspraktiken selbst in den Blick genommen werden.

2.2 Die Übertragbarkeit des Hegemoniekonzepts auf sozialistische Gesellschaften

Zu Anfang haben wir bereits angedeutet, dass man die im Westen für westeuropäische und amerikanische kapitalistische Gesellschaften entwickelten theoretischen Konzepte nicht ohne eine kritische Revision auf die sozialistischen Verhältnisse osteuropäischer Länder einschließlich der DDR übertragen kann. Dies ist darauf zurückzuführen, dass das andere gesellschaftliche, politische und wirtschaftliche System auch andere Voraussetzungen für die Konstruktion kultureller und sozialer Konstrukte geschaffen hat.

Die Spezifik des Sozialismus bestand darin, dass Geschlechterkonstrukte (genau wie andere Konstrukte auch) von der Staatsmacht autoritär gesetzt wurden. Auch die Konzepte von Männlichkeit bzw. hegemonialer Männlichkeit wurden „von oben“ verordnet. Anders als in westlichen, kapitalistischen Gesellschaften gab es stets ein klares Machtzentrum – das Politbüro der jeweiligen sozialistischen Einheitspartei und der damit verbundene politische Herrschaftsapparat –, welches das Konstrukt hegemonialer Männlichkeit ebenso wie das Konstrukt Weiblichkeit und die Ordnung der Geschlechter für die Zwecke des Systems schuf und durchsetzte. Im Unterschied dazu können Geschlechterkonstrukte in liberalen Gesellschaften im Prinzip frei gewählt werden, da diese hier nicht normativ „von oben“ gesetzt werden. De facto unterliegen jedoch auch hier die Individuen bestimmten Zwängen und sind nicht freie, genuine Schöpfer der Konstrukte.⁴

⁴ Wie genau sich in unserer heutigen, liberalen westlichen Gesellschaft Konstrukte von Männlich-

Ein weiterer Unterschied zwischen den sozialistischen und den kapitalistischen Gesellschaften bestand darin, dass in ersteren das Machtzentrum, welches die Geschlechterkonstrukte verordnete, klar erkennbar war – und damit auch angreifbar wurde. Während sich in westlichen liberalen Gesellschaften die Individuen in der (falschen) Gewissheit wiegen können, Herrscher über das eigene Schicksal zu sein, war für die Mitglieder der sozialistischen Gesellschaften Osteuropas und Ostdeutschlands die Machtzentrale, welche ihnen die Lebenskonstrukte vorschrieb, immer sichtbar, was vor allem in der Endphase des Sozialismus die Kritik schürte. Dies führte in einigen sozialistischen Ländern zur Entwicklung von Gegenmodellen, welche vor allem in der Untergrundkunst entworfen wurden. Hier wurden die bestehende Diskrepanz zwischen Norm und Realität sowie die Resultate dieser Verlogenheit aufgezeigt.

Ein drittes Spezifikum der sozialistischen Gesellschaften ist darin zu sehen, dass die sozialistischen Machtzentren für die Durchsetzung ihrer Konstrukte Gewalt und Repressionen angewendet haben. Das Verhältnis zwischen Hegemonie, Repression und Gewaltanwendung war in den einzelnen Ländern Osteuropas sehr unterschiedlich, war aber vor allem in den Anfangs- und Endphasen der Gesellschaften virulent.

Ein eindrückliches Beispiel für eine autoritäre Setzung von Geschlechterdiskursen ist die (Zwangs-)Emanzipation der Frauen in den sozialistischen Gesellschaften Osteuropas und Ostdeutschlands.⁵ Die sozialistische Geschlechterord-

keit, Weiblichkeit und Geschlechterverhältnissen und speziell von hegemonialer Männlichkeit entwickeln und in den Köpfen (und Körpern) der Gesellschaftsmitglieder festsetzen, wird man wohl nicht abschließend beantworten können. Wir können aber versuchen, den Unterschied zum sozialistischen System zu umreißen. Prinzipiell gilt, dass die Konstrukte im Westen nicht normativ „von oben“ gesetzt werden, sondern von jedem Individuum frei gewählt und auch modifiziert werden können. Vor dem Hintergrund einer solchen prinzipiellen Freiheit wäre jedoch eine viel größere Pluralität erwartbar, als es sie de facto gibt. Selbst wenn man von der Existenz mehrerer hegemonialer Männlichkeiten ausgeht (s. o.), ist die Fächerung der Hegemonie im globalen Kontext doch keine sehr große. Dies kann mit dem Funktionieren des Diskurses als des Trägers von Konstrukten erklärt werden: Das Subjekt ist weder Sklave noch freier Schöpfer des Diskurses, sondern es steht in einer komplexen Beziehung zum Diskurs, an dem es einerseits mitwirkt, dem es aber andererseits auch unterliegt. Das heißt, dass das „freie Individuum“ einer „freien Gesellschaft“ zwar die Möglichkeit hat, die diskursiven Konstrukte zu modifizieren, weiterzuentwickeln und zu verändern, dass es sich jedoch nicht aus dem herrschenden Diskurs grundsätzlich ausklinken kann. Scheinbar freie und individuelle Entscheidungen, Meinungen, Vorstellungen, Verkörperungen usw. sind also immer auch kollektiv vorgegeben. Wir gehen davon aus, dass vor allem die Massenmedien die diskursiven Konstrukte transportieren, an denen die Subjekte dann partizipieren.

⁵ Hierauf gehen gleich mehrere Beiträge dieses Bandes ein, so zum Beispiel Luleva in Bezug

nung in den osteuropäischen Ländern sah mit der verordneten Emanzipation der Frauen eine theoretische Gleichberechtigung der Geschlechter vor. Die Realität wich von diesem Ideal indes insofern ab, als die Emanzipation und Gleichberechtigung der Frauen auf die Erwerbsarbeit beschränkt blieb und den Bereich der Familie ausschloss. Die Partizipation der Frauen an der Erwerbsarbeit bedeutete nämlich eine zusätzliche Arbeit für die Frauen, da die Männer umgekehrt nicht an Haushalt und Kindererziehung teilnahmen (vgl. das Konzept der „arbeitenden Mutter“). Parallel dazu herrschte die vorsozialistische Vorstellung, dass die Frauen für die Arbeit im Hause und die Erziehung der Kinder verantwortlich seien, während die Männer außerhalb des Hauses für den Unterhalt zuständig seien. Diskurs und gelebte Realität standen in einem Widerspruch zueinander, was die Inkonsequenz in der Durchsetzung der normativen Konstrukte illustriert: Der Staat hatte die Macht, die praktischen Abläufe der Berufsarbeit zu ändern, er hatte jedoch nicht die Macht, das Denken der Individuen zu ändern, welche (in diesem Fall) auf vorsozialistische, quasi archaische Diskurse zurückgriffen, nach denen die Frau für den Bereich des Inneren, der Mann für den des Äußeren zuständig sei. Darüber hinaus lag es auch nicht im Interesse des Staates, das Denken in dieser Hinsicht zu verändern, da dies einen Eingriff in die männliche Machtsphäre bedeutet hätte, welche es aus der Sicht der männlichen Machthaber unter allen Umständen zu bewahren galt. Die Diskrepanz zwischen Diskurs/Ideal und Realität war also ein Bestandteil des Systems.

2.3 Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt – Erweiterungen des Konzepts

In einem programmatischen Aufsatz konstatiert Connell (2005), dass sich die empirische Männlichkeitsforschung bisher zu sehr auf die Konstruktion von Männlichkeiten in partikularen Milieus oder Zeiten konzentriert habe, Männlichkeiten jedoch in einer stärker globalen Perspektive betrachtet werden müssten. Unter den Bedingungen der Globalisierung hat sich eine „world gender order“ (ebd., 72) herausgebildet, die einerseits mit den lokalen Genderordnungen interagiert. Diese Interaktion zwischen lokalen und globalen Genderordnungen verläuft über ökonomischen Wettbewerb, Neokolonialismus, Handel und Kommunikation. Andererseits werden aber auch neue Räume und Felder jenseits der einzelnen Länder und Regionen kreiert. Dazu gehören die trans- und multinationalen Kooperationen

auf die bulgarische Geschlechterordnung, Dreke und Stölting sowie Scholz in Bezug auf Ostdeutschland und Roždestvenskaja in Bezug auf Russland.

wie die Öl-, Auto- und Computerindustrie, Industrien der Telekommunikation, der „internationale Staat“ (Europäische Union, Vereinte Nationen etc.), die internationalen Medien und der globale Markt. Das Resultat der Verbindung beider Interaktionsformen ist ein partiell integriertes, sozial ausgesprochen ungleiches und turbulentes Set von Geschlechterrelationen mit globaler Reichweite, aber ungleichen lokalen Auswirkungen.

In den transnationalen Feldern konstituiert sich eine globalisierte Männlichkeit, für die Connell den Begriff „globalizing masculinity“ (ebd., 74) benutzt, um auf den *Prozess* der Globalisierung zu verweisen. Hegemoniale Männlichkeit entsteht seit den 1980er Jahren vor allem im Feld der globalen kapitalistischen Ökonomie. Connell bezeichnet sie als „transnational business masculinity“ (ebd., 77) und führt aus, dass die globale kapitalistische Ökonomie auch deshalb zum Schlüsselfeld der Konstruktion von Männlichkeiten wird, weil eine Identifikation der Männer mit der Arbeitswelt bereits in den meisten Gesellschaften etabliert ist. Die Analyse dieser Männlichkeit ist jedoch ausgesprochen schwierig. Die vorliegenden Untersuchungen zeigen kein einheitliches Ergebnis (vgl. den Überblick in Connell 2005; Connell/Wood 2005). Die gefundenen Unterschiede reflektieren laut Connell einerseits die Differenzen in der internationalen Kapitalistenklasse („international capitalist class“), können andererseits jedoch auch Resultat der Analyse unterschiedlicher Quellen sein. Als weitgehend übergreifende Merkmale lassen sich festhalten: eine begrenzte technische Rationalität, ein gesteigerter Egozentrismus, relativierte Loyalitäten gegenüber der eigenen Firma, ein sinkendes Verantwortungsgefühl für andere außer zur Imagepflege sowie eine libertine Sexualität mit einer Tendenz zu käuflichen Beziehungen zu Frauen. Diese Männlichkeit muss jedoch nicht von den Managern selbst verkörpert werden. Sie wird vor allem durch die Körper der Elitesportler repräsentiert. Deshalb werden besonders professionelle Sportevents zur Herstellung und Pflege von Netzwerken und Geschäftsanbahnungen genutzt. Generell werden Sport, Fitness und die äußere Erscheinung wichtiger, es lässt sich eine bewusste Kultivierung des Körpers feststellen (dazu auch ausführlich Connell/Wood 2005).

Im Gegensatz zu früheren Arbeiten differenzieren Connell und Messerschmidt nun zwischen verschiedenen Ebenen hegemonialer Männlichkeit (Connell/Messerschmidt 2005, 849): die lokale, die regionale und die globale Ebene. Diese Ebenen können sich wechselseitig beeinflussen. Die Autoren betonen dabei einerseits, dass die Dominanz der Globalisierung nicht überschätzt werden sollte, es könne auf der lokalen Ebene durchaus unterschiedliche hegemoniale Männlichkeiten geben. Dennoch gehen Connell und Messerschmidt andererseits

von der Singularität hegemonialer Männlichkeit aus. Denn die verschiedenen Formen sind aus ihrer Perspektive im Sinne Wittgensteins familienähnlich („family resemblance“, ebd., 850). So ist ihrer Ansicht nach die beschriebene „transnational business masculinity“ sowohl auf einem regionalen als auch auf einem weltweiten Level hegemonial.

Zu fragen ist unserer Ansicht nach, ob durch eine solche Zentralsetzung einer bestimmten hegemonialen Männlichkeit nicht gerade die Komplexität der Interaktionen zwischen globalen und lokalen Männlichkeitskonstruktionen verdeckt wird. Im folgenden Abschnitt entwickeln wir die Idee einer Verflechtung der globalen mit der jeweiligen lokalen Genderordnung als einen heuristischen Rahmen für die Analyse der Transformation von Männlichkeiten in postsozialistischen Gesellschaften. Wie bereits weiter oben ausgeführt, erwähnt Connell die Geschlechterverhältnisse in postsozialistischen Ländern nur am Rande. Wir gehen erstens davon aus, dass auch die Transformationen osteuropäischer Geschlechterkonstrukte in einem globalen Rahmen zu verorten sind, und plädieren zweitens für ihre systematische Einbeziehung in die Männlichkeitsforschung. Langfristig ist eine komparative Analyse der Unterschiede und Ähnlichkeiten der Transformation postkolonialer und postsozialistischer Männlichkeiten wünschenswert. Aus einer solchen Forschungsperspektive ließen sich die Auswirkungen der Globalisierung genauer als bisher erfassen.

3 Männlichkeitskonstruktionen in den sozialistischen und postsozialistischen Gesellschaften Osteuropas – empirische Befunde

In diesem Abschnitt sollen die inhaltlichen Ergebnisse des Wandels von Männlichkeitskonstruktionen in den postsozialistischen Ländern zusammengefasst werden. Da sich dieser Wandel vor dem Hintergrund sozialistischer Geschlechterverhältnisse und ihrer inhärenten Männlichkeits- und Weiblichkeitskonstrukte vollzieht, werden im ersten Abschnitt übergreifende Tendenzen und nationale Unterschiede sozialistischer Männlichkeiten dargestellt (3.1). Nach der politischen Wende 1989 entwickelte sich die DDR durch die rasche Wiedervereinigung mit Westdeutschland deutlich anders als die anderen untersuchten Länder. Deshalb wird der dortige Transformationsprozess zunächst separat behandelt (3.2), ehe wir auf die übergreifenden Entwicklungen in allen Ländern eingehen (3.3).

3.1 Männlichkeitskonstruktionen im Sozialismus

Die Beiträge zeigen erstens in Bezug auf die *hegemoniale Männlichkeit* im Sozialismus ein recht einheitliches Bild (vgl. Brandes, Luleva, Müller, Scholz, Szczepaniak). Die politischen Führungseliten kreierten sozialistische Helden, mittels derer sie nicht nur die politische, wirtschaftliche und kulturelle Macht der jeweiligen sozialistischen Einheitspartei legitimierten, sondern auch die männliche Herrschaft. Obwohl Partei und Staat in allen sozialistischen Ländern für die Gleichberechtigung der Geschlechter eintraten und diese in entsprechenden Verfassungsartikeln und Gesetzen juristisch fundierten, waren doch alle sozialistischen Gesellschaften männlich dominierte Gesellschaften, in denen eine kleine politische Elite von Männern herrschte. Verdeckt und legitimiert wurde diese Herrschaft insbesondere durch die Schaffung von proletarischen Arbeitshelden und -heldinnen. Die bisher untergeordnete proletarische Männlichkeit des Industriearbeiters wurde nun als ideale Männlichkeitsform gesetzt. Das Spannungsverhältnis im Geschlechterverhältnis, welches aus der weiterbestehenden männlichen Herrschaft und der propagierten Gleichberechtigung der Geschlechter entstand, wurde entschärft, indem von den Parteien auch einige wenige weibliche sozialistische Helden geschaffen wurden, die aber nur auf einen ersten Blick wirklich gleichberechtigt waren (vgl. Scholz).

Darüber hinaus wurde die politische Herrschaft auch durch die autoritäre Schaffung politischer Führer-Helden und Kriegshelden gerechtfertigt. Für die Kreation dieser militarisierten Heldentypen wurde auf die jeweiligen nationalen Befreiungskriege zurückgegriffen und die sozialistischen Heldenkonstrukte wurden nationalistisch fundiert. Dies galt auch in Bezug auf die Heroisierung der Kämpfer des Zweiten Weltkriegs. In dieser Hinsicht ist zwischen der DDR und den anderen sozialistischen Ländern ein wichtiger Unterschied festzustellen: Durch die nationalsozialistische Vergangenheit Deutschlands und die militärische Niederlage im Zweiten Weltkrieg konnte die DDR ihre Männlichkeitskonstrukte nicht offen militärisch und national begründen.

Die Setzung einer proletarischen hegemonialen Männlichkeit erwies sich nur für eine kurze Zeitspanne als tragfähig. In allen untersuchten Ländern lässt sich ein Wandel der sozialistischen Helden feststellen. Die Arbeitshelden blieben zwar bis zum Zusammenbruch des Sozialismus bedeutsam, verloren jedoch unter den sozialistischen Helden ihren hegemonialen Status. Sie wurden ab Ende der 1950er und in den 1960er Jahren durch die Sportshelden und die Kosmonauten abgelöst. Ab den 1970er Jahren wurden nur noch einige wenige neue Helden kreiert, die alle

zur Riege der Kosmonauten gehörten. Diese Entwicklung kann als eine allmählich einsetzende Krise der sozialistischen Propaganda gedeutet werden.

Damit zusammenhängend lässt sich zweitens ab Ende der 1970er Jahre in allen untersuchten Ländern ein *Brüchigwerden der hegemonialen Männlichkeit* feststellen. Diese Entwicklung hing unmittelbar mit der ideologischen Krise zusammen. Da die sozialistischen Heldenfiguren in der Propaganda für die Legitimation der politischen Herrschaft eingesetzt wurden, zog die Infragestellung der Machtansprüche der politischen Elite auch eine Kritik an den sozialistischen Helden nach sich. Diese Entwicklung zeigte sich sowohl in der Populärkultur als auch in den randständigen kulturellen Milieus (vgl. Dreke/Stöltzing, Müller, Scholz, Willms).

So lassen sich etwa die sowjetischen Filmkomödien der 1960er und 1970er Jahre als Kritik an der hegemonialen Männlichkeit lesen (vgl. Müller). Statt der starken jungen Heldensöhne der populären Filme in der Hochzeit des Stalinismus, waren die Filmprotagonisten nun entscheidungsunfähige Muttersöhnchen, die dem Idealbild des Helden geradezu konträr gegenüberstanden. Als schuldig an dieser Entwicklung galten die resoluten Mütter und Schwiegermütter, Lehrerinnen, Erzieherinnen und Abteilungsleiterinnen, unter deren Einfluss sich die (Schwieger-)Söhne nicht zu Männern, sondern zu „Memmen“ entwickelten. Eine ähnliche Argumentationslinie findet sich auch in dramatischen Werken der 1970er Jahre (vgl. Willms). In diesen Texten werden die männlichen Akteure als hochgradig beziehungs- und liebesgestört vorgestellt, die zu nichts und niemandem einen positiven Bezug entwickeln können und sich stattdessen dem Alkohol ergeben.

In den künstlerischen Werken wurde diese Entwicklung als eine „Krise der Männlichkeit“ gedeutet. Als zentrale Ursachen galten die Unterordnung der Männer unter die politische Elite, die fehlenden Entwicklungsmöglichkeiten in der Erwerbsarbeit und im politischen Bereich sowie die staatlich geförderte Übermacht der Frauen. Es ist bisher eine offene Forschungsfrage, inwieweit die Männer im sozialistischen Alltagsleben diese Konstellation als problematisch erfahren haben und daraus Krisen männlicher Identität oder, mit Bourdieu gesprochen (vgl. Bourdieu 1997), Verunsicherungen des männlichen Habitus folgten. Einige Untersuchungen (Marody/Giza-Poleszczuk 2000; Ritter 2001) deuten darauf hin, dass Männer und Frauen die fehlenden Möglichkeiten für Männer, als Familienernährer zu fungieren, sowie deren schwache Position in den von Frauen dominierten Familien als problematisch erfahren haben; umfangreiche Untersuchungen zu diesem Gegenstand fehlen jedoch bisher.

Mit der zunehmenden Kritik am sozialistischen System ist drittens auch die

Entwicklung von alternativen Männlichkeitskonstrukten verbunden. So verweisen Elena V. Müller und Weertje Willms darauf, dass sich insbesondere in der sowjetischen *Intelligencija* eine Gegenkultur in Form privater Zirkel, inoffizieller kultureller Aufführungen und der so genannten grauen Literatur bildete. Hier lassen sich Gegenentwürfe zum offiziellen sozialistischen Helden finden, die jedoch dem männlichen Heldenkonstrukt verbunden blieben. Als Helden galten in diesen Kreisen Männer, die sich der herrschenden Kultur entgegengestellt haben (Dekabristen, Weißgardisten aus den Jahren des russischen Bürgerkriegs). Diese Helden zeichneten sich gegenüber den sozialistischen Helden durch eine größere Individualität aus.

Stärker als in allen anderen sozialistischen Ländern war die Kritik am sozialistischen Staat in Polen. Hier entstand zu Beginn der 1980er Jahre die Gewerkschaftsbewegung *Solidarność*, die sich als eine Verlängerung der romantischen Tradition aus der Zeit der Teilungen Polens bzw. aus der Zeit der Nicht-Existenz Polens auf der Karte Europas sah. Damit verbunden war die Wiederbelebung historischer Geschlechterkonstrukte: Anknüpfend an das Ritterethos und an den Mythos der *Mutter Polin* kämpften Männer und Frauen gemeinsam gegen den Staat (vgl. Głuchowska, auch Szczepaniak).

Insgesamt ist bisher kaum erforscht, inwieweit die oppositionellen Bewegungen in den osteuropäischen Ländern auch mit veränderten Geschlechterbildern und -arrangements einhergingen (vgl. zu diesem Aspekt auch Kraft 2006). Wenig untersucht ist auch, wie die politischen Führungen auf den Legitimationsverlust ihrer hegemonialen Männlichkeitskonstrukte reagierten. In dieser Hinsicht gilt es, das Verhältnis von Hegemonie, Repression und Gewalteinsatz zu untersuchen.

3.2 *Ostdeutschland als Sonderfall*

Während freilich schon während der Zeit des Sozialismus die Ausprägungen in den einzelnen osteuropäischen Ländern und der DDR nicht identisch waren, scheinen sich nach der Wende die neuen Bundesländer stärker von den allgemeinen Entwicklungen in Osteuropa zu entfernen als die anderen osteuropäischen Länder. Ostdeutschland teilte mit den Ländern Osteuropas 45 Jahre lang das sozialistische System und erhielt damit eine gesellschaftliche, politische, ökonomische und kulturelle Prägung, welche sich von dem Westteil Deutschlands stark unterschied. Doch verbinden die beiden Teile Deutschlands ältere gemeinsame historische und kulturelle Wurzeln und die gemeinsame Sprache. Da alle Länder nach der Wende in der einen oder anderen Weise auch auf die präsozialistischen Traditionen zurückgreifen, ist es nicht verwunderlich, dass Ostdeutschland sich

nun von den Entwicklungen in Osteuropa entfernt. Denn mit der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten findet – wie allgemein bekannt und vielfach kritisiert – eine weitgehende Übernahme westdeutscher kultureller Muster und Diskurse in Ostdeutschland statt. Dies gilt auch in Bezug auf Männlichkeitskonstrukte.

Holger Brandes zeigt in seinem Aufsatz, dass sich die ostdeutschen Männer nun mit dem westlichen hegemonialen Männlichkeitsmuster auseinandersetzen müssen. Er geht davon aus, dass die von Connell beschriebene transnationale Unternehmermännlichkeit seit den 1980er Jahren in Westdeutschland hegemonial ist. Dieses globale Männlichkeitsmuster hat im westdeutschen Kontext eine spezifische Prägung erfahren: Es ist durch die Kultur der modernen Mittel- und Oberschichten geprägt und zeichnet sich durch die Verfügung über ökonomisches Kapital und Statussymbole, beruflichen Erfolg, eine ausgeprägte Konkurrenz- und Dominanzfähigkeit sowie Erfolg bei Frauen aus. Bis auf die Bedeutsamkeit von Berufsarbeit unterscheidet sich diese hegemoniale Männlichkeit entscheidend von der kleinbürgerlich-proletarisch geprägten Männlichkeit der DDR.

Die hegemoniale Männlichkeit der DDR wird nach der Wiedervereinigung zunehmend marginalisiert. Dies zeigt sich auf der kulturellen Ebene etwa in der Kriminalserie *Polizeiruf 110* (vgl. Dreke/Stölting): Unmittelbar nach der politischen Wende im Herbst 1989 beginnt die Demontage der idealen Männer, und im letzten Film vor der Neukonzipierung der Serie (1991) scheitert der Hauptkommissar, der paradigmatisch den hegemonialen Männlichkeitstypus verkörperte, bei der Aufklärung eines Verbrechens. Desillusioniert übergibt er seinen Job einem westdeutschen Kollegen. Damit sind bereits die sozialen Machtverhältnisse angesprochen. Machtpositionen in Wirtschaft, Politik, Kultur und Wissenschaft werden nun, so Brandes, durch westdeutsche Männer besetzt oder durch ostdeutsche, die sich zumindest äußerlich dem westdeutschen Männlichkeitsmuster angepasst haben. Doch obwohl, wie Brandes betont, das westdeutsche Männlichkeitsmuster in Deutschland hegemonial geworden ist, zeigen sich bis heute gravierende Unterschiede im ost- und westdeutschen Geschlechterverhältnis (vgl. auch Scholz 2004; Schäfer et al. 2005), die dafür sprechen, dass sich auf der Alltagsebene bisher keine vollständige Anpassung an das westdeutsche Muster vollzogen hat. Die kulturellen und sozialen Konstrukte und Diskurse, die sich in der DDR entwickelt und verankert haben, wirken nach und amalgamieren sich in spezifischer Weise mit den westdeutschen Mustern.

3.3 Postsozialistische Männlichkeitskonstrukte

In allen untersuchten Ländern Osteuropas entsteht nach dem Zusammenbruch des Sozialismus zunächst ein Wertevakuum, und es folgt eine Phase der Neuorientierung, welche inzwischen auf teils ähnliche, teils unterschiedliche Weise weitgehend abgeschlossen ist. Im Folgenden wird gezeigt, dass die lokalen Männlichkeitskonstrukte in Osteuropa im Zuge ihrer Neuformatierung auf ihre jeweilige Geschichte und Tradition rekurrieren, das heißt auf die präsozialistische, aber auch auf die sozialistische. Damit entwickeln sich in den einzelnen osteuropäischen Ländern Hegemonie-, Männlichkeits- und Geschlechterkonstrukte, die in einem schillernden Spannungsverhältnis von globalen, allgemein sozialistisch-osteuropäischen und länderspezifisch-lokalen Formen stehen.

Mit der Entstehung von freien Märkten und Privateigentum setzt sich, wie bereits angedeutet, erstens in allen untersuchten Ländern *die globale Unternehmerrännlichkeit als ein hegemoniales Männlichkeitsmuster* durch (vgl. Luleva, Müller, Roždestvenskaja, Szczepaniak, Willms). Dies hängt nicht zuletzt mit der beruflichen Orientierung der Männer zusammen, die bereits im Sozialismus zentraler Bestandteil des Männlichkeitskonstrukts war und sich als wichtiger Anknüpfungspunkt unter den neuen kapitalistischen Wirtschaftsstrukturen erweist (vgl. insbesondere Roždestvenskaja). Es bilden sich spezifische lokale Varianten dieses Männlichkeitsmusters heraus, die mit dem globalen Muster interagieren. Diese Interaktionen sind nicht eindeutig hierarchisch, sondern transnationale und lokale Männlichkeiten stehen nebeneinander oder vermischen sich. Insofern bestätigt sich unsere Vermutung, dass aktuell nicht von einer einzigen globalen hegemonialen Männlichkeit auszugehen ist. Die transnationale Unternehmerrännlichkeit ist vielmehr auf der lokalen Ebene eine von mehreren möglichen Formen. Dieser Zusammenhang wird im Folgenden genauer dargestellt.

Elena V. Müller formuliert die These von einer aktuellen Verschmelzung von Manager- und Heldenmännlichkeit, die mit einer Verbindung von Ober- und Unterschichtenmännlichkeit einhergeht: Intellektuelles Potential und die symbolische Macht des Geldes verbinden sich mit einem Kult körperlicher Stärke. Für die Autorin zeigt sich diese „hybride hegemoniale Männlichkeit“ exemplarisch in der Figur des Staatspräsidenten Putin. Diese Verschmelzung ist Resultat einer spezifischen historischen Entwicklung. Die 1990er Jahre waren in Russland von einem enormen wirtschaftlichen Aufschwung geprägt, von dem vor allem sehr junge Männer profitierten. Der Aufschwung war oft mit kriminellen Machenschaften verbunden. In der populären Kultur tauchte die Figur des Kriminellen als neuer

zeitgemäßer Held auf, der sich durch Individualität und eine explizite Abgrenzung vom Kollektivismus auszeichnete. Deutlich wird in diesem Zusammenhang, dass die ideale Männlichkeit weiter mit dem Heldenkonstrukt verknüpft blieb. Mit dem Machtantritt von Präsident Putin wandelt sich dieses Konstrukt erneut. Der Held des beginnenden Jahrtausends ist wieder ein staatlicher Held, der sich als gesetzestreuer Soldat und Polizist um sein Land und sein Volk sorgt. Diese Transformation korrespondiert mit der wirtschaftlichen Entwicklung, die nun (erneut), ebenso wie die Medien, unter staatlicher Kontrolle stehen.

Eine ähnliche Transformation zeichnet sich in Bulgarien ab. Nach dem Zusammenbruch des Sozialismus entstand mit der Bildung von Privateigentum und einem freien Markt ein neuer sozialer Raum, in dem sich neue Hierarchien unter Männern konstituierten, die mit einer Zurückdrängung der Frauen in die private Sphäre und den informellen Wirtschaftssektor verbunden war (vgl. dazu auch Luleva 2008). Ana Luleva konstatiert das Nebeneinander einer transnationalen Unternehmergeitlichkeit, die von so genannten Yuppies vertreten wird, und einer spezifisch bulgarischen Unternehmergeitlichkeit. Charakteristisch für den bulgarischen Unternehmer war eine „Macho-Kultur“: Das Geschäftsleben galt als Kampf, und der freie Markt als Schlachtfeld, weshalb der ideale Unternehmer militärische Eigenschaften haben musste. Es herrschte das Recht des Stärkeren. Frauen kam in dieser Kultur die Rolle eines Objekts und Attributs zu. Luleva stellt, ebenso wie Müller, eine allmähliche Veränderung bei den neuen Unternehmern fest: Kriminelle Strategien, verbunden mit einem hypermaskulinen Auftreten, gehen zurück, die Geschäfte werden legalisiert, und das männliche Auftreten wird seriöser. Seit dem EU-Beitritt werden die nationalen Elemente des Männlichkeitskonstrukts gestärkt, und es findet generell ein Wiederaufleben nationalistischer Männlichkeit statt. Diese ist explizit mit einem Rekurs auf die Beschützer- und Ernährerefunktion von Männern verbunden.

Zweitens lässt sich, wie hierdurch bereits angedeutet, durchgängig eine *Aufwertung militarisierter Männlichkeitsmuster* feststellen, was wiederum lokal und historisch begründet ist (Ostdeutschland bildet hier die Ausnahme). In dieser Hinsicht ist nach dem Zusammenbruch des Militärbündnisses Warschauer Pakt seit Anfang des Jahrtausends ein erneutes Erstarken der nationalen Armeen zu konstatieren. Diese Entwicklung ist jedoch kein Alleinstellungsmerkmal postsozialistischer Männlichkeiten, sondern muss in einen globalen Kontext eingeordnet werden. Seit dem Ende des Kalten Kriegs haben sich weltweit die Formen kriegerischer Auseinandersetzungen grundlegend verändert. An die Stelle symmetrischer zwischenstaatlicher Kriege sind vielfältige neue asymmetrische innerstaat-

liche Auseinandersetzungen und terroristische Angriffe getreten, die unter dem Begriff der „neuen Kriege“ (Münkler 2002) zusammengefasst werden. In diese Auseinandersetzungen sind auch die Armeen der postsozialistischen Länder auf unterschiedliche Weise involviert.

Insbesondere in Russland wird die militarisierte Männlichkeit aufgewertet, was sich unter anderem auch in der Populärkultur niederschlägt (vgl. Müller). So gibt es eine Fülle von Kinofilmen und Fernsehserien, in denen Polizisten und Sondereinheiten agieren. Darüber hinaus findet in den letzten Jahren eine Auseinandersetzung mit der sowjetischen Militärgeschichte statt, die zu einer erneuten Verehrung der Kämpfer des Zweiten Weltkriegs, aber auch des Afghanistankriegs führt. Diese Entwicklung manifestiert sich ebenso anhand der Produktion entsprechender populärer Filme, die auch eine Stärkung des Nationalbewusstseins fördern sollen. Damit einher geht eine Übernahme von militärischen Männlichkeitselementen bei der Inszenierung von Politikern. Dies zeigt sich für den russischen Kontext wiederum vor allem bei Staatspräsident Putin, der bei politischen Anlässen bisweilen in Militäruniform auftritt. Eine ähnliche Entwicklung macht sich in Bulgarien bemerkbar (vgl. Luleva): In der Person des Politikers und Generals Bojko Borisov verbindet sich die bulgarische Unternehmermännlichkeit mit einer militärischen Männlichkeit.

Obwohl auch global ein starker Zusammenhang von Männlichkeit und Militarismus besteht, der nicht nur auf der Ebene der Institutionalisierung in Form von nationalen Armeen und Militärbündnissen eine Rolle spielt, sondern sich auch in der Populärkultur niederschlägt (etwa in Spielfilmen, Computerspielen und Bekleidung), muss man konstatieren, dass dieser Aspekt in der Männlichkeitsforschung bisher eine völlig untergeordnete Rolle spielt (Higate/Hopton 2005). In Forschungen zu Militär und Krieg hingegen wird der Zusammenhang von Männlichkeit und Militär anthropologisch fundiert. Hier lässt sich gerade in den vergangenen Jahren eine Tendenz erkennen, den Geschlechteraspekt als natürlich zu begreifen und gar nicht erst die Frage nach der männlichen Codierung von Militär und Krieg zu stellen (ebd.; Apelt 2005).

Neben den beschriebenen Remaskulinisierungsprozessen und dem damit verbundenen Erstarren patriarchaler Strukturen in den lokalen Genderordnungen der untersuchten Länder finden sich nach der Wende drittens jedoch gleichzeitig *kritische Auseinandersetzungen* mit traditionellen, sowohl globalen als auch lokalen Männlichkeitsmustern sowie *Ansätze zu partnerschaftlichen Männlichkeitskonstrukten*. Letzteres scheint, wie die Beiträge zeigen, vor allem für Polen zuzutreffen. Zu konstatieren ist jedoch, dass sich nur der Blick der polnischen Auto-

rinnen in diesem Band dezidiert auf künstlerische „Gegenbilder“ richtet, in dieser Hinsicht ist demnach ein (weiterer) Forschungsbedarf festzustellen.

Sowohl Monika Szczepaniak als auch Lidia Głuchowska zeigen in ihren Beiträgen, dass sich seit der politischen Wende 1989 in Polen sehr widersprüchliche Entwicklungen vollziehen. Auf der einen Seite ist eine Reaktivierung traditioneller Männlichkeitsmuster und eine Verfestigung der Geschlechterdifferenz mit einer entsprechenden Arbeitsteilung zu erkennen, auf der anderen Seite ist jedoch eine Dekonstruktion traditioneller Rollenmuster und Geschlechterzuschreibungen in der Literatur, in der bildenden und in der darstellenden Kunst zu beobachten. So geraten etwa die negativen Folgen der Unternehmersmännlichkeit in den Blick, es findet eine kritische Betrachtung der traditionellen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung statt, und Künstlerinnen und Künstler setzen sich mit den historischen und kulturellen Mythen aus der Zeit der nationalen Kämpfe und dem polnischen Ritterethos auseinander. Eine weitere Thematik sind die emotionalen Bindungsstrukturen, die in Idealbildern von beziehungsfähigen Männern und aktiven Vätern entworfen werden. Szczepaniak spricht insgesamt von einer „Hybridisierung der Kultur“ und sieht darin auch eine Chance, festgefahrene Geschlechtergrenzen zu erweitern und ein demokratisches Geschlechtersystem aufzubauen.

Eine kritische Auseinandersetzung mit den neuen Männlichkeitsbildern findet sich auch in der russischen Literatur, wie Weertje Willms zeigt. Hier wird eine „Krise der Männlichkeit“ konstatiert. Ebenso wie in sozialistischen Zeiten ist der männliche Protagonist schwach, passiv, unselbständig, hat keine positiven Beziehungen, ist liebesunfähig und beziehungsgestört. Im Gegensatz dazu sind nun aber die Frauen selbständiger und egoistischer geworden und leiden nicht mehr unter den schwachen Männern, sondern gehen ohne feste Beziehungen eigenständig ihren Weg. Nun sucht der Held im Rückgriff auf uralte Lösungsmuster sein Glück, wie beispielsweise in einer konventionellen Beziehung mit Kind oder der Religion, was ihm indes beides keinen Ausweg aus der Krise bietet und so flieht er in die Scheinwelt der Drogen.

Diese *Krise der Männlichkeit* wird viertens auch für die realen Männer in den postsozialistischen Staaten konstatiert. Für den polnischen Kontext stellen die Autorinnen fest, dass es den meisten Männern in der aktuellen wirtschaftlichen und politischen Situation nicht gelingt, die neuen und die traditionellen Leitbilder umzusetzen, weshalb im öffentlichen Diskurs zunehmend von einer „Krise der Männlichkeit“ die Rede ist (vgl. Głuchowska, Szczepaniak). Ähnliches gilt für den bulgarischen Kontext. In dem neuen nationalistischen Diskurs wird das Versagen bulgarischer Männer beklagt, die nicht in der Lage seien, eigene Unter-

nehmen zu gründen und ihre Familie hinreichend zu ernähren. Ana Luleva konstatiert, dass die bulgarischen Männer diese aktuelle Situation selbst als Krise ihrer Männlichkeit erleben.

Hier schließen die Autorinnen von einer Krise der diskursiven Männlichkeitskonstrukte auf die Wahrnehmungs- und Deutungsweisen von Männern. Die Untersuchungen von Elena Roždestvenskaja zeigen dagegen, dass der Transformationsprozess in Russland bei Männern der Mittelklasse zu Verunsicherungen des männlichen Habitus führt, während dies bei Männern der Arbeiterklasse weniger der Fall ist. Die Ursache sieht Roždestvenskaja darin, dass die männlichen Deutungsmuster der Mittelschichtmänner in Abgrenzung zur Weiblichkeit konstruiert werden. In Bezug auf Weiblichkeitsvorstellungen sind jedoch starke Veränderungen in Russland zu konstatieren: Die Veränderungen und Verfielfältigungen der Frauenrolle führen zu Abgrenzungsproblemen bei den Männern. Die Männlichkeitsvorstellungen der befragten Männer aus der Arbeiterklasse konstituieren sich hingegen weniger in Differenz zu Weiblichkeitsvorstellungen und sind demnach weniger gefährdet durch Veränderungen in den Weiblichkeitskonstrukten. Insofern ist der Habitus der Männer der Arbeiterklasse auch in geringerem Maße verunsichert als derjenige der Mittelklassenmänner. Darüber hinaus zeigen sich bei Mittelschichtsangehörigen patriarchale Deutungsmuster, die zu Ungleichheiten in den Paarbeziehungen führen, während hingegen die Geschlechterbeziehungen bei den Angehörigen der Arbeiterklasse liberaler sind, da diese stärker pragmatisch orientiert sind. Die Untersuchung verweist zugleich auf die unterschiedlichen Geschlechterdiskurse in den sozialen Schichten, die zukünftig genauer in den Blick der Forschung genommen werden sollten.

4 Resümee: Umriss der neuen osteuropäischen, postsozialistischen Geschlechterverhältnisse

Der Wandel der (hegemonialen) Männlichkeitskonstrukte ist Teil eines Wandels von Geschlechterverhältnissen und der Neudefinition der Beziehungen zwischen Männern und Frauen. Das komplexe Zusammenspiel der Geschlechterkonstrukte in Osteuropa erfuhr nach dem Zusammenbruch des sozialistischen Systems 1989 eine tiefgreifende Erschütterung. Diese hatte sich freilich bereits in der Endphase des Sozialismus angekündigt, wurde jedoch nach dem Systemwechsel in einem von vielen Subjekten als krisenhaft empfundenen Orientierungs- und Werteverlust und einer Phase der Suche manifest. Während dieser Phase wurden verschiedene Modelle der Neuorientierung und der Neusetzung von Geschlechter- und

Männlichkeitskonstrukten erprobt. Die Gesellschaften Osteuropas griffen dabei einerseits auf unterschiedliche Traditionen zurück – auf die jeweiligen nationalen präsozialistischen sowie auf die sozialistischen – und reihten sich andererseits in die globalen Entwicklungen ein. Ostdeutschland vollzog in diesem Prozess durch seine gemeinsamen historischen Wurzeln mit der alten Bundesrepublik eine etwas andere Entwicklung. In dem daraus entstehenden Konglomerat aus globalen und national-lokalen Geschlechter- und speziell Männlichkeitskonstrukten lassen sich einige Spezifika erkennen, die für alle hier untersuchten Länder Osteuropas gleichermaßen zutreffen und sich dabei zum Teil von den Entwicklungen in westlichen Ländern unterscheiden.

Zum einen lässt sich für die untersuchten osteuropäischen Länder eine Repatriarchalisierung feststellen. Dieser Tendenz wurde durch die Widersprüchlichkeit der sozialistischen Geschlechterverhältnisse Vorschub geleistet, denn das Weiblichkeitskonstrukt im Sozialismus erweiterte sich lediglich um die Erwerbsarbeit („arbeitende Mutter“), während das Männlichkeitskonstrukt auf die Arbeit fokussiert blieb. Bei der Erneuerung patriarchaler Strukturen nach der Wende wird in den einzelnen Ländern auf unterschiedliche historische Traditionen zurückgegriffen: So begründet sich beispielsweise der bulgarische Wandel vom strukturellen zum häuslichen Patriarchat mit Traditionen des bäuerlichen Bulgariens in der vorsozialistischen Zeit und wird außerdem mit dem Vorbild Europa legitimiert; in Polen hingegen steht die Renaissance des Patriarchats vorrangig in Verbindung mit der Dominanz der katholischen Kirche. Darüber hinaus knüpfen die Länder Osteuropas an die allgemeinen Globalisierungsentwicklungen an, welche sie indes national-lokal einfärben. So trägt die osteuropäische Variante des globalen Unternehmer-Typs ausgeprägte Züge von Machismus und Militarismus, die sich so in den westlichen Ländern nicht finden.

Zum anderen wird aber deutlich, dass ein großer Teil der Männer und Frauen an der Vorstellung gleichberechtigter Partnerschaften festhält oder eine solche neu entfaltet hat. Diese Idee der Gleichstellung wird unterschiedlich begründet. Während sie etwa in Ostdeutschland mit der sozialistischen Geschichte in Bezug gesetzt wird, wird sie dagegen beispielsweise in Bulgarien mit der historischen Situation der 1930er Jahre begründet, in denen das Land eine Modernisierungsphase durchlief, in die auch die Frauen involviert waren.

So herrscht also einerseits die patriarchale Idee vom männlichen Familienernährer in Osteuropa vor, andererseits ist jedoch ein sehr hoher Anteil an Frauen erwerbstätig. Diese Situation ist sicher der prekären wirtschaftlichen Situation in den Familien geschuldet, geht darin aber nicht auf. Die Weiblichkeitskonstruk-

te sind deutlich weniger traditionell als erwartet und sie sind offener für neue Anstöße als die Männlichkeitskonstrukte. Diese widersprüchlichen Entwicklungen legen nahe, nicht von einer durchgängigen Retraditionalisierung osteuropäischer Geschlechterverhältnisse auszugehen, sondern gerade die Ungleichzeitigkeiten und Widersprüchlichkeiten in den Blick der Forschung zu nehmen.

Literaturverzeichnis

- Apelt, Maja (2005): Geschlecht und Militär – Grundzüge der neueren Diskussion. In: Ahrens, Jens-Rainer/Apelt, Maja/Bender, Christine (Hg.): Frauen im Militär. Empirische Befunde und Perspektiven zur Integration von Frauen in die Streitkräfte. Wiesbaden, 13 – 31.
- Bereswill, Mechthild/Meuser, Michael/Scholz, Sylka (2007): Männlichkeit als Gegenstand der Geschlechterforschung. In: Bereswill, Mechthild/Meuser, Michael/Scholz, Sylka (Hg.): Dimensionen der Kategorie Geschlecht. Der Fall Männlichkeit. Münster, 7 – 21.
- Bourdieu, Pierre (1997): Eine sanfte Gewalt. Pierre Bourdieu im Gespräch mit Irene Dölling und Margarete Steinrücke. In: Dölling, Irene/Krais, Beate (Hg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt a. M., 218 – 258.
- Carrigan, Tim/Connell, R. W./Lee, John (1985): Towards a New Sociology of Masculinity. In: *Theory and Society* 5, 551 – 604.
- Connell, R. W. (1995): *Masculinities*. Cambridge/Oxford.
- Connell, R. W. (2000): *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Opladen.
- Connell, R. W. (2005): Globalization, Imperialism, and Masculinities. In: Kimmel, Michael S./Hearn, Jeff/Connell, R. W. (Hg.): *Handbook of Studies on Men & Masculinities*. Thousand Oaks et al., 71 – 89.
- Connell, R. W./Messerschmidt, James W. (2005): Hegemonic Masculinity. Rethinking the Concept. In: *Gender & Society* 19, 829 – 859.
- Dinges, Martin (2005): „Hegemoniale Männlichkeit“ – ein Konzept auf dem Prüfstand. In: Dinges, Martin (Hg.): *Männer – Macht – Körper: Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute*. Frankfurt a. M./New York, 7 – 36.
- Erhart, Walter (2005): Das zweite Geschlecht: „Männlichkeit“, interdisziplinär. Ein Forschungsbericht. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 30, 156 – 232.

- Hearn, Jeff (2004): From hegemonic masculinity to the hegemony of men. In: *Feminist Theory* 5, 49 – 72.
- Higate, Paul/Hopton, John (2005): War, Militarism, and Masculinities. In: Kimmel, Michael S./Hearn, Jeff/Connell, R. W. (Hg.): *Handbook of Studies on Men & Masculinities*. Thousand Oaks et al., 432 – 447.
- Jähner, Gabriele et al. (Hg.) (2001): *Gender in Transition in Eastern and Central Europe Proceedings*. Berlin.
- Kraft, Claudia (2006): Paradoxien der Emanzipation. Regime, Opposition und Geschlechterordnungen im Staatssozialismus seit den späten 1960er Jahren. In: *Zeithistorische Forschungen/Studies of Contemporary History*. Online-Ausgabe 3, <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Kraft-3-2006>.
- Luleva, Ana (2005a): Transformation und Geschlechterordnung im postsozialistischen Bulgarien. In: Schäfer, Eva et al. (Hg.): *Irritation Ostdeutschland. Geschlechterverhältnisse in Deutschland seit der Wende*. Münster, 60 – 75.
- Luleva, Ana (2005b): „Die Frauenfrage“ im sozialistischen Bulgarien – Ideologie, Politik, Realität. In: Roth, Klaus (Hg.): *Sozialismus: Realitäten und Illusionen. Ethnologische Aspekte der sozialistischen Alltagskultur*. Wien, 129 – 155.
- Luleva, Ana (2008): *Informal Work and Gender Equality in Bulgaria*. In: Klenner, Christina/Leiber, Simone (Hg.): *Welfare States and Gender in Central-Eastern Europe (CEE)*. Düsseldorf. (im Druck).
- Marody, Mira/Giza-Poleszczuk, Anna (2000): Changing Images of Identity in Poland: From the Self-Sacrificing to the Self-Investing Woman? In: Gal, Susan/Klingman, Gail (Hg.): *Reproducing Gender. Politics, Publics, and Everyday Life after Socialism*. Princeton/New Jersey, 151 – 175.
- Martschukat, Jürgen/Stieglitz, Olaf (2005): „Es ist ein Junge!“ Einführung in die Geschichte der Männlichkeiten in der Neuzeit. Tübingen.
- Mesherkina, Elena (1999): Biography of „new russian men“: Gender legitimization of business undertakings in the post-soviet space. In: *Gender Studies* 2, 123 – 145.
- Meščerkina-Roždestvenskaja, Elena (2002a): Sociologičeskaja konceptualizacija maskulinnosti (Soziologische Konzeptualisierung der Maskulinität). In: *Socis* 11, 5 – 25.
- Meščerkina-Roždestvenskaja, Elena (2002b): Bytie mužskogo soznaniija: opyt rekonstrukcii maskulinnoj identičnosti srednego i rabočego klassa (Die Existenz des männlichen Bewusstseins: Die Rekonstruktion der männlichen Identität

- bei Vertretern der Mittel- und Arbeiterklasse). In: Ušakin, Sergej (Hg.): O muže(N)stvennosti. Moskva, 268 – 287.
- Meuser, Michael (2006): Hegemoniale Männlichkeit – Überlegungen zur Leitkategorie der Men's Studies. In: Aulenbacher, Brigitte et al. (Hg.): Frauen-MännerGeschlechterforschung. State of the Art. Münster, 160 – 175.
- Meuser, Michael/Scholz, Sylka (2005): Hegemoniale Männlichkeit. Versuch einer Begriffserklärung aus soziologischer Perspektive. In: Dinges, Martin (Hg.): Männer – Macht – Körper: Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute. Frankfurt a. M./New York, 211 – 228.
- Müller, Elena V. (2006): War der Zusammenbruch der Sowjetunion Ausdruck eines lange verdrängten Generationenkonflikts? In: Bürgel, Tanja (Hg.): Generationen in den Umbrüchen postkommunistischer Gesellschaften. Erfahrungstransfers und Differenzen vor dem Generationenwechsel in Russland und Ostdeutschland. SFB-580-Mitteilungen 20, Universität Jena, 13 – 20.
- Münkler, Herfried (2002): Die neuen Kriege. Reinbek bei Hamburg.
- Ušakin, Sergej (Hg.) (2002): O muže(N)stvennosti (Über Männlichkeit). Moskva.
- Novikova, Irina/Kambourov, Dimitar (Hg.) (2003): Men in the Global World. Integrating Post-Socialist Perspectives. Saarijärvi.
- Ritter, Martina (2001): Müttermacht im Patriarchat – Geschlechterverhältnisse in Russland. In: Ritter, Martina (Hg.): Zivilgesellschaft und Gender-Politik in Russland. Frankfurt a. M./New York, 21 – 40.
- Schäfer, Eva et al. (Hg.) (2005): Irritation Ostdeutschland. Geschlechterverhältnisse in Deutschland seit der Wende. Münster.
- Scholz, Sylka (2004): Männlichkeiten erzählen. Lebensgeschichtliche Identitätskonstruktionen ostdeutscher Männer. Münster.
- Szczepaniak, Monika (2007): Ulanen und Stahlhelden. Konstruktion der polnischen und deutschen militärischen Männlichkeit im Kontext des Ersten Weltkrieges. In: CONVIVIUM. Germanistisches Jahrbuch Polen. Bonn, 95 – 118.
- Tosh, John (2004): Hegemonic masculinity and the history of gender. In: Dudink, Stefan/Hagemann, Karen/Tosh, John (Hg.): Masculinities in Politics and War. Gendering Modern History. Manchester/New York, 41 – 58.
- Walter, Willi (2000): Gender, Geschlecht und Männerforschung. In: Braun, Christina von/Stephan, Inge (Hg.): Gender-Studien. Eine Einführung. Stuttgart/Weimar, 97 – 115.

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Holger Brandes

Prof. Dr., Diplom-Psychologe und Diplompädagoge, Gruppentherapeut, Professor für Psychologie an der Evangelischen Hochschule für Soziale Arbeit Dresden. Forschungsschwerpunkte: Männerforschung, Gruppenforschung, frühkindliche Bindung. Letzte Buchpublikation: Hauptsache Fußball. Sozialwissenschaftliche Entwürfe (Gießen 2006).

Claudia Dreke

Diplom-Soziologin, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Erziehungswissenschaft an der Universität Potsdam. Forschungsschwerpunkte: Formen sozialer Differenzierung von Schülern durch Lehrende in Italien und Deutschland, kulturelle Differenzen, Wissenssoziologie, rekonstruktive Sozialforschung. Letzte Publikation: Erfolg und Scheitern im ‚fremden Osten‘. In: Zahlmann, Stefan/Scholz, Sylka (Hg.): Scheitern und Biographie. Die andere Seite moderner Lebensgeschichten (Gießen 2005, 127 – 142).

Lidia Głuchowska

Dr. phil., Polonistin, Kunsthistorikerin, Ausstellungsmacherin, unterrichtet Kunst- und Kulturgeschichte an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder und der Universität Zielona Góra. Forschungsschwerpunkte: Künstlerpaare, Wechselbeziehungen zwischen bildenden Künsten und Literatur. Letzte Buchpublikation: Avantgarde und Liebe. Margarete und Stanislaw Kubicki 1910 – 1945 (Berlin 2007).

Ana Luleva

Ph.D., Ethnologin, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Ethnologischen Institut der Bulgarischen Akademie der Wissenschaft in Sofia, Leiterin mehrerer Forschungsprojekte zur Transformation von Gender im Balkan. Forschungsschwerpunkte: Geschlechterforschung im Sozialismus und Postsozialismus, Gender und Gedächtnis, qualitative Methoden. Letzte deutschsprachige Publi-

kation: Transformation und Geschlechterordnung im postsozialistischen Bulgarien. In: Schäfer, Eva et al. (Hg.): Irritation Ostdeutschland. Geschlechterverhältnisse seit der Wende (Münster 2005, 66–75).

Elena V. Müller

MA, Slavistik, Anglistik, Amerikanistik und Soziologie, geboren und aufgewachsen in Leningrad, Lektorin für Russisch an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder. Forschungsschwerpunkte: Zeitgeschichte Russlands, sowjetische und postsowjetische populäre Kultur. Letzte Publikation: Die sowjetische Filmkomödie der Nach-Stalinzeit in ihrer historischen Entwicklung. In: Karl, Lars (Hg): Leinwand zwischen Tauwetter und Frost. Der osteuropäische Spiel- und Dokumentarfilm im Kalten Krieg (Berlin 2007, 93–112).

Elena Roždestvenskaja

Prof., Ph.D., Soziologin, Abteilungsleiterin des Instituts für Soziologie an der Russischen Akademie der Wissenschaften, Moskau und Professorin an der Staatlichen Universität „Höhere Schule für Wirtschaft“, Herausgeberin der russisch-englischen Zeitschrift *Interaction. Interview. Interpretation* (Moskau). Forschungsschwerpunkte: Biographieanalyse, Gendersoziologie, Familistik. Letzte Buchpublikation: *Oral History and Biography: Women's View* (Moscow 2004).

Sylka Scholz

Dr. rer. pol., Soziologin und Kulturwissenschaftlerin, SS 2006 und WS 2006/07 Gastprofessorin für Internationale Frauen- und Geschlechterforschung an der Stiftung Universität Hildesheim, derzeit wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie der TU Dresden. Forschungsschwerpunkte: Geschlechterverhältnisse in Ostdeutschland und Osteuropa, theoretische und empirische Männlichkeitsforschung, Medien und Politik, qualitative Methoden. Letzte Buchpublikation: *Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit* (Münster 2007), mit M. Bereswill und M. Meuser.

Erhard Stölting

Prof. Dr. phil., Soziologe, Professor für Allgemeine Soziologie an der Universität Potsdam. Forschungsschwerpunkte: Soziologiegeschichte, informelle Strukturen, russische Gesellschaft, Hochschulen, politische Emotionen, kollektive Identitätskonstruktionen. Letzte Buchpublikation: *New Regional Identities and Strategic Essentialism. Case Studies from Poland, Italy and Germany*

(Münster 2007), gemeinsam mit D. Rost, E. Zarycki, P. Pasi, P. Pedrazzini, A. Tucholska.

Monika Szczepaniak

Prof. Dr., Literaturwissenschaftlerin, Professorin für Kulturwissenschaft an der Universität Bydgoszcz (Polen). Forschungsschwerpunkte: Literaturgeschichte des 20. Jahrhunderts, Elfriede Jelinek, das Blaubart-Motiv in der deutschsprachigen Literatur, Männlichkeitskonstruktionen in der deutschen und polnischen Kultur. Letzte Buchpublikation: Männer in Blau. Blaubart-Bilder in der deutschsprachigen Literatur (Köln et al. 2005).

Toni Tholen

Prof. Dr. phil., Literaturwissenschaftler, Professor für Literaturwissenschaft und Literaturdidaktik am Institut für deutsche Literatur und Sprache der Stiftung Universität Hildesheim. Forschungsschwerpunkte: Männer- und Geschlechterforschung, Literatur- und Kulturtheorie, Ethik und Ästhetik, Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart (insbesondere 20./21. Jahrhundert). Letzte Buchpublikation: Verlust der Nähe. Reflexionen von Männlichkeit in der Literatur (Heidelberg 2005).

Weertje Willms

PD Dr. phil., Komparatistin, Kulturwissenschaftlerin, Slavistin, Privatdozentin am Institut für Literaturwissenschaft an der TU Berlin. Forschungsschwerpunkte: Genderforschung, Diskursanalyse, Literatur und Psychologie, Absurde, deutsche und slavische Romantik. Letzte Publikation: Literarisches Wissen um Schizophrenie und Wahn bei Büchner, Gogol' und Dostoevskij. In: Klinkert, Thomas/Neuhofer, Monika (Hg.): Literatur, Wissenschaft und Wissen seit der Epochenschwelle um 1800 (Berlin/New York 2008, 89 – 109).